A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Sechster Band

enthält:

Thomas von Pampel. – Unterhaltungen für müßige Stunden.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1841.

Thomas von Pampel,

genannt

Kellerwurm.

Geschrieben 1806.

Erstes Kapitel.

Umriß des Helden.

„Halt, Kutscher! — Potz Wetter! so halt doch, du tauber Esel!" — rief Junker Thoms, als er in der Vorstadt nah am Thore eines Bäckerladens ansichtig wurde, wornach er schon lange seine Augen vergebens auf Kundschaft ausgesandt hatte. Der Pferdelenker, den die dicken Backen seiner Pudelmütze etwas harthörig machten, vernahm endlich das Zetergeschrei seines hungrigen Herrn, und zügelte das Rappen- und Schimmelgespann. Thoms wälzte sich aus der Kalesche und kaufte für drei Groschen Semmeln, nach langer Auswahl der größten und vollwichtigsten Zeilen. Dann fuhr er, lustig speisend, hinein in die Stadt und antwortete kauend auf die gewöhnlichen Thorfragen: er heiße Thomas von Pampel, und komme vom Landgute seines Vaters, um bei der Garnison als Kadett angestellt zu werden.

Der wachhabende Officier (ein gewisser Herr von Springwall, den wir in der Folge näher werden kennen lernen) sah den wohlbeleibten Jüngling mit Verwunderung an, wünschte lächelnd ihm Glück und entließ ihn ohne weitere Umstände, weil er ihn, wie er sagte, nicht länger abhalten wolle, sein ansehnliches Frühstück in Ruhe zu genießen.

Der Wagen rumpelte fort. Die versammelte Thorwache dünkte sich durch den Scherz des Officiers berechtigt, ein lautes Gelächter aufzuschlagen und über die drollige Figur des neuen Waffenbruders tapfer zu witzeln. Nun, es war nicht zu läugnen, daß ihn ein stattlich runder Bauch, strotzende Pausbacken, eine Unterkehle von einigen Stufen, und kurze, dicke Elephantenbeine vor tausend andern jungen Burschen auszeichneten, und ihn, da er übrigens von kleiner Statur war, zu einer purzlichen Tonnengestalt machten, die man nicht ohne Gemüthsergötzung ansehen konnte. Ihn focht das nicht an, und er zähmte deßhalb seinen raschen Appetit nicht im geringsten. Der Bauch war sein Gott und sein Staat, den er eben so thätig zu arrondiren suchte, wie die Fürsten den Körper ihrer Reiche.

Schon als Säugling schien er mit diesem Vorhaben beschäftigt. Es mußten ihn zwei Ammen verpflegen, denn Eine that ihm nicht genug; und nebenher genoß er noch von derben Speisen so viel, als ein erwachsener Mensch. Seine unmäßige Eßlust vermehrte sich mit den Jahren, und ward von seiner Mutter, die etwas schwachen Verstandes war und selbst gern den ganzen Tag schlampamte, eben so geflissentlich befördert, wie andere vernünftige Aeltern dieser widrigen und verderblichen Unart entgegenarbeiten. Sie unterhielt Jahr aus Jahr ein für sich und ihr Goldsöhnchen ein großes Magazin von Leckereien aller Art, und so oft er sich vor ihr sehen ließ, fragte sie recht ängstlich: „Bist du nicht hungrig? Willst du nicht essen?“ Es versteht sich, daß er immer Ja sagte. Nun bot sie ihm alle ihre Nahrungsschätze, und drang ihm noch mehr davon auf, als er selbst wählte. So erlangte sein Magen eine unglaubliche Fertigkeit, viel zu beherbergen. Mutter Gans hatte ihre einzige Freude daran; und da sie des Glaubens

lebte, daß Kopfanstrengung den Körper und besonders die Verdauungswerkzeuge schwäche, so stritt sie heftig dagegen, wenn Thomschen zum Lernen angehalten werden sollte. Sie selbst hätte die schönste Gelegenheit gehabt, ihn wenigstens in der Geographie nach der neuen Methode zu unterrichten, die im Pariser Almanach des Gourmands empfohlen wird und darin besteht: daß man bei jedem Lande und bei jeder Stadt, die man den Kindern nennt, ihnen die vorzüglichsten Speisen, die dort erzeugt oder bereitet werden, zu genießen gibt. Zum Beispiel: bei Westphalen — ein Stückchen Schinken: bei Göttingen — eine Wurst; bei Nürnberg — einen Pfefferkuchen und so weiter. Wäre diese Lehrart bei dem kleinen Thomasius angewandt worden: er hätte gewiß in der Erdkunde die herrlichsten Fortschritte gethan. Aber Mama ließ ihn die halbe Welt durchschmausen, ohne ihm nur zu sagen, daß er in Deutschland zu Hause sey.

Es hatte ganz das Ansehen, als wollte sie ihn aus blinder Affenliebe zu Tode füttern; doch kaum war er sechs Jahre alt, da starb sie selbst plötzlich an einer unheilbaren Ueberladung des Magens. Nun übernahm der Vater (der sich bisher, aus Liebe zum edlen Hausfrieden, um die Erziehung wenig bekümmert hatte) das Verpflegungsamt und griff die Sache ganz anders an. Er besorgte, das junge Herrlein würde zuletzt ein wahrer Nimmersatt werden, und beschränkte deßhalb seine Mundportionen mit spartanischer Strenge. Allein der Versuch, den kleinen Vielfraß zur Mäßigkeit zu gewöhnen, kam zu spät. Er schnurrte, über Hunger klagend, im Dorfe herum, erwarb sich Gastfreunde durch lustige Possen, und schnellte manchen einfältigen Bauerknaben durch Ränke und Schwänke um sein Butterbrod. Auch im väterlichen Hause war nichts Ge-

nießbares vor ihm sicher. Er schüttelte das Obst noch unreif von den Bäumen, plünderte die Hühnernester und ließ sich heimlich Eierkuchen backen. Als er älter ward, mußte der Vater die Kellerschlüssel immer in der Tasche führen und bei Nacht unter sein Kopfkissen legen: sonst stand der Herr Sohn wie ein Blitz vor den Wein- und Bierfässern und zapfte so lange, bis er sich ein Räuschchen getrunken hatte.

Dabei liebte er Ruhe und Bequemlichkeit über alle Maßen, und trieb dieß sogar bis zur leidenschaftlichen Verehrung oder vielmehr Anbetung der Faulheit; denn sie ward ja in unsern Tagen für göttlich erklärt. Den Himmel dieser Göttin und seinen — das Bett — verließ er keinen Morgen eher, als bis ihn ein v terliches Donnerwetter herausjagte; und auf dem nächsten Stuhle schlief er wieder ein, sobald er irgend eine Arbeit vor die Hand nehmen mußte. Nur dann war er geschäftig wie eine Biene und verschmitzt wie ein Fuchs, wenn es darauf ankam, seinem Gaumen einen behaglichen Genuß zu bereiten. Mit Einem Worte: Müßiges Wohlleben war sein Dichten und Trachten von Jugend auf.

Bei allen diesen Untugenden konnte man ihm nicht gram seyn. Er war ohne Falsch, hatte Mutterwitz und eine reiche Ader von lustiger Laune, die auch bei den empfindlichsten Widerwärtigkeiten, die ihn betrafen, nicht versiegte.

Seine schwächste Seite war ein hoher Grad von Feigheit. Er verstand sich jedoch meisterlich darauf, diese Aehnlichkeit mit dem Hasengeschlechte unter der Larve der Prahlerei zu verstecken, und sich vor Leuten, die ihn nicht genau kannten, das Ansehen eines Löwen zu geben. Sein eigener Vater wußte nicht, wie schlimm es mit seiner Herzhaftigkeit aussah, und bestimmte ihn ohne Bedenken zum Sol-

datenstande. Der Chef des nächsten Regiments, der sein alter Freund war, gewährte die erbetene Kadettenstelle aufs erste Wort. Thomas war damals schon ein Knäblein von zwanzig Jahren.

Als ihn der Vater an den Reisewagen begleitete, kam der Schenkwirth des Dorfs außer Athem gelaufen und überreichte die Rechnung einer starken Bierschuld, die unsere angehende Kriegsgurgel — eine veraltete, aber hier sehr passende Benennung eines unmäßigen Soldaten — heimlich gemacht hatte. Dieser Auftritt versäuerte die Zärtlichkeit des Abschieds ein wenig; doch nach kurzem Sträuben übernahm der Vater die Lösung des angebundenen Bären.

Zweites Kapitel.

Die Kinder und der Papa. — Rekruten-Leiden.

„Alle Wetter!“ — rief der General bei der Vorstellung des neuen Kadetts — „Das heißt doch ein stammhafter Rekrut! — Oder hat er vielleicht ein halb Schock Röcke und Wämser über einander gezogen?“

Thomas war nicht beherzt genug, diesen falschen Verdacht zu widerlegen; aber der Feldwebel, der ihn hergeführt hatte, versicherte für ihn: er habe nur ein einziges Fähnchen auf dem Leibe.

„Nun, da kann er sich, bei meiner Seele! für Geld sehn lassen!“ sagte der spaßhafte Feldherr. „Aber so ein Prälatenbauch und die knappe Löhnung! — Wie werden sich die zusammen vertragen? — Gibt's brav Zuschuß von Hause?“

Der Junker antwortete: sein Vater habe ihn beim Doktor Kirchhof in Kost und Wohnung verdungen.

„Bei unserm Kirchhof?“ — sprach der General und lachte gewaltig. „Das hat er gut gemacht, der Herr Vater! Des Doktors Küche ist ein wahrer Gesundheitstempel für solche Fleischmassen. — Nun geh, mein Sohn, laß dich in der Montirungskammer kleiden und lerne fleißig den Dienst! Ein großer Held wirst du wahrscheinlich nicht; aber einen tüchtigen Lückenbüßer in der Arme kannst du wohl abgeben.“ —

Thomas probte vergebens die Montirungskammer durch: es fand sich kein Rock, der ihm weit genug war. Der Regimentsschneider lieferte ihm eine neue Uniform, worin er Platz hatte, und nun sah er aus, wie der Großvater der übrigen Kadetten und Fahnjunker. Die muthwilligen Kinder neckten Anfangs den dicken Papa; allein er war doch nicht so feig, sich das gefallen zu lassen. „Ihr Spulwürmer! ihr Häringsleiber!“ fuhr er sie an: „Höhnt ihr mich deßwegen, weil ich keiner Schneiderelle gleiche, wie ihr? – Kommt nur in den Krieg, da stößt euch jeder Troßbube über den Haufen: aber ich — ich stehe fest, wie ein Berg!“ — So schalt er um sich herum mit geballter Faust, und schaffte sich Ruhe.

Die ersten Waffenübungen wurden ihm blutsauer, ob er sich gleich lange nicht so albern dazu anstellte, wie jener Rekrut, der nicht wußte, was rechts und links war und seinen Exercitienmeister in die Nothwendigkeit setzte, ihm auf den rechten Arm ein Büschel Heu und auf den linken ein Büschel Stroh zu binden, und Heu-um! Stroh-um! zu kommandiren. Unser Thomas begriff alles leicht; sein unbehülflicher Körper konnte nur das Begriffene nicht rasch genug ausführen. Da es vollends zum Abfeuern des Gewehrs kam, machte seine Furchtsamkeit das Uebel noch schlimmer. Er zitterte bei jedem Schuß, weil er sich immer die Möglichkeit dachte, der Flintenlauf könne zerspringen und ihn auf der Stelle seines jungen Lebens berauben.

Auch sein armer, aus dem Gliede hervorstrebender Bauch hatte mancherlei Verfolgungen auszustehen. Die Officiere nahmen an ihm eben so viel Aergerniß, als ehemals ein französischer Revolutionsschwärmer an dem berühmten Münsterthurm in Straßburg, der ihm ein solcher Dorn im Auge

war, daß er im Jacobinerklubb ernstlich und dringend vorschlug, ihn abzutragen, weil es den Grundsätzen der Gleichheit entgegen sey, daß ein Gebäude so *unverschämt stolz* über alle andere hervorrage.

Drittes Kapitel.

Der Kadett blokirt eine Festung.

Thomasens Vater diente weiland als Hauptmann in der Armee, und Kirchhof war Feldscheerer bei seiner Kompagnie. Daher schreib sich ihre Bekanntschaft. Der Wundarzt pfuschte nebenher ins Fach der innern Heilkunde, und erhielt von einer gefälligen Universität, die nicht ihn, sondern nur sein Geld examinirte, das Doktordiplom. Er hatte das Pulver nicht erfunden, das auf dem Schlachtfelde Tausende hinstreckt; aber die lateinischen Namensvettern dieses Mönchskindes, die er auf seinen Rezepten verschrieb, thaten wahrscheinlich dieselbe Wirkung: denn niemand in der ganzen Stadt grüßte ihn so höflich und so ehrerbietig, als der Todtengräber.

Nach diesem verdächtigen Zeichen zu urtheilen, war Kirchhof gewiß, dann und wann an der Verminderung des Menschengeschlechts nicht unschuldig. Er hätte daher auch billig für dessen Vermehrung sorgen und möglichsten Schadenersatz leisten sollen; allein er ließ den Segen: Seyd fruchtbar und mehret euch! nie über sich sprechen, sondern wirthschaftete als Hagestolz mit einer Haushälterin, deren ehrwürdiges graues Alter und beispiellose Häßlichkeit ihn übrigens vor dem Stich böser Zungen sicher stellten.

Diese Matrone, Namens Jutta, suchte in der Sparsam-

keit ihres Gleichen. Tausend lächerliche Anekdoten von ihrem Geize waren im Umlauf. Daher lachte denn auch der General, als er hörte, daß Thomas ihr Kostgänger ward. Sie hielt jedem zehn Mal umgewandten Pfennig, von dem sie sich trennen mußte, eine bewegliche Abschiedsrede, wobei ihr bisweilen Thränen in den Augen standen.

Unter ihrer Leitung war der Tisch immer so mäßig bestellt, daß der Doktor gewiß nie eine Magen-Ueberladung, die man sich in seinem Hause zugezogen hatte, in die Kur bekam. Er und sie schienen an dem dürftigen Gehalt der aufgetischten Zeisigsnäpfchen volle Genüge zu haben; Thomas hingegen machte große Augen, als ihm kleine Bissen vorgelegt wurden, die kaum ein Duodezmännchen aus Liliput gesättiget hätten. So lange sein von Hause mitgebrachtes Taschengeld aushielt, kümmerten ihn diese spaßhaften Schatten-Mahlzeiten wenig. Er eilte, sobald sie vorbei waren, in die nächste Garküche und aß mit Herzenslust auf Ein Mal so viel oder wohl gar noch mehr, als er in acht Tagen auf der Tafel seines Verpflegers zu sehen bekam.

Unter diesen Umständen ging es aber mit seinen Nothpfennigen bald auf die Neige; denn sein Vater hatte ihn mehr mit Lehren und Ermahnungen, als mit Silber und Golde versehen. Nun war guter Rath theuer, der Garkoch und der Bäcker versagten ihm Kredit, und seine Kameraden ein Darlehn. Der Hunger setzte ihm täglich mehr zu; er wurde matt wie eine Herbstfliege, und gerieth oft in Versuchung, seine Patrontasche anzubeißen.

In diesen Aengsten spielte er eine kleine Komödie, durch die er wenigstens auf ein paar Tage eine bessere Leibespflege zu gewinnen hoffte. Er fing nämlich an, über tausend Uebelkeiten zu klagen, wankte mit schleichenden Schritten herum, legte sich ins Bett und that so schachmatt, als

ob sein letztes Stündlein vorhanden sey. Nach seinen Gedanken sollte nun der Doktor die schleunigsten Anstalten treffen, ihn durch Kraftspeisen und alte, köstliche Weine wieder auf die Beine zu bringen. Herr Kirchhof war jedoch nicht gewohnt, mit der Rheinweinflasche gegen den Tod ins Feld zu rücken, wie heutigen Tages viele muthige Aerzte thun. Er kämpfte, wie deren Gegenfüßler, mit Purgiermitteln und Hafersuppen wider ihn, und griff auch jetzt eilig zu diesen Waffen, als er hörte, daß der Feind des Lebens gegen den Herrn von Pampel im Anzuge sey. Der verstellte Kranke sah sich also mit Verdruß in seiner Erwartung getäuscht, genoß aber dennoch, um sein Trugspiel nicht zu verrathen, eine Hand voll Pillen und schwemmte sie mit einer Tisane hinunter. Als das überstanden war, verließ er unverzüglich das Bett, um mit dem zweiten Gange dieses medicinischen Gastmahls verschont zu bleiben.

Es war ihm lange unbegreiflich, wie der Doktor und die ehrsame Schaffnerin das tägliche Fasten und Kasteien ihres Leibes aushalten, und dabei so munter und kugelrund seyn konnten. Besonders war Frau Jutta so wohlbeleibt, daß sie in dem Lande der Mauren, wo die schwerfälligsten und dicksten Weiber für die schönsten geachtet werden *, eine Venus vorgestellt hätte. Thomas kam endlich der Quelle ihres Wohlseyns auf die Spur. Er entdeckte, daß sie immer nach aufgehobener öffentlichen Tafel einen Privatschmaus mit einander hielten, und hierzu allerhand Leckerbissen aus der Speisekammer herbeischafften.

Dieses Magazin blokirten nun seine Augen so scharf, als bald nach Anfang des laufenden Jahrhunderts Englands Flotten die französischen Häfen. Wie aber Napo-

* Mungo Park's Reise in Afrika.

leons Schiffe oft ausliefen, ohne daß es den Britten gelang, sie aufzufangen: so sah auch er von einem Tage zum andern verdeckte Schüsseln hin und her tragen, die er nicht wegkapern konnte. Einer so fruchtlosen Blokade müde, beschäftigte er sich mit Entwürfen, die Bratenfestung zu überrumpeln. Doch das war nicht leicht. Die Kommandantin trug den Schlüssel nebst mehreren andern an ihrem Schürzenhaken, und rasselte damit wie ein Gespenst im Hause herum, ohne sich einen Augenblick von diesem Ehrenzeichen ihrer Würde zu trennen.

Viertes Kapitel.

Die Festung wird erobert.

Eines Abends, als der Doktor ausgegangen war, lud Frau Jutta den Kadett in ihr Stübchen ein, damit in dem seinigen Licht und Heizung erspart werden konnte. Er nahm die Ehre ihrer Gesellschaft mit Vergnügen an und bot allen seinen Witz auf, sie angenehm zu unterhalten, weil er durch eine gute Bewirthung dafür belohnt zu werden hoffte. Aber diese Rechnung schlug fehl. Er sprach sich den Mund vergebens trocken, und verschwendete sogar ohne glücklichen Erfolg eine Menge Handküsse, die zwar äußerst gnädig aufgenommen wurden, doch die undankbare Alte nicht bewogen, ihm ein Glas Wasser anzubieten. Sie hingegen watschelte mehrmals in ein Nebengemach und letzte sich im Stillen an einer Herzstärkung, die nach und nach wie ein Opiat auf sie wirkte. Sie schlief unter den geistvollen Reden ihres Gesellschaftskavaliers ein und gab so rauhe Töne von sich, als ob in der Nähe eine Bretmühle im Gang wäre.

Schweigend und mit verschränkten Armen betrachtete Thomas die reizende Schläferin, sah das Schlüsselbund an ihrer Hüfte, und ein böser Dämon, der in seinem leeren Magen wohnte, gab ihm den gefährlichen Rath, diese Gelegenheit zu einem Streifzuge in die Speisekammer zu

nutzen. Sein besserer Genius betete ihm zwar das siebente Gebot vor: allein er achtete das nicht, weil ihn schon in der frühesten Jugend seine Wärterin und andere Dienstboten belehrt hatten, daß Eßwaaren nicht darunter begriffen wären. Es kam also nur darauf an, ob Jutta fest genug schlafe. Er prüfte sie durch Husten und anderes Geräusch: sie rührte sich nicht. Er rüttelte und schüttelte sie, zupfte sie sogar an der Nase: sie lag wie ein gefühlloser Stein. So gesichert, schritt er behutsam zum Werke und häkelte mit katzenartiger Geschicklichkeit den Schlüsselring aus dem Schürzenbande.

Er kannte den rechten Burschen, und fand ihn bald aus der übrigen Gesellschaft heraus; doch plötzlich verlor er den Muth, die Sache weiter zu treiben. Es war ihm nicht bange, auf der That ertappt zu werden; er fürchtete blos, daß irgend ein Unhold die Schätze der Speisekammer bewachen und ihm das Genik brechen möchte. Man verdenke ihm das nicht! Viel klügere Leute, als er, glaubten vormals Gespenster. So soll sich, zum Beispiel, im Stadtarchive zu Hechingen in Schwaben ein landesherrlicher Befehl vom Jahre 1725 befinden, worin Jedem, der einen Kobold, Nix oder anderes Ungethüm, lebendig oder todt, dem Oberjägermeister einliefert, eine Belohnung von fünf Gulden versprochen wird.

Aber wären auch fünf Millionen zu gewinnen gewesen, eine so halsbrechende Jagd hätte Thomas gewiß nicht unternommen; denn er zitterte vor solchem grimmigen Wilde, wie vor dem lebendigen Teufel, und das machte ihn jetzt eine lange Weile sehr unentschlossen. Der Sporn der Lüsternheit stachelte ihn vorwärts; der Zügel der Angst zog ihn wieder zurück. Doch am Ende ward er hartmäulig und achtete des Zaumes nicht mehr. Er nahm das Licht

vom Tische, schlich auf den Zehen aus der Stube, schloß die Thür — um vor einem Ueberfall sicher zu seyn — leise hinter sich zu, öffnete mit gleicher Vorsicht die Speisekammer, senkte geschwind ein paar geräucherte Würste in die Tasche, und als er zurück kam, schlief die Matrone noch wie ein Hamster.

Wohlgemuth brachte er die Schlüssel wieder an ihren gewöhnlichen Ort, und lechzte vor Sehnsucht, die gemachte Beute in seinem Kämmerlein ruhig zu verzehren. Es schien ihm aber nicht räthlich, wie die Katze vom Taubenschlage davon zu gehen und sich dadurch verdächtig zu machen. Er setzte sich daher auf den Fußboden, und warf neben sich mit großem Gepolter einen Stuhl um. „Herr Jemine! was gibt's?“ rief Frau Jutta, aus dem Schlaf empor fahrend. Der Schalk sprang auf, rieb sich die Augen, und bat um Verzeihung, daß er sie erschreckt habe. Er sey eingeschlummert, gab er vor, und mit dem Stuhl umgefallen. Sie glaubte das, lachte sich aus dem Athem, und rieth ihm, zu Bette zu gehen. Er empfahl sich mit Freuden, und schlief so satt und fröhlich ein, als er seit langer Zeit nicht gewesen war.

Fünftes Kapitel.

Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

Die Speisekammer war so reichhaltig, daß zwei oder drei Plünderungen, die der Kadett kurz nach einander auf ähnliche Art unternahm, nicht bemerkt wurden. Durch sein Glück kühner gemacht, that er aber nun einen gar zu unverschämten Griff in die Würste, und hieß sogar einen ganzen Schinken mitgehn. So war es natürlich, daß die Hausverwalterin bei der nächsten Uebersicht ihrer Vorräthe die beträchtlichen Mängel wahrnehmen mußte.

Sie lief mit Jammergeschrei zum Doktor und gab ihm Kunde davon. Beide zerbrachen sich eine Weile mit schwankenden Muthmaßungen über den Thäter den Kopf. Am Ende ruhte der Verdacht auf dem eßgierigen Miethmann, und sie erriethen so ziemlich, wie er seine Partirerei angestellt hatte.

Aus Achtung gegen seinen ehemaligen Vorgesetzten, den alten Kapitän Pampel, wollte Kirchhof nicht an die große Glocke schlagen, daß der junge Herr lange Finger gemacht hatte; doch fand er nöthig, diesen ein Bißchen darauf zu klopfen, damit er künftig das Speisegewölbe in Ruhe lasse. Nach kurzem Besinnen gab ihm die Feigheit seines Hausgenossen, die seiner Beobachtung nicht entgangen war, eine Ruthe in die Hand, womit er ihn zu züchtigen beschloß.

Er vertraute sein Vorhaben der Haushälterin nicht, sondern befahl blos, den jungen Raubritter auf den Abend wieder in ihre Stube zu nöthigen, scheinbar einzuschlafen und sich nicht zu regen, er möge mit ihr vornehmen, was er wolle.

„Pfui, Herr Doktor!“ rief Jutta entrüstet: „Mit mir vornehmen lassen, was er will? — Das wär’ mir gelegen! Ich bin eine tugendhafte Person, daß Sie’s wissen! Eine Person, die auf Ehre hält; und der junge Lecker, der mir immer schon freundlich nachgeschlichen ist, könnte wahrlich auf Dinge verfallen, die mich zeitlebens in Schande brächten.“

„Hat nicht Noth!“ sagte Kirchhof. „Er wird nach Ihrem Schlüsselbunde greifen, und weiter nicht.

„Nun, das wollt’ ich mir auch ausbitten!“ versetzte sie. „Ich schreie sonst, daß man’s über zehn Häuser weg hört.“ —

Es ward Abend. Der Doktor machte geheime Anstalten in der Speisekammer und versteckte sich darin. Thomas wußte von dem allem nichts; und da er seit einigen Tagen keine Gelegenheit gefunden hatte, seine Naschbegierde zu befriedigen, so schlich er, wie der Fuchs um ein Hühnerhaus, vor der Stubenthüre der Alten herum und beehrte sie mit einem zierlichen Scharrfuß, als sie unter dem Schein, etwas in der Küche zu besorgen, herauskam.

„Guten Abend, Junkerchen!“ sagte sie freundlich. „Wie geht’s? wie steht’s? Friert Sie’s nicht in Ihrem Pallaste?“

„Ganz verdammt, liebes Mamachen!“ antwortete er und hauchte in die Hände.

„Na, so kommen Sie doch in meine warme Stube!“ sagte sie. „Ich bin freilich eine traurige Gesellschafterin; ich nicke bald ein.“

„Thut nichts!“ versetzte Thomas. „Sie sind mir auch schlafend die scharmanteste Frau von der Welt.“

So gegen einander höfelnd, traten sie in die Stube. Jutta pflanzte sich in ihren Lehnstuhl am Ofen und spielte bald die Schlafende. Thomas untersuchte die Festigkeit ihres Schlummers, erließ ihr sogar die Nasenprobe nicht, stahl ihr dann sauber die Schlüssel und schwebte so leicht, als ein solcher Bleimensch auf den Zehen schweben kann, mit einem Lichte in der Hand, aus dem Zimmer.

Er kam vor der Speisekammer glücklich an, öffnete sie sacht, drückte die Thür mit Vorsicht wieder zu und wandte sich rasch nach der Gegend, wo er fouragiren woll e. Aber o Himmel! welche gräßliche Schildwache fiel ihm dort in die Augen! Der Tod, der leibhafte Tod stand da, mit seiner Sense bewaffnet, klapperte mit allen seinen Gebeinen und bewegte sich ihm entgegen.

Er entsetzte sich, daß ihm Hören und Sehen verging, that einen Rücksprung, trat auf Erbsen, die am Fußboden verstreut lagen, glitt aus und fiel mit dem Gefäß in einen großen, bis oben an den Rand angefüllten Buttertopf, der unter ihm krachend zerplatzte. Da klebte nun der arme Schelm, wie ein Vogel an der Leimruthe; und als er sich mit Gewalt in die Höhe riß, blieb wenigstens ein Pfund Butter am Hintertheile seiner Beinkleider hangen. Unbewußt dieser Eroberung, floh er über Hals und Kopf. Seine Fußstapfen trieften, mit David zu reden, von Fett. Er stürzte wie ein gehetzter Hirsch in seine Kammer, warf sich unentkleidet in's Bett, wühlte sich tief in die Federn, und schlief unter Heulen und Zähnklappen ein.

Sechstes Kapitel.

Das seltsame Fieber. — Fatale Krankenbesuche.

Ein Kind kann es errathen, daß der Knochenmann in der Speisekammer nichts anders als ein Skelett war, das Kirchhof heimlich dahin stellte, und, hinter einem Schranke verborgen, durch Zugfaden bewegte. Thomas hatte sein Leben lang ein solches Beingerüst weder gesehen, noch in seinem Dorfe davon gehört: es war also kein Wunder, daß ihn ein panisches Schrecken ergriff. Das eben wünschte der Doktor, und schaffte noch in der Nacht das Geripp auf den Boden zurück, wo sein gewöhnlicher Standort war.

Am folgenden Tage sollte Thomas zum ersten Mal auf die Wache ziehen. Aber wie war das möglich, da die unglücklich abgelaufene Unternehmung des vorigen Abends seiner einzigen Montur eine Menge Butter- und Schandflecken angehangen hatte! Er mußte schlechterdings fehlen, als sich seine Kompagnie vor der Wohnung des Hauptmanns zur Wachparade stellte. Der Feldwebel kam, ihn zu holen, und wetterte barbarisch, als er ihn noch im Bette fand. „Ach, bester Herr," seufzte Thomas, „eifern Sie nicht so sehr! Ich stand mit Anbruch des Tages auf, und bin, wie Sie sehn, schon im Zeuge; aber plötzlich überfiel mich ein Schwindel — eine Art von Schlagfluß —

ich mußte wieder ins Bett kriechen, und bin noch so matt, daß ich nicht auf den Beinen stehen kann.“ —

„Mordpestilenz!“ fluchte der Feldwebel, „warum ließen Sie sich nicht bei Zeiten krank melden? Es ist Ihr Glück, daß wir nicht Krieg haben; sonst glaubte man, hol's der Henker! Sie hätten das Kanonenfieber.“ —

Hiermit ging er eilig davon, um einen Nothnagel auf den Paradeplatz zu schaffen. Auf der Treppe begegnete er dem Doktor, und empfahl ihm den Patienten. Kirchhof versprach mit schlauem Lächeln, ihn sogleich zu besuchen, und kaum freute sich Thomas, des donnernden Feldwebels los zu seyn, als schon der doppelt gefürchtete Hauswirth vor sein Bett trat. „Ich höre mit Bedauern,“ sprach er, „daß Sie plötzlich krank geworden sind. Lassen Sie mich doch Ihren Puls untersuchen!“

Zitternd reichte ihm Thomas den Arm. Kirchhof befühlte ihn und schien zu stutzen. „Sie sind wirklich sehr krank!“ sprach er: „Sie haben das Butterfieber! — Ums Himmels willen! wie kamen Sie dazu?“ —

„Ich wüßte doch nicht“ — stammelte Thomas, und ward kirschbraun im Gesichte.

„Sie haben's, auf mein Wort! Die Natur half sich aber schon, wie mich dünkt, durch einen starken Schweiß. Erlauben Sie doch!“ —

Rasch und unbarmherzig entzog er dem armen Junker, den ein vollständiges Angstfieber schüttelte, das Deckbett, und verbiß mit Mühe das Lachen, als er ihn in zerschmolzener Butter schwimmen sah. „Stehn Sie in Gottes Namen auf!“ sprach er: „Sie haben sich wieder gesund geschwitzt! — Aber ein unbegreifliches Räthsel ist mir der sympathetische Zusammenhang Ihrer Krankheit mit der Butter in meinem Speisegewölbe. Die ist in der vorigen

Nacht rappelköpfisch geworden, hat den größten Topf zersprengt, und ist durch die Thür, die ihr eine untreue Hand geöffnet haben muß, herausgelaufen, um Ihnen einen Besuch abzustatten. Das beweisen die Fußstapfen, die sie auf der Treppe und bis in Ihre Kammer herein zurückgelassen hat. Was sagen Sie dazu?“ —

„Was ich dazu sage?“ — rief Thomas, und sprang mit Verzweiflungsmuth aus dem Bette — „Ich sage, daß die Butter weiß, wohin sie gehört!“ —

„Ei! wohin denn?“ fragte der Doktor.

„In meinen Magen!“ sprach der Junker mit Nachdruck. „Mein Vater zahlt ein reichliches Kostgeld für mich: aber Sie und Ihre Frau Jutta lassen mich hungern, daß mich die Sonne durchscheinen könnte.“ —

„Das wird sie wohl bleiben lassen, die liebe Sonne!“ versetzte Kirchhof. „Ihr Bürgermeisterbauch, junger Herr, sagt mir gut dafür und ist mein bester Vertheidiger gegen Ihren Vorwurf, daß Sie an meinem Tische Hunger litten. Ich füttre Sie freilich nicht, daß Sie bersten möchten: wie wollt' ich, als Arzt, das verantworten? — Aber satt essen können Sie sich, und hätten nicht nöthig, Streiche zu machen, die Ihnen wie dem Hunde das Gras bekommen würden, wenn ich beim Regimente darüber Klage führte.“

Kirchhof nahm nun weiter kein Blatt vor den Mund, und es gab einen harten und unverblümten Wortwechsel; doch des Klappermanns gedachte keiner von Beiden. Thomas erwähnte vor Grausen dieser Erscheinung nicht, und sein Hauswirth ließ ihn gern glauben, daß es in der Speisekammer nicht geheuer sey, weil er sie dadurch am besten geschützt wußte. Aber während des Gezänks warf ihm sein Gewissen vor, daß er doch in der That seinem Kostgänger den Brodkorb zu hoch gehangen habe. Das be-

wog ihn, gelindere Saiten aufzuziehen und den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Frau Jutta, die sich während der Unterhandlungen einfand, trat dem Friedensschluß bei; denn Thomas hatte sich durch fleißige Schmeicheleien — die ihr freilich ein seltner Genuß waren — einen guten Stein in ihrem Herzensbrete verschafft. Sie erbot sich sogar, seine fetten Montirungsstücke zu reinigen, was ihr denn auch mit einem ansehnlichen Aufwand von Fleckkugeln trefflich gelang.

Siebentes Kapitel.

Gespenstergeschichten.

Einige Tage nachher zog Thomas wirklich auf die Wache und erhielt seinen Posten vor dem Hause des Generals, in einer einsamen Gegend, die bei den Rockenphilosophinnen der Stadt im Rufe war, daß es da spuke. Der Kadett hatte davon gehört, und die Angst seines Herzens war groß. Er sann hin und her, wie er sich von dem nächtlichen Schildern an diesem unheimlichen Orte befreien könnte, und hielt endlich für den besten Rath, plötzlich zu erkranken, da er auf der Hauptwache wenigstens nicht in Gefahr war, mit Pillen und Tisanen geängstigt zu werden. Als der Abend anbrach, warf er sich auf die Pritsche, krümmte sich wie ein Wurm, klagte über fürchterliche Leibschmerzen, und winselte so lange, bis ihm der wachhabende Officier erlaubte, nach Hause zu gehen. Aber sein Krankenspiel war nicht natürlich genug ausgefallen. Die ganze Wachstube behauptete nach seinem Weggange, es sey eitel Verstellung gewesen, weil er sich vor der Nachtwache gefürchtet habe.

Dieses Geschwätz lief oder flog vielmehr — denn böse Gerüchte haben Flügel — im Regimente herum, und kam auch dem Lieutenant Springwall zu Ohren, der ein Neffe des Generals und ein erzmuthwilliger Geist war. Er hatte (wie man sich aus dem ersten Kapitel erinnern wird)

bei der Ankunft des Herrn von Pampel die Thorwache, behielt ihn seitdem, wegen seiner grotesken Figur, immer auf dem Korne, und trachtete nach einer Gelegenheit, sich einen Hauptspaß mit ihm zu machen. Eine solche schien ihm jetzt gefunden, und er ergriff sie, als Thomasen das nächste Mal die Reihe des Wachdienstes wieder traf.

Der schlimmste Posten für feige Soldaten waren die Ruinen eines Nonnenklosters, dessen noch vorhandene Kapelle zu einem Magazin eingerichtet und mit einer Schildwache besetzt war. Es ging die Sage, daß die Geister der Klosterfrauen um Mitternacht auf den Trümmern ihrer irdischen Wohnung lustwandelten und sich nicht höflich bezeigten, wenn ihnen jemand zu nahe komme. Springwall, der Schadenfroh, brachte es durch den Adjutanten dahin, daß dieser Posten dem dicken Kadett zugetheilt wurde.

Dies schreckliche Loos trieb ihm die Haare zu Berge. Die Kameradschaft in der Wachstube bemerkte seine Angst, und einige der losen Gesellen vermehrten sie durch Mährchen, die sie aus dem Stegreif erfanden. Einer wollte einen großen schwarzen Bock, mit glühenden Augen und feurigen Hörnern, gesehn haben, und gab ihn keck für einen verwünschten Beichtvater der Nonnen aus; ein Anderer versicherte: es sey dort ein Reiter, mit dem Kopf unter dem Arme, auf einem dreibeinigen Esel bei ihm vorbeigetrabt; ein Dritter fabelte gar: ihn habe ein Nonnenhändchen mit so kräftigen Maulschellen heimgesucht, daß sein Kopf wie ein Kürbis aufgeschwollen sey. Kurz, sie wetteiferten mit einander, den armen Thomas, ihren gläubigen Zuhörer, wie ein Kind fürchten zu machen, und es gelang ihnen so vollkommen, daß er fast den Verstand, und — was bei ihm noch mehr sagen wollte — allen Appetit verlor. Er aß den ganzen Tag wenig oder nichts,

und befand sich gegen Abend in der That nicht wohl. Aber der wachhabende Lieutenant war gegen seine Klagen taub und betheuerte mit einem Strom von Flüchen: er müsse Schildwache stehn, lebendig oder todt.

Die Glocke schlug Elf. Der Kadett schauderte zusammen, stürzte voll Verzweiflung ein großes Glas Branntwein aus, schob ein Fläschlein dieses Muthtranks in die Tasche und schritt mit wankenden Knieen und leisen Stoßseufzern dem Gefreiten nach, der ihn zum Kloster führte.

Gleichwie — nach den Worten eines alten Kirchenliedes — gleichwie sich fein ein Vögelein im hohlen Baum versteckt, wenn's trüb hergeht: — so faßte auch er unter Weges den tröstlichen Entschluß, tief ins Schilderhaus zu kriechen, das Gesicht an die Hinterwand zu drücken und die ganze Welt mit dem Rücken anzusehen. Als er aber auf seinem Posten ankam, vermißte er mit Schrecken das wohlthätige Schutzgehäuse, worauf er gerechnet hatte, und der Gefreite wies ihn an, bei üblem Wetter in eine Halle zu flüchten, die sich vor der Pforte der Klosterkirche befand.

Diese hölzerne und schon ziemlich verfallene Laube, die gleichsam die Vorrede des Gotteshauses war, hatte für ihn eben so wenig Werth, als meistens die Vorreden der Bücher für den großen Haufen der Leser. Sie schien ihm ein unzulängliches Asyl; denn sie war so weit und so offen, daß ihn die Heerschaaren des Fürsten der Finsterniß von allen Seiten umzingeln konnten. Da jedoch keine vortheilhaftere Festung vorhanden war, so wählte er darin den sichersten Platz und stärkte fleißig sein zagendes Herz aus der Muthflasche. Diese ward leer, ohne daß sich irgend ein furchtbarer Popanz wittern ließ. Ein paar Fledermäuse, die ihm um den Kopf schwirrten, schienen ihm

zwar verdächtige Wesen; doch ward er bald mit ihnen vertraut, weil ihn der Geist der Flasche gegen andere Geister beherzt machte. Dafür hielt er sich wenigstens, und glaubte schon über den Berg seiner Noth hinweg zu seyn; aber der hinkende Bote kam nach. In der Ferne zeigte sich plötzlich eine weiße, vermummte Gestalt, dehnte sich zu einem Riesen aus, schrumpfte wieder zu einem Zwerge zusammen, und kam, so mit sich selbst spielend, immer näher. Unser Held gerieth in Todesangst und lief wie eine verzagte Maus, die ein Schlupfloch sucht, in der Halle herum. Indessen rückte die Erscheinung heran und war kaum noch zwanzig Schritte von ihm entfernt. Er riß den Mund weit auf, um Wer da? zu rufen, brachte aber ebensowenig als ein Schlafender, den der Alp drückt, einen Laut hervor. Dagegen brummte das Gespenst wie ein alter Zeiselbär. Vor Entsetzen vergaß der Kadett seines Fahneneides, warf das Gewehr von sich, suchte sein Heil in der Flucht und lief durch acht oder zehn Gassen, um sich in einem Hause zu verbergen. Keine Thür war mehr offen. Endlich sah er vor einem Gasthofe einen Frachtwagen stehen, der oben und auf allen Seiten mit einem ausgespannten Tuche bedeckt war. Rasch entschlossen kroch er unter dieß Zelt, streckte sich auf eine Schütte Stroh, die er im Wagen fand, und — schlief ein.

Achtes Kapitel.

Nächtliche Spazierfahrt. — Der Liebestempel auf Rädern.

„Donner und Hagel! Wo ist die Schildwache?“ lärmte der Gefreite, als er um Ein Uhr mit der ablösenden Mannschaft an's Kloster kam.

„Kreuzsapperment! die ist durch die Lappen gegangen!“ rief ein anderer Soldat.

„Blitz! da liegt das Gewehr und ich dabei!“ ächzte ein Dritter, der über die weggeworfene Muskete fiel.

Sie riefen Pampels Namen nach allen vier Himmelsgegenden aus, hielten dann Kriegsrath und beschlossen nach reifer Ueberlegung, ohne den abhanden gekommenen Kadett nach der Hauptwache zurückzugehen und den Vorfall anzuzeigen. Der Officier meldete die Sache weiter, und drei Kanonen verkündigten vom Walle, daß ein Ausreißer auf der Flucht sey.

Aber sie sagten eine Unwahrheit. Thomas war nicht auf der Flucht; wenigstens nicht mit freiem Willen. Benebelt und von Angst ermattet, schlief er hart und fest im Frachtwagen, und erwachte auch nicht, als der Fuhrmann in der zweiten Stunde nach Mitternacht mit wildem Halloh seine vier Hengste anspannte und aus der Stadt fuhr, ohne zu wissen, was er geladen hatte. Am Thore, durch das er auspassirte, war die Entweichung der Magazinwache

noch unbekannt, denn die Lärmkanonen hatten noch nicht gedonnert. Es fiel also Niemanden ein, den Wagen zu untersuchen.

Die Reise ging auf der Landstraße fort. In einem Dorfe, das ungefähr eine Meile von der Stadt lag, hielt der Fuhrmann vor der Schenke, um zu frühstücken und mit seiner Amante, der Stallmagd, ein Wörtchen im Vertrauen zu kosen. Dieß letztere Geschäft mußte mit Vorsicht behandelt werden. Der Wirth, ein strenger Sittenrichter, litt durchaus keine Liebeleien in seinen vier Pfählen. Er lauerte den durchreisenden Verehrern der Jungfer Mieke in allen Winkeln auf, und wen er auf bösen Wegen ertappte, dem wusch er unbarmherzig den Kopf und ließ ihn seine Zeche dreifach bezahlen.

Der gegenwärtige Leibkutscher unsers schlafenden Helden war schon mehrmals in dergleichen Bußen verfallen und hatte jetzt, um solchen kostspieligen Händeln auszuweichen, den genialischen Einfall, das Sprachzimmer seiner Zärtlichkeit in den Frachtwagen zn verlegen, wohin sich, wie er meinte, die Gerichtsbarkeit des mißgünstigen Gastwirths nicht erstreckte. Er gab Jungfer Mieken einen Wink; sie verstand ihn und eilte, sobald sie sich aus den Augen ihres Herrn wegstehlen konnte, zum beweglichen Liebestempel, wo sie ihren fahrenden Ritter (der jedoch um Vieles jünger und mannhafter, als der welke Ritter von der traurigen Gestalt war) schon zu finden hoffte. Allein er war noch nicht eingetroffen, und so hatte Thomas an seiner Stelle das Glück, von Miekchen inbrünstig umarmt zu werden.

Sie küßte, ihrer derben Natur gemäß, recht tapfer. Er, darüber erwachend, raffte sich auf und stieß mit heftiger Stimme das Wer da! aus, das er zwei Stunden zuvor dem Gespenste schuldig geblieben war. Das zärtliche Mägd-

lein erstarrte vor Bestürzung. In diesem Augenblicke kam der rechte Mann. Er hielt den militärischen Anruf für einen Scherz seines Liebchens, antwortete: „Gut Freund!" und schwang sich lustig auf der Seite, wo Thomas lag, in den dunkeln Wagen hinauf. Hier fiel ihm sogleich, da er mit verliebter Hast um sich griff, die Patrontasche des Kadetts in die Fäuste. O Himmel! was fluchte der eifersüchtige Kerl, und wie grimmig drasch er mit seiner Peitsche drauf los! Thomas fand nicht für gut, sich mit dem unbekannten Grobian zu katzbalgen, kollerte sich vom Wagen herunter und ergriff das Hasenpanier.

Er lief, so lange sein Athem aushielt, auf der Landstraße zurück, und glaubte immer, die Peitsche hinter sich sausen zu hören. Doch der zürnende Liebhaber, der sich mit seiner Schönen verständigen mußte, hatte nicht Zeit, ihm das Geleit zu geben. Dagegen machten zwei Bauern, die jetzt, da der Tag zu grauen begann, auf's Feld gingen, Jagd auf ihn. Schon matt, und überhaupt ein erbärmlicher Läufer, ward er bald eingeholt und ergab sich. Sie führten ihn, scharf bewacht, in die Stadt und überlieferten ihn dem Regimente.

Neuntes Kapitel.

Nachrichten von einer großen Räuberbande.

In der Hauptwache ward er mit schadenfrohem Jubel empfangen, und seine adelige Geburt schützte ihn nicht vor der Schmach, wie ein gemeiner Gefangener behandelt und in den gewöhnlichen hölzernen Käfich, der in die Wachtstuben eingebaut ist, gesteckt zu werden. Die ungehobelten Soldaten neckten und narrten ihn von außen wie einen Affen, und ließen ihm wenig Muße, über seinen Zustand nachzudenken und sich auf das Verhör vorzubereiten. Dennoch kam er noch zeitig genug mit der Erfindung eines Mährchens zu Stande, das er dem Kriegsgerichte muthig erzählte.

„Es war ungefähr gegen zwölf Uhr," — sprach er, — „als ich drei große, baumlange Männer, die mit Säbeln und Pistolen bewaffnet waren, und überhaupt wie Straßenräuber aussahen, in der Nähe meines Postens gewahr wurde. Sie standen beisammen und berathschlagten über die Ausführung eines Diebstahls. Ich hörte, wie sie die Rollen austheilten. Zwei von ihnen wollten die Leute, denen ihr Besuch zugedacht war, binden und knebeln; der Dritte sollte die Geldkasten erbrechen. Sie bemerkten mich nicht, weil ich unter der Halle stand, und sprachen sehr vernehmlich. Plötzlich trat ich hervor und rief: Wer da?

Sie stutzten und flohen. — Steht, Kanaillen, oder ich schieße! rief ich stärker. Sie liefen aus Leibeskräften; ich verlor sie aus dem Gesicht und hörte nur in der Ferne den schneidenden Ton eines Pfeifchens. Nun war einige Minuten lang alles ruhig. Doch, indem ich noch meine Augen starr nach der Gegend richtete, wohin die Bärenhäuter ihren Weg nahmen, ward ich plötzlich von hinten ergriffen und zu Boden geworfen. Ich sprang wieder auf, riß mein Seitengewehr aus der Scheide und hieb auf die Räuber — denn sie waren's, die sich leise herangeschlichen und mich niedergerissen hatten — mörderlich ein. Zwei stürzten, der Dritte lief davon, kam aber plötzlich mit einer Verstärkung von zwölf bis fünfzehn Mann zurück. Dieß Gesindel fiel vereint über mich her, rang mir den Pallasch aus der Hand, verband mir die Augen, drehte mir ein Schnupftuch in den Mund, schleppte mich eine Stunde lang unaufhaltsam fort, ließ mich dann los und entsprang. Ich riß die Binde von den Augen; es war noch Nacht, und ich überzeugte mich blos durch Anlaufen gegen Bäume, daß ich mich in einem Walde befand. Sobald es tagte, suchte ich den Heimweg, und ward von den Bauern, als vermeintlicher Deserteur, angehalten.“ —

Diese Aussage ging ihm, wie ein Vaterunser, vom Munde. Der Auditeur schrieb sie mit Kopfschütteln nieder, und fand sie so unwahrscheinlich, als sie es wirklich war. Thomas blieb aber bei mehrern Verhören, die in der Folge noch mit ihm angestellt wurden, unerschüttert dabei, und von Zeit zu Zeit wuchs die Zahl der Räuber in seinem Munde.

Zehntes Kapitel.

Der Klosterspuck zeigt sich bei hellem Tage und verhilft dem Kadett zu einer guten Mahlzeit.

Am Morgen des Tages, da das Urtheil gesprochen werden sollte, überraschte Herr von Springwall seinen Onkel mit dem Geständniß: daß er, in der Gestalt eines Gespenstes, den Kadett von seinem Posten verschreckt habe. Hinterher bat er dringend für den Gefangenen.

Der General starrte seinen Neffen an und bezeugte nicht wenig Lust, ihm selbst den Degen abzufordern. Doch ließ er sich besänftigen und überlegte, wie man den Desertionsprozeß in der Stille niederschlagen könnte, denn er hatte Mitleiden mit dem feigen Wicht, ungeachtet er Strafe verdient hatte.

Indem diese Sache dem alten Biedermann im Kopfe herumging, kam der Auditeur, um mit ihm über andere Geschäfte zu sprechen. Ehe er aber noch davon anfing, erzählte er die Neuigkeit, daß in der vergangenen Nacht auf einem nahen Rittergute ein gewaltsamer Einbruch geschehen sey, den eine Rotte von zehn bis zwölf bewaffneten Räubern verübt habe. „Nun, sehen Sie!“ fiel ihm der General lebhaft ins Wort. „Da kommt die Unschuld des Kadetts auf ein Mal an den Tag! Das ist die Bande, die ihn von seinem Posten schleppte!“ —

Der Auditeur zuckte ungläubig die Achseln; der General hingegen war kurz entschlossen, den Gefangenen sogleich loszulassen, der sich auch jetzt schon in einer anständigern Verwahrung als anfangs befand, da er einige Stunden in dem Kerker der Gemeinen zubringen mußte. Diese Schmach wäre ihm — beiläufig gesagt — bei einer andern Armee wahrscheinlich nicht widerfahren, und er hätte da wohl überhaupt, als adeliger Kadett, mehr Auszeichnung im Ganzen, und besonders mehr Schonung im Dienste genossen: allein hier war es nun einmal nicht anders, und man verzärtelte ihn um so weniger, da er kein Kind mehr, sondern ein erwachsener Mensch von zwanzig Jahren war, und sein Vater sich ausdrücklich erbeten hatte, den Weichling brav anzustrengen und seinem angebornen Hange zur Gemächlichkeit nicht durch die Finger zu sehen. —

Doch wieder zur Sache! Der General wollte also den Knoten zerhauen und den Arrestanten sofort der Haft entlassen. „In zweifelhaften Fällen“ — sprach er — „ist's meine Art, lieber einem Schuldigen die Strafe zu schenken, als einen Unschuldigen zu verdammen. Ueberdieß haben ja auch die Bauern, die den Kadett einbrachten, ausgesagt, daß er nach der Stadt hin gelaufen sey. Er hätte doch, wahrlich! den Gegenweg genommen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, zu desertiren.“ —

Der Auditeur gab zu, daß dieser Umstand (den er selbst noch nicht gehörig erwogen hatte) dem Gefangenen sehr zu Statten komme; doch dürfe man dennoch nicht wagen, ihn eher in Freiheit zu setzen, als bis das General-Kriegsgericht, nach vorläufiger Berichtserstattung, darüber entschieden habe.

„O, der langweiligen Umschweife!“ rief der General.

„Was kann denn am Ende daraus entstehen, wenn wir eigenmächtig verfahren?“

„Ein scharfer Verweis“ — antwortete der Auditeur — „vielleicht gar meine Entsetzung vom Dienst.“

„Fürchten Sie nichts!“ sagte der Chef: „Ich übernehme alle Verantwortung.“

Es war Mittagszeit. Der General ging zur Tafel. Gegen das Ende derselben ließ er den Kadett durch eine Ordonanz von der Hauptwache holen, in ein Nebenzimmer führen, ihm einen Tisch decken und eine große Hammelskeule auftragen, die auf der Tafel fast gar nicht berührt worden war. Thomas, der seit acht Tagen wenig zu beißen und zu brocken gehabt hatte, fiel mit Heißhunger darüber her, und nach einer kleinen halben Stunde waren nur noch die kahlen Knochen davon übrig. Jetzt sah er erst mit Schrecken, daß er zu unbescheiden zugelangt hatte. Er war in der peinlichsten Verlegenheit und wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er die ungenießbaren Ueberbleibsel in die Tasche steckte, um sie den Augen der Livree und ihren spöttischen Glossen zu entziehen.

Doch ehe man noch seinen Tisch abräumte, trat der General ins Zimmer und ward unglücklicherweise durch den Anblick der leeren Bratenschüssel auf den Verdacht geleitet, daß hier ein Unterschleif von Seiten der Bedienten vorgegangen sey. Er fragte den zitternden Gast, was man ihm vorgesetzt habe. „Einen Hammelbraten,“ stammelte Thomas. „Vielleicht nur ein Schnittchen davon?“ sagte der General. „Nein, er war so ziemlich ganz;“ antwortete die ehrliche Haut. „Und du allein hast reine Arbeit damit gemacht?“ — Thomas ward feuerroth und schlug die Augen nieder. Gott segne deinen Appetit!“ sprach der General. „Aber hatte denn der Braten keine Knochen?“ —

Der Kadett zog sie langsam aus der Tasche, legte sie in die Schüssel, und als er über seine Absicht bei Einsammlung dieser Schätze befragt wurde, gab er stotternd zur Antwort: er habe den Pudel seines Hauswirths damit traktiren wollen.

„Ei, so hättest du ihm auch mehr Fleisch gönnen sollen!“ versetzte der General. „Doch das sey darum! Laß uns von wichtigern Dingen sprechen. — Du bist frei und straflos! — Aber, trotz der Tapferkeit, die du gegen zwölf bis zwanzig Räuber bewiesen hast, hab' ich gute Gründe, dich für eine feige Memme zu halten. Solche Bursche, wie du, taugen nicht zu Soldaten. Ich werde daher an deinen Vater schreiben und ihm den Rath geben, dich wieder zu sich zu nehmen und ruhig hinter dem Ofen sitzen zu lassen. Geh vor der Hand in dein Quartier und spiele mit dem Pudel; sieh aber wohl zu, ob die Bestie nicht etwa ein maskirtes Gespenst ist. Man hat solcher Beispiele.“ —

Eilftes Kapitel.

Macht der Schmeichelei. — Der Abschiedsschmaus.

Diese Stichelreden fielen Thomasen etwas auf. Er schaffte sich jedoch die Sorgen darüber bald vom Halse, und ertränkte sie bei dem nächsten Weinschenken in einer Flasche Rebensaft, woran es zu seinem großen Mißfallen bei der genossenen Bewirthung gefehlt hatte. Daß er die Bahn der Helden schon wieder verlassen sollte, war ihm übrigens eine sehr erfreuliche Nachricht.

Anders dachte sein Vater. Er las des Generals Schreiben, das er in den nächsten Tagen empfing, mit dem höchsten Unmuth, und betrachtete die Ausstellungen, die darin gegen seinen Sohn gemacht wurden, als blose militärisch-pedantische Grillen: denn der Brief erwähnte mit keinem Worte des Spuks am Kloster, sondern enthielt, statt aller andern Gründe, nur die Bemerkung: daß Thomas, wegen seiner unbehülflichen Korpulenz, nicht geschickt sey, die Strapatzen des Kriegsdienstes zu ertragen.

Der Kapitän antwortete: er müsse sich gefallen lassen, daß man seinen Sohn zum Militärdienst unbrauchbar finde; doch wünsche er, ihn auf eine anständige Art verabschiedet zu sehen. Der Herr General möchte daher die Gnade haben, ihn zum Fahnjunker zu avanciren, und dann beim Landesherrn auszuwirken, daß er mit dem Charakter als Fähnrich entlassen werde.

Wie gebeten, so geschehn! Thomas trug einige Mal bei der Wachparade die Fahne, und erhielt dann das Officierspatent und den Abschied zugleich.

Niemand beklagte es mehr, als Frau Jutta, daß er in seine Heimath zurück ging. Sie war ihm jetzt außerordentlich gewogen, weil er ihr oft ins Angesicht voll Runzeln gesagt hatte: sie müsse in ihrer Blüthenzeit ein Ausbund von Schönheit gewesen seyn: denn ihre Reize hätten sogar der zerstörenden Macht der Zeit widerstanden, und wären noch kräftig genug, einem verliebten Menschen schlaflose Nächte zu machen. – Solche tolle Schmeicheleien brachten sie freilich immer in einen losen Zorn, der ihr ganz wunderlich stand, und es setzte bisweilen auch derbe Schläge; aber Thomas konnte sicher darauf rechnen, kurz nachher ein leckeres Küchen- oder Kellergeschenk zu erhalten, wovon der Doktor nichts wußte.

Der alte Meistersänger Heinrich Frauenlob, der sich sein Leben lang ein Geschäft daraus machte, das weibliche Geschlecht in süßen Liedern zu preisen, hatte dafür vor beinahe fünfhundert Jahren die trockne Ehre, von den schönsten Frauen in Mainz (wo er als Doktor der Theologie starb) zur Gruft getragen zu werden; unser Thomas Juttenlob hingegen — der noch lange nicht zu Grabe getragen seyn wollte — hatte das genußreiche Vergnügen, am letzten Tage, den er im Kirchhof'schen Hause zubrachte, eine der herrlichsten Mahlzeiten seines Lebens auf den Tisch tragen zu sehen. Die Dankbarkeit der geschmeichelten Haushälterin war dabei so verschwenderisch zu Werke gegangen, daß der Doktor darüber murrte. Und was that der hämische Neidhardt! Er holte, um seinem scheidenden Gast den Appetit ein wenig zu verderben, das Menschengeripp vom Boden herunter und stellte es im Speisezimmer auf. Der

Fähnrich trat herein, erblickte den alten, furchtbaren Bekannten, und entfärbte sich schaudernd. Doch, da es heller Tag und er nicht allein war, hielt er Stand. Kirchhof faßte ihn am Arm und führte ihn hin ans Skelett. „Hier hab' ich die Ehre," sprach er mit grinsendem Lächeln, „Ihnen den frommen Knochenmann vorzustellen, der Sie einst — Sie wissen schon wo — so gewaltig ins Bockshorn jagte. Ich hielt's für nöthig, Sie näher mit ihm bekannt zu machen, damit Sie nicht etwa meinem Hause nachsagen: es rumorten Gespenster darin." —

„Besorgen Sie das nicht, Herr Doktor!" antwortete Thomas entschlossen: „An eigentliche Gespenster hab' ich nie gedacht. Es schien mir blos möglich, daß Ihnen der Tod einen freundschaftlichen Besuch abstatten könnte, da Sie so starke Geschäfte mit ihm machen." —

„Und Sie, Herr Fähnrich," versetzte Kirchhof, „wollen wahrscheinlich gar nichts mit ihm zu thun haben, da Sie die Kriegsdienste schon wieder quittiren." —

„Wenigstens will ich nicht an Ihren Pillen sterben, Herr Doktor!" erwiederte Thomas.

Dergleichen bittere Schlagreden fielen noch mehr, bis endlich Frau Jutta zwischen die Kampfhähne trat und ihnen ansagte: die Suppe sey aufgetragen. Nun rächte sich der Fähnrich am Doktor, und aß mit der ausharrendsten Tapferkeit. Da Kirchhof sah, daß von seinen köstlichen Gerichten nichts zu retten war, als was er mit dem Munde davon brachte, so griff auch er feindlich zu, und verschlang Fisch und Braten so gierig, wie Saturn seine eigenen Kinder. Während dieses Wettkampfs der Zähne hatten die Zungen einen Waffenstillstand geschlossen. Keiner wollte durch Zanken um einen Bissen zu kurz kommen. Nur der Fähnrich verwunderte sich bisweilen in abgebrochene Syl-

ben, daß der Doktor jetzt wie ein hungriger Wolf essen konnte, da er sonst immer so mäßig wie ein Vögelchen gespeist hatte.

Nach Tische trennten sich die Herren ziemlich kalt. Aber Frau Jutta war sehr gerührt, bot dem scheidenden Freunde einen holdseligen Kuß, und ihre röthlichen Rebhuhnsaugen thränten sogar etwas mehr als gewöhnlich.

Zwölftes Kapitel.

Leben und Wandel auf der Universität.

Der Herr Fähnrich traf nun in seiner Heimath wieder ein, und bewies hier, daß ihn das Porte-epée nicht stolz gemacht hatte. Er nahm, wie vormals, bei den Bauern fürlieb, stöberte die Hühnernester aus, verzehrte den heimlich zubereiteten Raub in einem Winkel der Küche und zog sein Heldenschwert gegen Birnen und Aepfel, die er damit von den Bäumen hieb.

Seinem Vater war es nicht gemüthlich, ihn auf der Bärenhaut liegen zu lassen. „Herr Sohn," sprach er, „ich bin nicht so reich, daß du dein Leben lang faulenzen könntest, und das würde dir auch verdammt wenig Ehre bringen. Ein müßiger Schwelger, sagt das Sprüchwort, sollte vor jedem sacktragenden Esel den Hut ziehn. Also rühr' dich und setz' dich in den Stand, künftig dein Brod zu erwerben! Dein Fähnrichstitel macht dich nicht satt, und du brauchst mehr als andere Leute." —

„So scheint's mir fast selbst," sagte Thomas.

„Nun also!" fiel der Vater ein. „Was soll werden? was willst du anfangen? Zum Soldaten bist du zu dick, zum Jäger zu bequem! Was bleibt dir übrig, als daß du studierst?" —

„Ja, Schwerenoth! das will ich!“ rief Thomas, der unter den Soldaten recht artig fluchen gelernt hatte.

Der Vater verwies ihm diese Wachstubensprache, lobte ihn aber wegen seiner raschen Entschließung. Diese befremdet vielleicht; doch man muß nur wissen, daß ihm ein verdorbener Musensohn, der jetzt die Muskete trug, von dem flotten Burschenleben auf der Akademie viel erzählt und dadurch seine Begierde gereizt hatte, an solchen lustigen Schmäusen Antheil zu nehmen.

Bald darauf bezog er eine Universität, wo er drei Jahre lang die Vorlesungen der berühmtesten Lehrer ordentlich und pünktlich — bezahlte, ohne ihre Hörsäle durch seine Gegenwart zu verengen. Es war ihm von ungefähr zu Ohren gekommen, daß Friedrich der Große geschrieben oder gesagt habe: „die Menschen schienen, ihrem physischen Zustande nach, von der Natur mehr zu Postillons, als zu sitzenden Gelehrten geschaffen zu seyn.“ — Dieser Gedanke (dem einer der größten Aerzte unserer Zeit viel Wahrheit zugesteht) gefiel dem Herrn Fähnrich-Studenten so wohl, daß er fast täglich, indem die berühmtesten Professoren ihre Collegia lasen, die berühmtesten Miethpferde bestieg und die Stationen der umherliegenden Dorfschenken beritt. Da er aber ein eben so schwerer als ungeschickter Reiter war und alle Klepper wund drückte, so machten die Pferdeverleiher bald einen Bund, ihm ihre Rosse zu verweigern. Eben so unhöflich waren mehrere Gastwirthe, die ihn aus ihren Speisezimmern hinauskomplimentirten, weil er an der gemeinschaftlichen Tafel für sechs Personen aß und nur für eine bezahlte.

Einem dieser Geizhälse zum Trotz, spann er mit der hübschen Tochter desselben einen Liebeshandel an, wobei es mehr auf Befriedigung des Magens, als auf etwas anders abgesehen war. Trudchen Schnick (so hieß das Mädchen)

war eine rasche, flinke Dirne von achtzehn Jahren, sah aus wie Milch und Blut, hatte besonders ein Paar schwarze, geistvolle Augen, und war, mit einem Worte, von der braungelockten Scheitel bis zu den niedlichen Füßchen eine nette Gestalt, deren Liebenswürdigkeit von den Herren Studenten einhellig anerkannt wurde. Sie hielten auch mit dieser Ueberzeugung nicht hinter dem Berge, sondern kamen in Schaaren, dem schönen Trudchen zu huldigen und Minnesold zu empfangen. Aber sie theilte keinen aus; denn die jungen Flattergeister standen bei ihr in dem Verdacht, sie hätten meistens den Wahlspruch: „Ein and'res Städtchen, ein and'res Mädchen!“ Drum ließ sie sich gar nicht mit ihnen ein, sondern befolgte Bürgers Warnung:

„Traut, Mädchen, leichten Rittern nicht;
Manch Ritter ist ein Bösewicht.
Sie löffeln wohl und wandern
Von einer zu der andern,
Und freien keine nicht.“

Mit dem einzigen Herrn von Pampel machte das vorsichtige Trudchen eine Ausnahme. Er schien ihr zu schwer und zu gediegen, als daß er flatterhaft seyn könnte. Sie zeichnete ihn deßhalb vor allen ihren Verehrern aus und belohnte seine bescheidene Zärtlichkeit mit den delikatesten Pfaffenbißchen, die sie sehr geschickt auf seinen Teller zu bringen wußte.

Nur Schade, daß diese Versorgungsanstalt bald ins Stocken gerieth. Vater Schnick befürchtete gleich bei der ersten Mahlzeit, die Thomas an der table d'hôte einnahm, daß er einen schlimmen Kundmann bekommen habe, bei dem wohl dreimal mehr zu verlieren, als zu gewinnen seyn möchte. Es gab daher finstre Gesichter und kalte Be=

handlung, als er sich an den nächsten Tagen wieder einstellte, weil ihm die Beschaffenheit und Fülle der Speisen behagte. Er sah, daß ihm der scheelsüchtige Gastgeber nicht hold war, und strebte nun desto mehr, sich Trudchen gewogen zu machen, um an ihr eine Schutzpatronin zu erhalten. Ihr Vater, der sich nicht gern für einen Knauser und Grobian wollte ausschreien lassen, duldete ihn einige Monate mit unterdrücktem Verdruß, bis sich endlich ein Paar hämische und eifersüchtige Tischgenossen auf die kleinlichste Weise bei ihm beklagten, daß Trudchen den schädlichen Gast allen nützlichern Gästen vorziehe und ihm immer zum Nachtheil derselben das Nierenstück der Kalbsbraten und andere gute Bissen zuschanze. Auf diese jämmerliche Beschwerde erfolgte Pampels Verweisung, und nicht mit der höflichsten Art.

Aber Trudchen ließ ihren verstoßenen Freund nicht im Stiche. Sie sandte ihm täglich durch eine vertraute Magd Speise und Trank in solchem Ueberfluß, daß er oft nicht alles verarbeiten konnte. Man denke, was das sagen will, da sein Magen ein so trefflicher Arbeiter war! — Freilich war Eigennutz, der in alles die Nase steckt, auch bei dieser Wohlthätigkeit mit im Spiele. Trudchen glaubte nämlich, Freund Thomas habe einst eine beträchtliche Erbschaft zu heben, und werde für das genossene Gute so dankbar seyn, sie mit ihr, als seiner Gemahlin, zu theilen. Das versprach er denn auch immer in den zärtlichsten Briefchen, wenn sie bisweilen schmollend unterließ, die mittägige Küchenpost an ihn abzufertigen. Solche Vögel, wie er, singen am besten, wenn sie sparsam gefüttert werden.

Noch am Tage der Trennung sang er das liebliche Hochzeitlied, und Trudchen gelobte ihm dagegen ewige Liebe und Treue. In dieser Herzensverfassung verließ er den Ort, wo er alle Speisehäuser und Weinkeller durchgekostet,

den trocknen Weisheitsmarkt in den Lehrzimmern aber wenig besucht, und doch hier und da einen wissenschaftlichen Brocken aufgeschnappt hatte. Das hält auf Universitäten nicht schwer. Da fliegt die Gelehrsamkeit, wie der geflügelte Same des Nadelholzes, weit und breit herum, und verliert sich sogar in die hohlen Köpfe der Küper und Pferdeverleiher. Findet nun auch allenfalls ein lustiger Studiosus keine Zeit zum Studieren, so lernt er dennoch von Jedem, mit dem er Verkehr hat.

Auf diese Weise ging auch unser Thomas nicht leer aus. Zum Ueberfluß nahm er noch im letzten Monat seines akademischen Lebens einen graubärtigen Studenten, ein eisernes Inventarienstück der Universität, zum Lehrer an, und meldete sich (als dieser alte Tröster in acht oder vierzehn Tagen die Pandekten mit ihm durchgepeitscht hatte) sehr muthig zum sogenannten Kavalier-Examen. Dieß ging — weil sich in derselben Stunde noch ein anderer Kandidat auf den juristischen Weisheitszahn fühlen ließ — nicht in Gegenwart der versammelten Fakultät, sondern in einem Nebenzimmerchen vor sich, wo die beiden liebreichen Männer, denen es aufgetragen war, von keinem lästigen Zeugen gehindert wurden, dem jungen Herrn (der sich ihnen Tages vorher bestens empfohlen hatte) die Sache sehr leicht zu machen. Der Bericht, den sie nachher ihren Kollegen über diese Spiegelfechterei erstatteten, gereichte ihm zum größten Ruhm, und nun erschien ein gedrucktes Programm, worin die gesammte Fakultät feierlich bezeugte, daß Herr Thomas von Pampel in der mit ihm angestellten Prüfung ungemein wohl bestanden habe.

Mit diesem Triumph schied er von der Universität, und erhielt sogleich die Stelle eines Referendars bei der Landesregierung.

Dreizehntes Kapitel.

Der Weinprozeß und der Streit über einen Bettler.

Die erste Proceßsache, die der neue Geschäftsmann zum Vortrag erhielt, wählte sein günstiges Schicksal offenbar für ihn aus, damit er das Licht seiner Gelehrsamkeit sogleich auf den höchsten Leuchter stellen konnte. Sie betraf die Klage eines Domherrn gegen einen Weinhändler, der seinem vornehmen Kundmann verschiedene Weine geliefert hatte, die der feine Züngler für sauer und verdorben erklärte. Proben davon befanden sich bei den Akten. Der Referent kostete sie so lange, bis alle Flaschen leer waren, und entwarf dann über die Beschaffenheit derselben ein eben so weitläuftiges als gründliches Gutachten, das der erfahrenste Weinvisierer nicht besser hätte ausarbeiten können. Als er dieses Meisterwerk im Collegio vorlas, erstaunten alle Regierungsräthe über die Weisheit ihres jungen Mitglieds, und versprachen sich große Dinge von ihm. Die Sache wurde ganz nach seinem unmaßgeblichen Ausspruch entscheiden. Der Domherr gewann den Proceß, und war so dankbar, dem gelehrten Referenten ein Fäßchen Burgunder zu senden, das die schärfste Kritik aushielt.

Weniger Ehre legte der Herr Referendar Thomas bei einem andern Rechtshandel ein, den er bald darauf unter

die Hände bekam. Zwei Dorfgemeinen stritten, welche von ihnen einen armen, hülflosen, siebzigjährigen Greis, den Alter und Schwachheit an den Bettelstab gebracht hatten, bei sich aufnehmen und ernähren müsse. Sie warfen den Unglücklichen wie einen Ball einander zu. Keine wollte ihn dulden, keine ihm einen Bissen Brod geben. Das eine Dorf sagte: „Bei euch ward er geboren!“ Das andere entgegnete: „Euch hat er in den letztern fünf Jahren als Gemeinhirt gedient!“ — Von beiden Seiten führten berüchtigte Rabulisten den Federkrieg, und verwüsteten so viel Papier, daß man die Gerichtsakten auf einen Schiebkarren laden und so dem Referenten ins Haus schaffen mußte.

Er schauderte Anfangs vor dem herkulischen Geschäfte, das er vor sich sah, arbeitete sich aber dennoch mit der größten Anstrengung durch das Papiergebirge, und entwarf darüber eine so dickleibige Reisebeschreibung, daß sie auch beinahe auf die Ehre, gefahren zu werden, Anspruch machen konnte. Mit dieser ungeheuern Nuß, worein er, seiner Meinung nach, den Kern der Akten sehr zierlich gepackt hatte, erschien er nicht ohne Selbstzufriedenheit in der Regierung und legte seinen Kram aus.

Eine halbe Stunde hörten die Räthe seine langweilige Salbaderei geduldig an, und jeder übe.legte für sich in ernster Stille, welche der streitenden Gemeinen zur Annahme und Verpflegung des Bettlers von Rechts wegen zu verurtheilen sey. Dem Präsidenten ward endlich das Ding zu lange, und er unterbrach den Vortrag mit der Bitte, sich kürzer zu fassen. Allein Thomas fuhr fort, die unbedeutendsten Scheingründe, mit welchen die Sachwalter gegen einander zu Felde gezogen waren, maschinenmäßig

herzuleiern. Dieß trieb er eine volle Stunde; die Zuhörer hätten auswachsen mögen.

Nun riß dem Präsidenten die Geduld aus. „Wo ist des Amtmanns Bericht, mit dem er die Akten eingeschickt hat?“ fuhr er auf. Der Referendar überreichte mit einer etwas empfindlichen Miene die verlangte Schrift, die nur aus wenigen Zeilen bestand. Der Präsident durchflog sie und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „O, Herr von Pampel! Herr von Pampel!“ rief er aus: „Wie in aller Welt können Sie uns noch mit Ihrem endlosen Vortrage quälen, da der Tod schon den Streit geschlichtet hat? — Hier berichtet ja der Amtmann, daß der Bettler vor acht Tagen gestorben ist!“ — Alle Räthe brachen in ein unaufhaltsames Gelächter aus. „Ich war eben im Begriff, diesen Umstand vorzutragen;“ sagte der bestürzte Referendar. „Ei, hätten Sie das vor einer Stunde gethan,“ erwiederte der Präsident, „so wären wir des unnützen Zeitverlustes überhoben gewesen! — Der Amtmann fragt ja nur noch wegen der Proceßkosten an, und darüber entscheiden wir kurz: daß beide Gemeinen, da sie gegen einen hülflosen Menschen gleiche Hartherzigkeit bewiesen, auch zu gleichen Theilen die Unkosten bezahlen sollen.“ —

Beschämt preßte der Referendar den dicken Wälzer seines Akten-Auszugs (den er noch nicht bis zur Hälfte vorgelesen hatte) in die Tasche, und sah mit gluthrothem Gesichte vor sich nieder, um den Spottblicken auszuweichen, die von allen Seiten wie Pfeile auf ihn zuflogen. Scheinbar tröstend, aber in der That etwas hämisch, lobte der Präsident seine treffliche Behandlung der Weinsache, und setzte lächelnd hinzu: „da er auf diesem Felde vorzüglich zu Hause zu seyn scheine, so solle der nächste Proceß dieser

Gattung ihm wieder zum Vortrage zufallen, damit er die gegenwärtige Scharte dadurch auswetzen könne.“ — Dieser Scherz war die Losung zu einem neuen Gelächter, wovon sich auch die ältesten und ernsthaftesten Perücken der rechtsgelehrten Versammlung nicht ausschlossen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kellerwurm und der Giftmischer.

Die Domherren des Landes wurden jetzt eine Weile von ihren Weinlieferanten so gut bedient, daß sie nicht Ursache hatten, Klage zu führen. An andern Processen war kein Mangel; doch der Präsident nahm sich in Acht, dem Herrn von Pampel mit solchen trocknen und ausser seiner Sphäre liegenden Streitigkeiten beschwerlich zu fallen. Unser Referendar hatte nun im Sitzungszimmer der Regierung nichts zu thun, als zu sitzen und zu gähnen, wenn Andere vortrugen.

Diese ewigen Feiertage waren ihm ungemein behaglich, und er kehrte sich nicht daran, daß sie von manchen Grübelköpfen für schimpflich gehalten wurden. Verschiedene Leute, die es gut mit ihm meinten, gaben ihm den Rath, um Beschäftigung zu bitten. Ei, die kamen schön an! „Ihr seyd Narren!" rief er lachend: „Welcher vernünftige Mensch wird um Arbeit bitten! Das käme ja heraus, als ob das Arbeiten eine rechte Glückseligkeit wäre!" — Und so blieb's beim Alten.

Obschon ihn aber der Präsident nicht beschäftigte, so war er dennoch nicht unthätig, sondern mit Eifer beflissen, seine schönen Weinkenntnisse immer höher zu treiben. Nach dieser Höhe strebte er in der Tiefe der Italienerkeller, wo er

zu allen Stunden des Tages anzutreffen war. Ein Witzbold nannte ihn deßhalb den Kellerwurm, und bald war er der ganzen Stadt unter diesem Namen bekannt. Andere Spaßmacher hießen ihn den Viertelsmeister, weil er seine Weinstudien gewöhnlich mit einer halben Flasche begann, und mit Viertelchen so lange fortsetzte, bis ihm der Kopf rauchte. Der letztere Scherztitel kam jedoch wenig in Umlauf. Der Kellerwurm behielt die Oberhand.

Es gibt finstre, mit der Rippknorpelsucht* behaftete Menschen, die von dergleichen Kellerwürmern wenig halten und ihnen öffentlich nachsagen: sie untergrüben ihre Gesundheit und tödteten auf eine unnütze Art ihre Zeit. Solche milzsüchtige Urtheile wurden aber durch unsern Thomas Kellerwurm — so nannte man ihn allgemein — völlig zu Schanden gemacht. Er blühte wie eine Rose, verhinderte durch geselliges Vierteln mit lustigen Kompanen, daß kein Galldunst (wie der belobte Sprachkünstler die Melancholie nennt) in ihm aufsteigen konnte, und gewann auch sogar durch seine treuen Bacchusdienste ein Aemtchen, wobei er nicht erst, wie mancher andere Beförderte, hoffen und harren durfte, daß ihm Gott, nach dem bekannten Sprichworte, den dazu erforderlichen Verstand geben werde, denn er besaß ihn schon. Er wurde nämlich zum Oberhaupt und Direktor derjenigen Polizeipersonen ernannt, welche von der Regierung den Auftrag erhielten, die Weinläger der öffentlichen Gast- und Trinkhäuser in Rücksicht ihrer Aechtheit und Unschädlichkeit für den menschlichen Körper zu untersuchen, weil einige gewissenlose Weinschenken ihren elenden Krätzer durch giftige Mittel für den Geschmack verbessert, und auf diese meu-

* So dolmetschte der deutsche Sprachverbesserer, Doktor Saiffert in Paris, das undeutsche Wort Hypochondrie.

chelmörderische Weise verschiedene Kellerwürmer, die bei ihnen fleißig aus- und eingekrochen waren, in die andere Welt befördert hatten.

Die Kommissarien waren so einfältig, oder so schlau, in der Stadt bekannt werden zu lassen, daß ihnen dieses Visitationsgeschäft aufgetragen sey und längstens in acht Tagen vor die Hand genommen werden würde: die Giftmischer hatten also Zeit, ihre arsenikalischen Getränke bei Seite zu schaffen, und dem Chef der Kommission ein Flaschenfutter ihres besten und aufrichtigsten Rebensafts zu übersenden, um dadurch ihre Unschuld und Redlichkeit im Handel und Wandel schon vorläufig zu beweisen. Diese Spenden nahm Freund Kellermann zwar an und sie mundeten ihm vortrefflich: er ließ sich aber so wenig dadurch bestechen, daß er vielmehr gerade bei diesen freigebigen Leuten seine Augen, die er nach ihrer Meinung zudrücken sollte und mußte, am weitesten aufthat. Er war auch in der That so glücklich, einen dieser Verfälscher, der sich durch sein Geschenk gegen eine strenge Untersuchung fest gemacht zu haben glaubte, auf dem fahlen Pferde zu ertappen; und er besann sich keinen Augenblick, dem überwiesenen Sünder, der ihm in der Angst ein Päckchen Gold zustecken wollte, dieß vor die Füße zu werfen und ihn der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern.

Der Schuft war bei der Inquisition boshaft genug, dem Referendar die empfangene und genossene Schenkung vorzurücken; allein er bewirkte dadurch nichts, als daß er seine böse Sache noch schlimmer machte. Er mußte den Betrag des Flaschenfutters, womit er sich, wie durch die Passauer Kunst, gegen die Angriffe der Polizei zu harnischen dachte, dreifach zur Armenkasse bezahlen, und die ihm zuerkannte Zuchthausstrafe ward wegen jener hinterlistigen

Absicht noch um ein Jährchen erhöht. Thomas hatte freilich durch die Annahme des Bestechungsweines gefehlt; er kam aber mit dem blauen Auge eines kleinen Verweises davon, und der Präsident legte sogleich auf diese Wunde den Balsam des Lobes, daß er in die ihm gestellte Falle nicht gegangen war und seine Weingelehrsamkeit so nutzbar und ersprießlich für das gemeine Beste angewandt hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Liebesbrief aus leerem Magen.

Dieses rühmlich vollführte Geschäft trug dem Referendar einige Sporteln ein, die aus dem Vermögen des Verbrechers, das bei der Inquisition in die Brüche ging, erhoben wurden. Außer dieser zufälligen und unbedeutenden Ernte hatte Thomas keinen Heller Besoldung, sondern lebte blos von der Gnade seines Vaters, der in diesem Punkte nicht sehr gnädig war. Die geringe Apanage, die er seinem hoffnungsvollen Sohne monatlich ausgesetzt hatte, reichte in der Residenz (wo alles, was gut schmeckte, unchristlich theuer war) weder her noch hin; und ward er um Zulage gebeten, so erhielt der Supplikant, statt des erwarteten schweren Briefes, ein leichtes Blatt, das jedes Lüftchen verwehen konnte, und gemeiniglich nichts als die dürre Ermahnung enthielt, sich durch Fleiß und Anstrengung die Stelle eines Justizraths zu erwerben, da es denn an einem bequemen Auskommen nicht weiter fehlen werde.

Diese Verbesserung stand aus mehrern tristigen Ursachen noch im weiten Felde. Indessen wollte er doch seinem Munde nichts abgehen lassen. Das spornte ihn zur ernstlichsten Ueberlegung, wie er ohne Mühe und Arbeit gute Tage genießen könnte. Er erinnerte sich mit Sehnsucht und Rührung der köstlichen Schüsseln, womit ihn vormals

Trudchen erquickte; und bei dieser Gelegenheit dachte er auch ein wenig an sie selbst. Das war seit langer Zeit nicht geschehen und machte ihm auch jetzt nur ein ziemlich kaltes Vergnügen. Doch hieß es bei ihm eben nicht: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Das paßt nur auf Leute, denen die Liebe durch die Augen ins Herz drang. Bei ihm hingegen hielt sie in Braten- und Pastetengestalt ihren Einzug durch den Mund, und es schien ihm daher, seitdem der Abschiedsschmaus verdaut war, eine unnütze Ziererei, noch immer und ewig, wie der närrische Don Quixotte, nach seiner Dulcinea zu schmachten. Aus dem Magen, aus dem Sinn! war in sechs Worten der Lebenslauf seiner Liebe.

Aber eben durch den Magen ward er jetzt sehr lebhaft an Trudchen gemahnt. „Wie wär' es,“ sprach er zu sich selbst, „wenn du ihr deinen gegenwärtigen Nothstand beweglich vorstelltest! — Gutherzig, wie sie ist, packt sie gewiß alle ihre Sparpfennige zusammen und schickt sie dir mit umgehender Post.“

Voll dieser Hoffnung setzte er sich hin und schrieb:

Herzliebste Gertrud!

Du glaubst wohl, ich habe Dich vergessen? Ei, da wär' ich ja ein schlimmer Zeisig, der nie verdient hätte, von Deinen schönen Händen gefüttert zu werden! Nein, mein Goldpüppchen, ich denke sehr fleißig an Dich, und am höchsten steigt meine Sehnsucht nach den süßen vergangenen Zeiten, wenn ich in der Residenz (wo ich jetzt als Regierungsreferendar mit Ruhm und Beifall arbeite) die schale Sudelei der Garküchen mit schwerem Gelde bezahlen muß. Man wird weder satt noch froh: denn nichts ist so kräftig, nichts so mit Hochgeschmack bereitet, wie ich's von

Deiner Meisterhand erhielt. Ist's nicht schändlich, daß sich solche Stümper nicht mehr Verdienst um die Menschheit erwerben? Essen ist und bleibt das solideste Vergnügen. Wenn den Menschen im hohen Alter Trieb und Kraft zu allen andern Freudengenüssen verläßt, so schmeckt ihm doch noch ein guter Bissen. Aber das nehmen diese Heiden nicht zu Herzen. Ihre Kochkunst ist ein Wiegenkind; ihre Habsucht ein ausgewachsener Riese. — Ich bin, leider! da ich noch von einem allzu ökonomischen Vater abhänge, nur ein schwacher Zwerg, in Ansehung meiner Moneten, und soll und muß doch gegen diesen Riesen ankämpfen! Wie kann ich bestehen? — Ich erliege, wenn Du, treffliches Mädchen, mir nicht zu Hülfe kommst. Sende mir Pulver und Blei aus dem Zeughause Deiner Sparsamkeit! Es ist nicht leer, das weiß ich; und ich werde die Zahl der Patronen, die Du mir zuschickst, als den Maßstab Deiner Liebe betrachten. Ewig

Dein

treuer Thomas v. P.

N. S.

Verzeih, liebes Trudchen, daß ich Dir das Postgeld aufbürde. Es geschieht blos der Sicherheit wegen. Man hat mir gesagt, daß unfrankirte Briefe seltener verloren gehen, als die frankirten. — Leb' wohl und laß auch mich wohl leben!

v. P.

Sechzehntes Kapitel.

Trudchens Antwort. — Die Handelsreise durchs Zimmer. — Inventarium von Thomas Kellerwurms fahrender Habe.

Als er den Brief geschrieben und ins Postfensterchen hineingeschoben hatte, fühlte er seine beklemmte Brust um einen ganzen Mühlstein leichter. Er berechnete genau, wenn die erbetenen Kriegsbedürfnisse ankommen könnten: denn er war fest überzeugt, daß ihm seine Herzensalliirte damit beispringen werde. In dieser Zuversicht ging er mit der wenigen Munition, die er noch im Vorrath hatte, nicht räthlich um. Er verschoß am Morgen des Posttags, der ihn nach seiner Rechnung mit frischem Kraut und Loth versorgen mußte, die letzte Patrone in einem Weinhause.

Nachmittags wich er nicht vom Fenster, und spähte mit unverwandten Augen nach der Gegend, woher der Briefträger gewöhnlich kam. Zu rechter Zeit und Stunde trabte auch der erwartete Schildcourier die Gasse daher, blickte zum Lauerer hinauf, zog mit besonderer Ehrerbietung den Hut und schritt ins Haus.

„O du braves Trudchen!“ rief Thomas und rannte dem Boten entgegen. Mitten auf der Treppe stießen sie auf einander. „Bringt Er mir etwas?“ fragte hitzig der Referendar. „Einen Brief, gnädiger Herr, wofür ich mir fünf Groschen erbitte.“ — Mit dieser untröstlichen Antwort

hielt ihm der Postmerkur ein unbefreites und mißgestaltetes Brieflein, mit Trudchens wohlbekannten Krähenfüßen bemalt und mit einem Kupferpfennig versiegelt, unter die Nase. Thomas Kellerwurm erbleichte und fuhr geschwind in die Tasche, ob er gleich wußte, daß kein Heller darin wohnte. „Wart' Er einen Augenblick!“ sprach er und eilte in seine Stube. Hastig erbrach er hier das Pfennigsiegel, immer noch in der Hoffnung, unter dessen Obhut ein Wechselchen, auf Sicht zahlbar, zu finden. Aber, leider! sah er sich getäuscht und bekam darüber einen Anfall von Starrsucht, die ihm sogar die dringende Postschuld in Vergessenheit brachte.

Nach fünf Minuten klopfte der ungeduldige Gläubiger an die Thür, öffnete sie zugleich und bat um Abfertigung. „Ach, lieber Freund!“ stotterte der Referendar: „ich bin jetzt keines Groschens mächtig. Hier in meinem Schreibepult liegen zwar drei- bis vierhundert Thaler, aber ich bemerke mit Verdruß, daß ich den Schlüssel verloren habe, und muß also bis morgen um Kredit bitten.“ — „Viel Ehre für mich!“ sagte der höfliche Briefbote und zog, mit einem flüchtigen Blick auf das reichhaltige Pult, scharrfüßelnd ab.

Thomas nahm nun den empfangenen Brief wieder vor und fing ernstlich an, die räthselhaften Schnörkel zu entziffern: denn Trudchen briet zwar eine treffliche Gans, aber des Gänsekiels kunstmäßige Führung war nicht ihre Sache; und in der Falschschreibung hatte sie es so weit gebracht, daß ihre Episteln eine Art von Geheimschrift waren, die nur ihre vertrautesten Korrespondenten verstanden. Da nun nicht zu vermuthen ist, daß die Mehrzahl der Leser zu diesen Auserwählten gehöre, so war es hier beim Abdruck gedachten Briefes durchaus nothwendig, der

babylonischen Buchstabenverwirrung des Originals abhelfliche Maße zu geben. Uebrigens ist die zum Behuf der Presse gemachte Kopie so treu, als wäre sie unter dem Insiegel eines Kaiserlichen Notars ausgefertigt, und lautet also:

Hochwohlgeborner Herr Referendar!

Du bist ein Vocativus: das sag' ich Ew. Wohlgeboren unter vier Augen. Du, Leckermaul, denkst nur an mich, wenn Dir ein verdorbenes Gericht aufgetischt wird. Das ist sehr erbaulich, sehr schmeichelhaft! Solche Seladons sind mir umsonst zu theuer. Ich hörte neulich eine Gesellschaft lustiger Zechbrüder ein altes Liedlein singen, das klang ungefähr so:

Der liebste Buhle, den wir han,
Der liegt im kühlen Keller,
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.

Nicht wahr, Du Weindrossel, das ist auch Dein Wald- und Herzensgesang?

Mit dem verlangten Pulver und Blei kann ich nicht dienen. Ich habe nicht mehr, als ich selbst brauche, und Du wärst im Stande, das Zeughaus des großen Moguls auszuräumen.

Scherz bei Seite, mein dicker Freund! Willst Du künftig schmausen, so schaff' Dir ein Dienstchen mit einer erklecklichen Besoldung von ein paar tausend Thalern und halte mir am Altar Dein Wort: dann soll der Tisch immer mit Deinen Leibgerichten besetzt seyn. Mußt Du indessen arme Ritter backen, so kann ich Dir nicht helfen. Es schadet Dir ganz und gar nichts, wenn Du mitunter

ein wenig am Hungertuche nagst und sich das Faß Deines Leibes um eine Elle im Durchschnitt vermindert. Man will bemerkt haben, daß magere Leute in der Welt weiter kommen, als faule Bäuche.

Was Du vom sichern Postlauf der unfrankirten Briefe sagst, war mir neu: aber ich widerspreche Dir nicht, und mache sogleich Gebrauch von Deiner Belehrung.

Adieu! Ich muß in die Küche. Wir braten heute einen delikaten Rehziemer. Nicht wahr, Dir wässert der Mund? — Nun, mach' Dich geschwind auf, nimm Doktor Fausts Mantel zwischen die Beine und sey mein Gast! Ich möchte Dich so als Luftcourier reiten sehen. Aber nein! Du erstickst mir, Du Fettmännchen. Bleib' also lieber auf Deinem Sopha und denke fleißig an

Deine

Gertrud Schnick.

„Ei, ja doch!" brummte Thomas und quetschte zornig den Brief zusammen: „Du wärst werth, daß ich an Dich dächte, du eisernes Herz, du Erbsenzählerin, du geiziger Hamster! — Und nicht genug, daß sie mich in meiner Noth stecken läßt: sie höhnt mich noch obendrein, die wilde Hummel, schimpft mich ein Fettmännchen u. s. w. Hätte sie mir lieber einen Sack voll Fettmännchen * geschickt, so wär' ich doch vor der Gefahr, mager zu werden, ein paar Tage gesichert. Aber ihretwegen will ich mich gewiß nicht abhärmen und abfasten — durchaus nicht! Wenn ich ihr zu rund bin, so ist sie mir zu eckig, und wir sind geschiedene Leute. Wahrscheinlich hat sie auch schon meine Stelle wieder besetzt und irgend ein Blasrohr von Studenten

* Eine Scheidemünze, die damals in den Rheingegenden gangbar war.

auf der Seite: denn die Spitzbolzen, die sie in ihrem schnöden Briefe auf mich abschießt, scheinen aus einem solchen windigen Instrumente zu kommen. — Hol' sie der Henker, die Treulose!" —

Als er seinem Aerger so Luft gemacht hatte, warf er die Augen auf seinen Geldbeutel, der welk und platt, wie ein Handschuh, vor ihm lag. „Armes, schwindsüchtiges Ding!" redete er ihn an: „du hast die Auszehrung im höchsten Grade, und ich weiß nicht, wie ich dich heilen soll!" —

So seufzend, begab er sich auf eine Reise durch's Zimmer, um unter seiner fahrenden Habe etwas auszumitteln. das sich in klingende Münze verwandeln lasse. Die Wahl fiel schwer; denn er war fast ein Crösus, wie Jener, der einem einsteigenden Diebe lachend zurief: „Thor! du suchst hier etwas bei Nacht, wo ich bei Tage nichts finden kann!" — Die Uhr des Reisenden war abwesend, um in einem jüdischen Hause hebräisch zu lernen: verschiedene von seinen Kleidern befanden sich in eben dieser Schule: — nur ein einziges unentbehrliches Feigenblatt hing noch einsam an der Wand; — das fressende Kapital der gemietheten Möbeln (denn er zahlte in ungefähr drei Monaten so viel Leihgeld, als die Wurmnester käuflich werth waren) durfte er nicht angreifen; und sonst besaß er nichts von beweglichen Gütern, als ein mächtiges Kelchglas, einen Korkzieher, eine Magenbürste und mehr solch kleines Handwerkzeug, worauf ihm der unternehmendste Sonnenkrämer des Plundermarkts keinen Batzen geboten hätte. Was sollte er also versilbern? — Beim ersten Ueberblick schien alle Hoffnung verloren; doch, als er anfing, recht ernstlich darüber zu meditiren, sprangen ihm auf

ein Mal Leysers Meditationen * und noch ein paar ältere Helden aus dem Fache der Rechtsgelahrheit ins Auge, die in schweinsledernen Quartbänden auf einem Bücherbrete standen und beinahe Furchen darin eingedrückt hatten, weil sie seit undenklicher Zeit nicht von ihren Plätzen gekommen waren. „O, ihr ehrlichen alten Schwarten!“ rief er seelenfroh: „euch wird's wohl thun, wenn ihr aus dem Staube, unter dem ihr hier begraben seyd, an die freie Luft kommt! Das Corpus Juris soll euch Gesellschaft leisten.“ — So höhnend ergriff er die ehrwürdigen Alten und striegelte sie mit einer Schuhbürste, damit sie bei dem Handel, den er mit ihnen treiben wollte, ein lockendes Ansehen hätten. Hierauf schnürte er sie mit einem Strick zusammen, und trug sie huckepack in der Dämmerung auf seinem eigenen Rücken fort; denn er war nicht im Stande, einen fremden zu miethen.

Keuchend kam er bei der Bücherbude, wo er dergleichen Geschäfte zu machen pflegte, kurz vor dem Thorschluß derselben an. Der Antiquar stand eben auf dem Sprung, ins Bierhaus zu gehen, und schnitt ein verdrießliches Gesicht, als er aufgehalten und ihm die Koppel Juristen zum Kauf angetragen wurde. „Brächten Sie mir lieber einen Strick Jagdhunde!“ sprach er: „Damit wär' in herrschaftlichen Häusern mehr zu gewinnen.“ — Und nun fuhr er dem guten Leyser und den übrigen mit ihm zusammengefesselten Rechtsgelehrten wie Bettelbuben auf den Hals, und verkleinerte sie so jämmerlich, daß kein edler Jagdhund ein Stück Brod von ihnen angenommen hätte. Dem Corpus Juris ging es nicht besser. Es sey ganz aus der Mode, sagte der freche Trödler, und bot endlich,

* Ein bekanntes juristisches Werk.

nach mehrern solchen Lästerungen, auf die große, schwere Bücherlast ein leichtes Lumpengeld, das Thomas zwar einstrich, aber nicht des Heimtragens werth hielt. Er verzettelte sogleich die paar Thälerchen im Speisehause, im Weinkeller und im Punschladen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der schwarze Bußprediger. — Das Kammermädchen.

Als er nach dieser lustigen Nacht am andern Morgen erwachte, fand er in seinen Taschen nichts als den Strick, womit er die verschacherten Bücher fortgebuckelt hatte. „Sieh doch!“ sprach er: „da könnte man sich ohne weitere Kosten aufhängen! Der Teufel spielt mir ordentlich den Strick dazu in die Hände. Aber ich wär ein Narr, wenn ich zugriffe! Die Höll' ist heiß und kein frischer Trunk dort zu haben.“ —

Er warf sich in den Sopha, um über die Erfindung neuer Trinkquellen nachzudenken. Allein er saß kaum, als ihn die unwillkommene Erinnerung an seinen Postgläubiger schon wieder aufjagte. Er hatte gestern mit großen Reichthümern geprahlt: was sollte er nun heute sagen, wenn der Mann im Vorbeigehen herauf kam, um seine fünf Groschen einzukassiren? — Der Vorwand: es sey kein Schlosser zur Oeffnung des Schatzkästleins zu erlangen, hätte gar zu kindisch geklungen, und jede andere Ausrede fand noch weniger Statt. So war der beste Rath, sich schnell in die Kleider zu werfen und nüchtern die Flucht zu ergreifen.

Erst Nachmittags wagte er sich wieder in seine Wohnung, und die Armuth, die mit ihm ausgegangeu war,

kehrte mit ihm zurück. Alle Versuche, sich dieser lästigen Gesellschafterin zu entledigen, waren verunglückt. Sie setzte sich neben ihn auf den Sopha und bot ihm Trotz, sie zu vertreiben.

Indem er nun auf ein wirksames Bannmittel sann, überraschte ihn der Besuch eines Raben, der durchs offene Fenster hereinflog, sich zu seinen Füßen niederließ und ihm starr ins Gesicht sah. „Was willst du, schwarzer Spitzbube?" fragte der mürrische Referendar: „Hier kommst du falsch an; bei mir gibt's nichts zu mausen!" — Der Rabe that den Schnabel auf und verantwortete sich mit vieler Geschwätzigkeit; aber er schnarrte sein Kauderwälsch so undeutlich, daß man kein Wort davon verstand. Thomas lachte ihn aus. Der Redner griff sich nun stärker an. „Du Sünder!" — rief er sehr vernehmlich: „Du Sünder! — thu Buße! — bekehre dich!" — Der Referendar staunte über diese Bußpredigt; und indem sie der geflügelte Schwarzrock wiederholte, klopfte jemand an die Thür. Der Vogel that wie zu Hause und rief: „Herein!" Da erschien ein junges, artiges Mädchen, neigte sich zierlich und sagte: „Verzeihen Sie, Herr von Pampel, daß ich diesen Ausreißer bis in Ihr Zimmer verfolge. Fräulein Wimmerling, meine Herrschaft, die Ihnen gegenüber wohnt, ist seinetwegen in Angst und Sorgen, und wird Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie ihn ausliefern." —

„Mit Vergnügen!" sagte Thomas Kellerwurm. „Aber setzen Sie sich doch einen Augenblick, mein schönes Kind! Sie rauben mir sonst die Ruhe." —

Das Mädchen lächelte, setzte sich und hob den Flüchtling, der sich sogleich fangen ließ, auf ihren Schooß. Herr Thomas schmunzelte um sie herum, und erlaubte sich, sie sanft auf die Backen zu klopfen. „Du Sünder!" rief der Rabe,

und hackte nach der dicken Hand, die das Ungebührniß beging.

„Ei, du unartiger Grobian!“ schalt der Referendar: „Wer hat dich so zum Murrkopf erzogen?“

„Mein Fräulein selbst,“ antwortete das Mädchen.

Nun gab ein Wort das andere, und Thomas erfuhr, daß Fräulein Beate von Wimmerling sehr reich, sehr fromm und ziemlich betagt sey. Schnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, mit der alten Dame Bekanntschaft zu machen, ihre Gunst zu erschmeicheln, und sich als Gemahl oder Universalerbe in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Mit diesem löblichen Vorsatz eröffnete er der Kammerjungfer: er werde sich die Ehre geben, dem Fräulein ihren entwichenen Bußprediger in Person zu überliefern.

„Thun Sie das!“ sagte das Kammerkätzchen. „Sie werden willkommen seyn. Fräulein Beate ist keine Menschenfeindin, wie man ihr nachsagt: sie mag nur von der heutigen Modewelt nichts sehen und hören. Diesen Haß treibt sie aber freilich ins Weite. Wer sich mit Geschmack kleidet, oder Tanz und Schauspiel liebt, begeht in ihren Augen eine Todsünde. Ein armer Neffe, dem sie einige Monate Gnadenbrod gab, that nichts Uebels, als daß er sich ein wenig stutzerhaft trug und gern in die Komödie ging: das war aber schon genug, in die tiefste Ungnade bei ihr zu fallen. Sie nörgelte unaufhörlich über sein Sündenleben, lehrte diesen Raben schimpfen und predigen, damit er sie, wenn sie des Scheltens müde war, ablösen konnte, und als sich der junge Mensch dennoch nicht bekehrte, ward er aus dem Hause gestoßen und aus dem Testamente gestrichen.“ —

„Ei, was Sie sagen!“ rief Thomas mit heimlicher Freude. „Sogar aus dem Testamente gestrichen?“ —

„Glatt und kahl heraus! Und er war bestimmter Universalerbe.“ —

„O, wie hart!“ seufzte der Schalk. „Ich beklag' ihn von Herzen. Sie wird sich aber wohl wieder mit ihm aussöhnen, wenn ihm nicht etwa schon ein Erbschleicher die Schuhe ausgetreten hat.“ —

Bei diesem Schlag auf den Strauch fuhr die angenehme Nachricht heraus: das Fräulein sey gegen den jungen Stutzer unversöhnlich aufgebracht, habe jedoch zur Zeit noch keinen andern Erben gewählt, sondern werde wahrscheinlich ihr ganzes Vermögen einer Kirche vermachen.

„Keinen Pfennig soll der Steinklumpen haben!“ dachte der Referendar, und steckte geschwind seinen steifen Zopf in das finstre Gefängniß eines großen Haarbeutels, um recht ehrbarlich vor dem Fräulein zu erscheinen. Zum Unglück befand sich gerade sein einziges Paar Schuhe in der Kur eines Schuharztes: er mußte daher seine Aufwartung in Stiefeln machen, und gewann so das Ansehen eines förmlichen Spießbürgers. Das Mädchen trieb ihn, als sie jetzt mit einander fortgingen, spottend und lachend wie einen Fastnachtsnarren vor sich her.

Achtzehntes Kapitel.

Die Betschwester und der christliche Kavalier.

Im Vorsaale des Fräuleins übernahm Thomas den Raben aus der Hand der Zofe, die ihn, des Anstands wegen, über die Gasse getragen hatte, und nun zu ihrer Gebieterin eilte, um den Herrn Nachbar zu melden. Er ward augenblicklich vorgelassen, und hielt, mit dem Vogel auf dem Arm, ernst und feierlich, wie ein Leichenbitter, seinen Einzug.

Aber es war schwer, diese Gravität zu behaupten, als er Beaten erblickte. Sie saß, mit einer Brille auf der Nase und einem grünen Schirm vor den Augen, am Tische und las in einem Gebetbuche, das auf dem Rücken einer großen, schlafend zusammengeringelten Katze lag, die ihr als Lesepult diente. Thomas Kellerwurm schnitt ein halbes Dutzend Bücklinge von der ehrerbietigsten Sorte, und scharrte wacker dazu mit seinen Stiefeln, ehe die eifrige Beterin von ihm Notiz nahm. Endlich schlug sie die frommen Augen auf, und erhob sich langsam vom Stuhle. Der Geist einer Matrone des siebzehnten Jahrhunderts schien aus dem Grabe zu steigen: so altmodisch war sie gekleidet. Sie setzte sich weder mit einer Verneigung noch mit einem höflichen Wörtchen in Unkosten, sondern griff stumm nach einer hinter dem Spiegel steckenden Ruthe,

hielt sie drohend empor, und rückte so mit zornigen Gesichtszügen heran. Dem Herrn von Pampel war übel dabei zu Muthe. Er befürchtete, ohne Kriegserklärung angegriffen zu werden, und zog sich mit verlegenen Mienen nach der Stubenthür zurück; doch ehe er sie erreichte, begannen schon die Feindseligkeiten mit hitzigen Ruthenschlägen, die zwar dem Raben galten, aber meistens seinem Träger zu Theil wurden. Bei diesem tapfern Einhauen erhob Beate ein geistliches Kriegsgeschrei und sang (nach der Melodie des Liedes: Zion klagt mit Angst und Schmerzen) mit kreischender Stimme:

Ach, wie hast du mich betrogen!
Bist nach Noä Rabenart
Weit und breit herum geflogen,
Hast die Buße lang gespart! *

Und immer schlug sie dazu den Takt mit der Ruthe. Thomas hielt diese unverdiente Staupe geduldig aus, und machte bei dem Gesange ein so andächtiges Gesicht, als ob er sich in der Kirche befände: aber das schwarze Zion auf seinem Arme klagte jämmerlich vor Angst und Schmerzen. Er fand es schicklich, für die leidende Kreatur ein gutes Wort einzulegen; und da er zugleich seine Bekanntschaft mit der geistlichen Liedermuse darthun wollte, so sang er in einem angenehmen Baß:

Warum willt du so zornig seyn
Ueber dieß arme Würmelein?

Die Zuchtmeisterin stutzte bei dieser melodischen Fürbitte, und es entstand eine kurze Strafpause; doch nach einigen

* Ein Halbvers, in alten Gesangbüchern befindlich, doch von der Sängerin, zum Behuf des gegenwärtigen Gebrauchs, etwas verändert. Das gilt auch zum Theil von den folgenden Liederversen.

Sekunden ward die Ruthe wieder thätig, und der Bassist sang aufs neue:

Straf ihn nicht in deinem Zorn,
Edles Fräulein, schone!
Ach, laß ihn nicht seyn verlor'n,
Nach Verdienst nicht lohne!

Dieser bewegliche Gesang brachte das Mitleiden bei ihr zum Durchbruch. Sie legte die Ruthe weg, nahm den Raben auf den Arm, hätschelte ihn und sprach in einem kläglichen Tone:

Verirrte Seele, wem zu Ehren
Entflohst du in die weite Welt?
Dort wird man dich nichts Gutes lehren,
Wo Satan selber Schule hält,
Wo nur Gespenster anzutreffen,
Die jeden Pilgrimm schändlich äffen.

„Ach, ja wohl!“ seufzte Thomas halblaut, und dachte an das Gespenst, das ihn vom Wachposten jagte.

Der schwarze Missethäter erhielt noch nicht völligen Pardon. Beate schob ihn in einen Käfig und sagte mit aufgehobenem Zeigefinger: „Hier sollst du mir drei Tage büßen und fasten!“ —

Nun hatte denn endlich auch der Referendar die Ehre, von ihr in Betrachtung gezogen zu werden. Sie wandte sich zu ihm mit einer tiefen Verneigung, dankte für die Uebergabe des Gefangenen, erbot sich, wie ein Steckbrief, bei ähnlichen Vorfällen zu gleicher Rechtshülfe, und bezeugte ihr Vergnügen, bei dieser Gelegenheit einen so christlichen Kavalier kennen zu lernen.

„Halten mich Ihro Gnaden wirklich dafür?“ fragte Thomas mit einem Handkuß.

„Warum zweifeln Sie daran?“ versetzte Beate.

„Weil Ihro Gnaden“ — antwortete er lächelnd — „meine Wohnung für die Schulstube des Satans erklärten.“ —

„Gott sey bei uns!“ rief das Fräulein, und bekreuzte sich. „Wie können Sie mir diesen Vorwurf beweisen?“ —

„Sehr leicht. Sie beliebten zum Raben zu sagen: Warum entflohst du in die Welt, wo der Satan selber Schule hält? — Der ehrliche Vogel ist aber, so viel ich weiß, nicht weiter als in mein Zimmer gekommen.“ —

„O, wenn das ist,“ sagte sie, „so hätt' ich meinen Liedervers sehr übel gewählt, und bitt' um Verzeihung.“ —

„Sie nehmen meinen Scherz zu ernsthaft, gnädiges Fräulein! Doch etwas ist an der Sache: es ward in der That bei mir Schule gehalten. Der Rabe war Präceptor, schalt mich einen Sünder, und ermahnte mich zur Buße und Bekehrung.“ —

„Deuten Sie das nicht übel, Herr Referendar!“ fiel die Betschwester ein. „Das gute Thier spricht so mit allen Menschen, und die meisten würden das ewige Heil ihrer Seele befördern, wenn sie den erbaulichen Zuruf des unvernünftigen Geschöpfs achteten und befolgten. Aber bei Ihnen, Herr Nachbar, war er freilich ganz überflüssig.“ —

„O nein, meine Gnädige!“ — seufzte Thomas Kellerwurm — „Wenigstens heute nicht! — Ein weltlich gesinnter Freund hatte mich überredet, diesen Abend mit ihm ins Schauspiel zu gehn; ich kleidete mich schon dazu an —“

„Ei, ei, Herr von Pampel!“ —

„Aber die warnende Stimme des trefflichen Raben brachte mich schnell auf bessere Gedanken.“ —

Beate lobte seine Reue, zog dann alle Register ihres Eifers gegen das Komödienwesen, und sang nach diesem Vorspiele:

Du, Welt, sollst nun und nimmermehr
Was richten bei mir aus,
Lock' du und kirre noch so sehr
Mich in dein Fratzenhaus!
Ich folg' in Ewigkeit dir nicht,
Du falsche Teufelsbraut!
Gar wenig mich, Gott Lob, ansicht
Dein' glänzend Schlangenhaut.

Thomas faltete die Hände und schlug, mitsingend, bei schicklichen Stellen einen kräftigen Baßtriller. Das gefiel ihr ungemein. „Sie sind ein Mann nach meinem Herzen!" sagte sie. „Lassen Sie uns diesen Abend in frommer Stille mit einander zubringen, und nehmen Sie mit einer mäßigen Mahlzeit fürlieb!" —

„Nur nicht gar zu mäßig!" sprach der Hungernde für sich; doch stand er keinen Augenblick an, der Einladung Folge zu leisten, da das Wenigste, was man ihm auftischen konnte, immer mehr war als das Nichts, worauf ihn die Armuth zu Gaste bat.

Neunzehntes Kapitel.

Abendtafel und Tischgespräche. — Der Raben-Dukaten.

Beatens gastfreundliche Anstalten ließen sich indessen nicht übel an. Sie waltete viel in der nahen Küche, das Feuer prasselte mächtig auf dem Heerde, und der Kredenztisch wurde mit einigen Flaschen Wein geschmückt. Die geschäftige Martha entschuldigte sich bei dem Referendar, daß sie ihn bisweilen allein lasse, und empfahl ihm, mittler Weile zum Zeitvertreib in Arnds Paradiesgärtlein spazieren zu gehen und ein Glas von Speners lauterer Milch zu kosten. Er mußte denn freilich thun, als ob ihm die vorgeschlagenen Ergötzlichkeiten trefflich behagten; aber er zog den aus der Küche wallenden Duft eines Hasenbratens dem Geruch der Paradiesblumen vor, und trank im Geiste den Wein auf dem Schenktische mit starken Zügen, indem er nur zum Schein aus der papiernen Milchflasche nippte.

So verschlich die Zeit bis zum Auftragen der Suppe. „Komm, Herr Jesu, sey unser Gast, und segne, was du bescheeret hast!“ betete Thomas mit rascher Stimme, machte dem Fräulein eine Verbeugung, und griff nach dem Stuhle; doch er irrte sich in seiner Rechnung, die Sache so zu beschleunigen. Beate, mit dem flüchtigen Stoßreim nicht zufrieden, schüttelte etwas unwillig den Kopf, verwies den

voreiligen Gast durch einen Wink zur Ruhe, und deklamirte dann langsam und pathetisch ein sehr feierliches Tischgebet, dessen Verfasser zu der Zeit, da er's entwarf, gewiß nicht so hungrig als unser Referendarius war; denn es dauerte fast eine Viertelstunde, und die Suppe ward kalt, ehe das Amen erfolgte.

Der Schmaus an sich selbst war ohne Tadel: nur Schade, daß der arme Thomas nicht mit Ruhe und Seelengenuß essen konnte, weil ihn seine Wirthin mit neugierigen Fragen über sein Geschlechtsregister bestürmte. Er antwortete Anfangs sehr kurz, und sie ließ sich das gefallen, so lange von Ahnherren die Rede war, die im Heere gedient oder als Landjunker gelebt hatten. Als er aber, um ihr recht nach dem Munde zu reden, einen Aeltervater aus dem Stegreif erschuf, der ein wohlverdienter Seelsorger und erbaulicher Liederdichter gewesen seyn sollte: da verlangte sie genauere Nachrichten von diesem ehrwürdigen Manne, und ängstete den muthwilligen Lügner mit einem Bienenschwarm der dringendsten Fragen nach dem Leben und Wandel dieses geistlichen Urahnen, nach seinen Hühnern und Gänsen, und sogar nach seiner Perücke. Thomas hatte alle seine Verschlagenheit nöthig, um sich mit geschickten und unverdächtigen Antworten aus dieser Klemme zu ziehen; aber es gelang ihm vollkommen, und seine Zähne versäumten dabei ihr Geschäft so wenig, daß einige nicht zeitig genug gelüftete Westenknöpfe dem Andrang des schwellenden Bauches weichen mußten und absprangen.

Fräulein Beate, die eben nicht geizig war, bemerkte mit Vergnügen, daß es ihrem Gast so wohl schmeckte; doch weniger schien ihr zu gefallen, daß er weder ein volles noch ein leeres Glas vor sich leiden konnte, sondern jenes immer schnell ausstürzte, und dieß eben so geschwind

wieder füllte. „Wie finden Sie meinen Wein?“ sagte sie, und spöttelte wahrscheinlich durch diese Frage, die ausserdem höchst überflüssig gewesen wäre, weil Thomas schon vorläufig durch Ausleerung einer ganzen Flasche darauf geantwortet hatte. „Ein köstlicher Burgunder!“ rief er begeistert aus, und hielt das Glas gegen das Licht. „Er ist nicht übel;“ sagte sie; „aber —“ und singend fuhr sie fort:

Ein Tröpflein von den Reben
Der süßen Ewigkeit
Kann mehr Erquickung geben,
Als dieser eitlen Zeit
Gesammte Wollustflüsse,
Und wer nach jenen strebt,
Tritt unter seine Füße,
Was hier die Welt erhebt.

„Mit billiger Ausnahme des Weins!“ fiel Kellerwurm ein. „Es wäre doch Sünde, die edle Gottesgabe mit Füßen zu treten.“

Diesen Einwurf mußte das fromme Fräulein gelten lassen. Thomas zechte nun triumphirend noch stärker, und liebäugelte mitunter (wenn Beate, die Augen gen Himmel — oder vielmehr nur an die Stubendecke — richtend, nicht auf ihn Acht gab) mit der anmuthigen Kammerjungfer, die leichtfüßig die Tafel umschwebte und die Geschäfte eines Truchseß und Mundschenken versah.

So befand sich der Schmauser vortrefflich; nur durfte er nicht daran denken, daß er von allen Münzen der Welt verlassen war. Das mischte Galle unter seinen Wein, und er dünkte sich der ärmste Lazarus auf Erden, weil er einer Dame gegenüber saß, die er für wohlhabender hielt als den berühmten reichen Mann im Evangelio, der aber wahr-

scheinlich jetzt eine sehr unbedeutende Rolle spielen und ein schlechtes Haus machen würde.

Glücklicher, und wohl auch pfiffiger, als der alte Lazarus, ergriff der neue folgende zufällige Gelegenheit, seine traurigen Umstände vor der Hand ein wenig zu verbessern.

Beate rühmte gegen das Ende der Tafel mancherlei Tugenden ihres Raben, und fragte bei dieser Veranlassung: „Ist Ihnen, mein Herr Referendar, die Anekdote bekannt, daß vor mehrern Jahrhunderten ein König von Ungarn einen Raben, der ihm einen Ring entwandt hatte, im Fluge schoß, und, zum Andenken dieses Vorfalls, Dukaten prägen ließ, die man Raben-Dukaten nennt?“ —

Thomas hatte nie ein Wort von dieser Geschichte gehört, und antwortete dennoch rasch: er kenne sie aus dem Grunde, sey aber noch nicht so glücklich gewesen, einen solchen Dukaten zu Gesicht zu bekommen, ob er sich gleich, da er das Steckenpferd der Münzliebhaberei mit Leidenschaft reite, die äußerte Mühe darum gegeben habe. „Vielleicht kann ich Ihren Wunsch befriedigen,“ sagte Beate, und das war gerade der Punkt, nach dem er gezielt hatte.

Sie stand auf und holte aus ihrem Kleinodenschranke ein schwarzes Kästchen, das an Größe und Gestalt einem Gesangbuche glich. Dafür hielt es auch der lauernde Spekulant, und es war ihm schon bange, der besprochene Dukaten möchte vergessen und wieder ein Lied angestimmt werden. Als aber Beate das schwarze Buch öffnete, zeigte sich ein erfreulicher Inhalt, der tausend andern Büchern zu wünschen wäre, und sicher den Beifall aller Leser und Rezensenten erobern würde — kurz es war mit den schönsten Dukaten gefüllt.

„Potz tausend!“ rief der Referendar: „Wer solche Gesangbücher hat, der kann mit Lust singen!“

Dieser Einfall kam ihr entweder etwas unheilig oder allzu vertraut vor: denn sie drohte mit dem Finger, und es schien gar, als wollte sie das köstliche Buch ungelesen wieder verschließen. Doch, anders sich besinnend, suchte sie unter den vielen Goldmünzen, die es enthielt, einen Raben-Dukaten heraus und zeigte ihn vor.

Der Referendar betrachtete ihn mit lüsternen Augen und warf die Angel der Schmeichelei durch die Bemerkung aus: daß der mit dem gestohlenen Ring im Schnabel darauf abgebildete Dieb bei weitem kein so ehrliches Gesicht habe, wie der Bußprediger im Käfich, sondern eine wahre Galgenphysiognomie. „Uebrigens möcht' ich wohl einen solchen Dukaten besitzen;" fuhr er fort. „Ich wollt' ihn auf der Stelle gegen zwei vollwichtige Holländer eintauschen." — Mit dieser Prahlerei griff er in die Tasche, als läge da ein ganzes Regiment Holländer im Quartier. Das Fräulein bat höflich, seine Börse ruhen zu lassen und den Raben-Dukaten als ein Ehrengeschenk und freundschaftliches Denkzeichen von ihr anzunehmen. Er wehrte sich heftig dagegen, und gab endlich blos unter der Bedingung nach, daß ihm erlaubt seyn müsse, das Goldstück zu ersetzen, sobald er eine Dublette aufgetrieben habe. Um ihn zu beruhigen, willigte Beate in diesen Vorbehalt, bat jedoch dringend, sich nicht ängstlich darum zu bemühen, sondern die Sache dem Zufall zu überlassen. „Mit nichten, mein gnädiges Fräulein!" sprach er: „Ich werde von Stund' an weit und breit darnach aufstellen." —

Hiermit steckte er, nach unterthänigster Danksagung, den goldnen Raben ein, ließ ihn aber kurz darauf, als er von Beaten weg ging und in eine Gesellschaft lustiger Nachtschwärmer gerieth, schon wieder fliegen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Andacht am Fenster. — Der Vikar in der Kirche. — Erbschaftsaussichten.

Das Abenteuer dieses Tages kitzelte ihn mit der Hoffnung, einen rechten Hauptschlag zu machen. Da ihn aber das gottselige Fräulein nicht ausdrücklich eingeladen hatte, sie wieder zu besuchen, so mußte er auf Mittel sinnen, sich bei ihr aufs neue zu empfehlen und in geneigtem Andenken zu erhalten.

In dieser Absicht entlehnte er von seinem Hauswirthe ein ansehnliches Gebetbuch, dessen schwarzer Band und goldner Schnitt die Heiligkeit des Inhalts verbürgten, und auch bei dem flüchtigsten Beschauer den Verdacht nicht aufkommen ließen, daß unter diesem Schafskleide ein Romanwolf verborgen sey. Mit diesem ehrbaren Buche in der Hand, trat er Stunden lang ans offne Fenster und gab sich die Miene des andächtigsten Beters. Er wollte so von Beaten gesehen seyn. Sie that aber selten einen Blick ins Weltgetümmel, und die Kammerjungfer war boshaft genug, sie nicht auf den frommen Nachbar aufmerksam zu machen, weil er aus leidigem Geldmangel unterlassen hatte, sich ihre Gönnerschaft durch ein Geschenk zu erwerben, als sie ihm nach dem Abendschmause die Treppe hinab leuchtete. Seine öffentliche Gleißnerei schaffte ihm daher nicht den

geringsten Vortheil. Ein andres Mittel mußte gewählt werden.

Nun war eben damals ein neuer Prediger vom ersten Range in die Stadt berufen worden, dessen magnetische Beredtsamkeit einen Sonntag wie den andern die Häuser entvölkerte und ihre Bewohner an sich zog. Wer seit zehn Jahren keinen Fuß in die Kirche gesetzt hatte, sprang mit beiden hinein, um ihn zu hören. Wehe dem, der einen Katarrh mitbrachte und ihn unter der Predigt laut werden ließ! Tausend Köpfe drehten sich, bistend und zischend, nach ihm hin und durchbohrten ihn fast mit den Augen. Hielt er nicht augenblicklich Ruhe, so stand er in Gefahr, aus dem Tempel geworfen zu werden. Ein großer Theil der enthusiastischen Versammlung stellte nicht nur, wie Vater Plautus sagt, den Vogelherd mit den Ohren, sondern auch mit der Leimruthe des Bleistifts und dem Meisenkasten der Schreibtafel. Sogar Officiere und Staatsmänner mit Ordenssternen sah man so beschäftigt. — Wie haben sich die Zeiten geändert! Heutiges Tages wird nicht einmal mehr die liebe Jugend mit dem Nachschreiben der Predigten behelligt, sondern lieber dafür von klugen Aeltern angehalten, den Inhalt der Schauspiele aufzuzeichnen. — Damals war man aber noch so einfältig, gute Kanzelreden zu schätzen, und die, von welchen hier die Rede ist, wurden bald ein beträchtlicher Handelsartikel für arme Kandidaten, die sie durch eine Menge Abschriften vervielfältigten und das Exemplar um einige Groschen verkauften. Dieser Umstand leitete unsern Kellerwurm auf den Gedanken, einen solchen Hausirer in Nahrung zu setzen, die erhandelte Predigt mit eigner Hand wieder abzuschreiben, und sie Fräulein Beaten, als einen Beweis seines Kirchenfleißes, zu überreichen.

Dieß that er den nächsten Sonntag, verdiente sich aber schlechten Dank damit. Sie schalt den geistlichen Cicero einen irrgläubigen Neuerer, der die Pest der Ketzerei durch seine Lehren verbreite. Ihr Held war ein herrenhuthischer Kopfhänger, der noch stillere Zuhörer als sein vielbewunderter Amtsbruder hatte: denn er predigte meistens nur dem schlafenden Küster und den öden Mauern der Kirche. Fräulein Wimmerling erhob aber die Salbung seiner Vorträge bis in den Himmel, und empfahl dem Referendar, sich so oft als möglich dadurch zu erbauen. „Ich selbst,“ fuhr sie fort, „werde durch Alter und Schwachheit gehindert, die weit entlegene Lämmleinskirche zu besuchen, wie ich in jüngern Jahren niemals versäumte; allein eben deßhalb werden Sie mich ungemein erfreuen und Ihnen verbinden, wenn Sie an meiner Stelle dahin gehn, die Predigten genau nachschreiben, und mir von Zeit zu Zeit mittheilen.“ — Eine starke Zumuthung! Doch er versprach, ihr Genüge zu thun, und ward für diese Bereitwilligkeit herrlich bewirthet. Dennoch war es ihm, wie man denken kann, kein Ernst, sein Wort in Person zu erfüllen. Er bestellte einen alten Magister zu seinem Vikar, brauchte aber die Vorsicht, Sonntags früh auszugehen, seinen Weg nach der Gegend der Lämmleinskirche zu nehmen und in einem dort in der Nähe befindlichen Weinhause so lange zu frühstücken, bis der Gottesdienst beendigt war. Abgeredeter Maßen kam nun der graue Meister der sieben freien Künste in die Weinstube, übergab den nachgeschriebenen Sermon, und empfing seine Gebühr. Thomas ging ehrbar nach Hause, schrieb die Predigt ins Reine, lieferte sie gegen Abend ab, erquickte sich an Beatens gut besetztem Tische, und erhielt bisweilen sogar ein halbes oder ganzes Dutzend Dukaten zu Papier und andern Schreibematerialien.

So ging's alle Sonntage. Doch war er auch in der Woche nicht unthätig. Er fing seine öffentlichen Fenster-Andachten wieder an, und Beate sah jetzt, da er ihr interessanter geworden war, oft mit Wohlgefallen zu ihm hinüber. Da es ihm aber unerträglich langweilte, ein Gebetbuch, worin er nicht lesen mochte, vor die Augen zu halten, so ließ er sich eine Buchschale von schwarzem Korduan mit goldnen Zierrathen fertigen, bekleidete mit diesem geistlichen Kaputtrock oder Schanzläufer weltliche Schriften, und las auf solche Art manchen muthwilligen Roman, indem seine lauernde Patronin glaubte, er wärme sich an Müllers göttlicher Liebesflamme.

Durch dergleichen Listen und Ränke kam er seinem Ziel immer näher und gewann Beatens Gunst mit jedem Tage mehr. Sie betrachtete ihn als einen aus dem Feuer gerissenen Brand, und rechnete seine Bekehrung dem Himmel für einen großen Gewinn an. Irdische Absichten hatte sie nicht auf ihn. Sie erklärte sich, wenn er bisweilen ihre Gedanken über den Ehestand von weitem erforschte, im Allgemeinen so entscheidend abgeneigt dagegen, daß ihm alle Lust verging, ihr seine Person anzutragen. Weit erfreulicher waren seine Aussichten, sie zu beerben. Sie versprach mehrmals bestimmt und feierlich: daß sie ihn, wenn er seinen christlichen Lebenswandel fortsetze, in ihrem Testamente bedenken wolle.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jungfer Blaustrumpf. — Bauchdienst und Gottesdienst. — Das Verhör auf der Gasse.

Ein Meister auf der Orgel — erzählte man — gerieth mit seinem Bälgetreter in Unfrieden und ließ ihn sein Uebergewicht fühlen. Schon gut! — dachte der beleidigte Windmacher — ich werde mich rächen! — Den nächsten Sonntag, als gerade der Meister vor einer zahlreichen Kirchenversammluug seine ganze Kunst aufbot, lief der hämische Kalkant plötzlich von seinem Posten, und die Orgel — verstummte.

Dieß an und für sich unbedeutende Geschichtchen lehrt, wie gefährlich es ist, die Herren Bälgetreter gering zu schätzen und böse zu machen. Es gibt ihrer in allen Fächern.

Thomas Kellerwurm zum Exempel spielte die Orgel der Scheinheiligkeit als Meister; aber bei einem Haare wäre ihm der Wind ausgegangen, weil die Kammerjungfer die Bälge nicht trat. Sie versuchte sogar, ihn ganz von der Hütsche zu stoßen. Es war aber auch unartig, daß er sie von einem Tage zum andern vergebens auf ein Geschenk warten ließ. Die verstohlenen Liebesblicke, womit er ihre Dienstleistungen zu vergelten dachte, hatten für sie keinen Werth. Eine Weile ließ sie sich geduldig damit bezahlen, denn sie betrachtete sie als Anweisungen auf klingende

Münze. Als er aber so wenig, wie vormals die französische Republik, Anstalt machte, seine Assignate mit baarem Gelde einzulösen: da ward Lisette — so hieß die eigennützige Dirne — bitterböse und lauerte ihm auf den Dienst.

Seine fleißigen Kirchengänge wurden ihr bald verdächtig. Sie theilte dem Fräulein ihre Zweifel mit, fand aber kein Gehör, und ward eine Verläumderin gescholten.

Am Morgen des folgenden Sonntags schlich sie ihm auf dem Fuße nach, und sah mit boshafter Freude, daß er, hinter der Kirche herum, in die Taverne ging. Windschnell flog sie nach Hause und meldete dem Fräulein, was sie gesehn hatte. „Schlange, du lügst!“ sprach Beate. Die Spionin bestand darauf, sie solle sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Sache überzeugen. Das Fräulein entschloß sich dazu, schickte nach einem Miethwagen, und fuhr mit der Denunciantin geraden Weges vor's Weinhaus.

Das Ankleiden und Anspannen hatte so lange aufgehalten, daß die Predigt schon vorbei war. Thomas saß aber noch in der Trinkstube und traktirte seinen Kirchen-Statthalter mit einem Gläschen Wein. Diese seltne Freigebigkeit — denn er war gewöhnlich gegen Andere sparsam, um im Selbstgenuß verschwenden zu können — wandte, wie wir gleich sehen werden, den Schlag von ihm ab, den ihm sein Geiz gegen die Zofe beinahe zugezogen hätte.

Sie sprang aus dem Wagen, trippelte ins Weinhaus, fragte den Küper, der ihr gerade in den Weg kam, ob Herr von Pampel hier sey, und ließ ihn, als es bejaht wurde, herausrufen. Er kam und entsetzte sich ein wenig. Sie sagte spottlächelnd: Fräulein Wimmerling halte vor der Thür und wolle ihn sprechen. Doppelt bestürzt lief er zu ihr an den Wagen. Sie war schon mit einem Liederverse zu seinem Empfange gerüstet und seufzte ihm entgegen:

„Was pflegst du deines Leibes hier
Und läß'st den Geist verschmachten?
O Sünd' und Schande! Ziemt es dir,
Den Knecht als Herrn zu achten?
Dem Geist gebührt das Regiment;
Bei dir ist solches umgewendt,
Der Leib den Geist regieret!“ —

„Gnädiges Fräulein,“ — sagte Thomas mit schneller Fassung — „ich leide ganz unschuldig! Der Schein ist gegen mich, denn ich komme wirklich aus der Weinstube; aber ich ging nicht hinein, um meines Leibes zu pflegen, und noch weniger hat mein Geist heute geschmachtet. Ich war in der Kirche, schrieb die Predigt nach, hier ist sie!“ —

Er hatte zum Glück die Schreiberei seines Stellvertreters schon in der Tasche und übergab sie dem Fräulein. Es war ihm nicht bange, mit den beiden Frauenzimmern fertig zu werden, wenn sie ihm die Ausstellung machen sollten: er habe das nicht geschrieben. Allein es hatte keine Gefahr. Beate maß ihm vollen Glauben bei, und warf, ohne das Blatt weiter zu untersuchen, auf die Angeberin, die verdutzt dastand, einen strafenden Blick.

„Nun will ich aber auch“ — fuhr er beherzt fort — „Ihro Gnaden das Räthsel lösen, warum ich ins Weinhaus gegangen bin. Verziehen Sie eine Sekunde!“

Er sprang in die Taverne zurück und zog den alten Kandidaten hinter dem Tische hervor. „Magister!“ — raunte er ihm ins Ohr — „kommen Sie geschwind mit heraus — ich will Sie zum Spaß einer alten Dame vorstellen — sprechen Sie aber kein Wort als Ja und immer Ja zu allem, was ich sage. — Hören Sie, Magisterchen? Es soll Ihr Schade nicht seyn.“ —

Der menschenscheue Kandidat rückte sich ängstlich die

Perücke zurecht. Er wäre der geheimnißvollen Audienz gern überhoben gewesen und stammelte einige Entschuldigungen; doch zur Demuth und zum Gehorsam gewöhnt, ließ er sich fortschleppen.

„Dieser gute, ehrliche Mann“ — hob Thomas an der Wagenthür an — „war mein Kirchen-Nachbar und hörte der schönen Predigt mit exemplarischer Aufmerksamkeit zu. Doch plötzlich ward er ohnmächtig und sank um. Ich richtete ihn, mit Beihülfe einiger andern Leute, wieder auf. Er erholte sich bald, blieb aber ausserordentlich matt. Ein gegenwärtiger Arzt rieth ihm, sich durch Wein zu stärken. Er bekannte seufzend, daß er zu arm sey, sich diese Erquickung zu verschaffen. Der Herr Doktor zuckte die Achseln und schlich fort. Auch die andern Leute verkrümelten sich. Nun ich — ohne Ruhm zu melden — hielt's für Christenpflicht, den wackern Mann in dieß Haus zu führen und ihm ein Glas Wein reichen zu lassen.“

Dem Magister war dieß Lügengewebe so dunkel, wie die Offenbarung Johannis. Er bückte sich verlegen, bald gegen den Sprecher, bald gegen die Dame: und ob ihm gleich seine Ehrlichkeit kein deutliches Ja erlaubte, so machte doch sein erdfahles Gesicht, sein abgezehrter Körper, und der Stempel der Armuth, der auf sein ganzes Wesen gedrückt war, das Mährchen sehr wahrscheinlich, und Beate nahm es ohne Bedenken für baare Münze. Sie lobte das gute Werk, dessen Thomas sich rühmte, und entließ den Magister mit einem ansehnlichen Geldgeschenke, das er zu stärkenden Weinen und Arzeneien anwenden sollte.

Dessen ungeachtet war Kellerwurm noch nicht von aller Verantwortung frei. Die feindselige Kammerjungfer hatte seine Abwesenheit, als er den Magister herbeiholte, benutzt und gesagt: sie wolle darauf leben und sterben, daß er

vor ihren Augen, bei der Kirche vorbei, ins Weinhaus gegangen sey; doch wisse sie freilich nicht, ob er da sitzen geblieben, oder, nach abgewartetem Bauchdienst, den Gottesdienst besucht habe. Ueber diesen Punkt nahm ihn das Fräulein, als sich der Magister sehr demüthig empfohlen hatte, noch scharf in die Presse. Aber er läugnete standhaft, vor der Kirche die Schwelle des Trinkhauses betreten zu haben. Wenn jemand, sprach er, seine Gestalt da gesehn hätte, so müsse diese Erscheinung durchaus ein Blendwerk des Satans gewesen seyn.

Beate traute dem höllischen Philadelphia dergleichen Gaukelkünste wohl zu, und widersprach daher so wenig als Lisette, die dem Referendar den Krieg nicht öffentlich ererklären und sich überhaupt nicht als Urheberin der obschwebenden Untersuchung verrathen wollte: sonst hätte sie den Küper als Zeugen aufrufen können, daß kein satanisches Taschenspiel ihre Augen getäuscht habe.

So endigte sich das gehaltene Straßengericht, das viel müßige Gaffer herbeigelockt hatte. Die lange Peitsche des Miethkutschers hielt sie in Schranken, daß sie nicht aus bloßen Zuschauern auch Zuhörer wurden, ungeachtet die Richterin und der Beklagte sehr leise mit einander sprachen. Sie erkannte ihn vollkommen für nicht schuldig, und stellte gleichsam seine Ehre dadurch wieder her, daß sie ihm einen Platz im Wagen anbot. Da dieser nur zweisitzig war und Thomas die erwünschte Bequemlichkeit nicht ausschlug, so hatte Jungfer Blaustrumpf * den wohlverdienten Verdruß, daß sie zu Fuß nach Hause wandern und mit seidenen Schuhen die Tiefe des Gassenkoths messen mußte.

* Der bekannte Spottname eines Angebers.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Postillenreiter. — Der gefangene Fuchs.

Nach diesem Siege galt Thomas bei seiner Gönnerin mehr als zuvor, und ward überdieß der Mühe überhoben, sich noch in seinen alten Tagen mit der hebräischen Grammatik den Kopf zu zerbrechen. Denn als er einst, um Trinkgeld zu sparen, mit dem Kammerkätzchen liebäugelte, ward es Beate gewahr, und gab ihm nicht nur unter vier Augen einen scharfen Verweis, sondern machte es ihm auch zur Pflicht, hebräisch zu lernen, weil — sagte sie — der heilige Hieronymus diese Beschäftigung, als ein an sich selbst erprobtes Schutzmittel gegen die Anfechtungen der Wollust, empfehle. — Doch da nun hell am Tage lag, daß Thomas und die Jungfer mit einander über den Fuß gespannt waren, so nahm ihm Beate das aufgelegte Sprachkreuz wieder ab, und war, wie gesagt, mehr als jemals mit ihm zufrieden.

Das gab seinem Spekulationsgeiste neues Leben, und befeuerte ihn zur Anwendung aller möglichen Erbschleicherpfiffe, um ein ersprießliches Testament zu Stande zu bringen. Er ließ sich nun nicht wieder in jenem Weinhause betreffen, sondern ging immer stracks in die Kirche, und hatte, so lange der Pfarrer auf der Kanzel verweilte, Bleistift und Schreibtafel zum Schein in der Hand, weil er sich nicht

für sicher hielt, von Kundschaftern beobachtet zu werden. Die Predigt wörtlich nachzuschreiben, war ihm zu lästig. Er kündigte auch dem alten Magister diesen Dienst auf, und schaffte sich dafür eine noch ältere Postille an, die, wie er genau wußte, in der Wimmerling'schen Bibliothek fehlte. Daraus schrieb er alle Wochen nach und nach die Predigt für den folgenden Sonntag gemächlich ab, und behauptete bei der Uebergabe keck, sie sey brühwarm in der Lämmleinskirche gehalten worden.

Um sich noch unentbehrlicher zu machen, warf er sich, als einst Beate über zunehmende Augenschwäche klagte, zu ihrem Vorleser auf, und verwaltete dieses Amt treulicher als Swift, der in ein Erbauungsbuch, das er einer Dame vorlas, seine bekannte moralische Betrachtung über einen Besenstiel einschob. Thomas beging jedoch den viel unheiligern Trug, daß er bisweilen in Beatens Zimmer irgend ein loses Buch geheim aus der Tasche zog und es las, indem sie, mit ihm an Einem Tische sitzend, in fromme Phantasien so versunken war, daß sie kein Wort sprach, und auch ihm das Sprechen untersagte. Diese Grabesstille dauerte oft mehrere Stunden und machte ihm sehr lange Weile. Da half er sich denn auf erwähnte Art, und baute einen hohen Wall von Gebetbüchern um sich her, über den Beate nicht hinwegsehen konnte. Sogar Helwigs geistliche Augensalbe* mußte dienen, sie blind zn machen. Außerdem brauchte er die Vorsicht, alle Bücher, mit welchen er sich so verstohlen belustigen wollte, schon in seiner Wohnung dazu vorzubereiten und in den oben beschriebenen schwarzen Mantel zu hüllen. Auf diese Weise trieb er seinen Frevel lange Zeit, ohne dabei ertappt zu werden.

Weniger glücklich war er bei der Jagd auf eine Flasche

* Ein Gebetbuch vom Jahr 1640.

Malaga, die das Fräulein einst in seiner Gegenwart zum Geschenk erhielt und in einen Schrank stellte, nachdem sie vorher die ihr schon bekannte Güte dieses Weines höchlich gepriesen hatte. Das gefiel dem Herrn Thomas; denn er machte sich Rechnung, bei der Abendtafel damit gelabt zu werden. Allein es geschah nicht. Beate nahm sich jetzt, da sie mit ihm bekannter geworden war, oft die Freiheit, ihn blos mit gemeinem Gerstensaft zu bewirthen, und that es eben auch dieß Mal. Nach Tische ließ sie ihn zufällig, wegen eines häuslichen Geschäfts, im Zimmer allein. Er hörte lauschend, daß sie mit der Kammerjungfer die Treppe zum obern Stock hinauf stieg. Husch! war er bei dem unverschlossenen Schranke, und öffnete ihn, nm aus der süßen Flasche einen tüchtigen Zug zu thun, oder sie, nach Zeit und Umständen, ganz auszustechen.

Unglücklicher Weise hatte Beate, die einen Kopf länger war als er, die Bouteille in ein so hohes Fach gestellt, daß er sie nicht bequem erreichen konnte. Der Fuchs in der Fabel erklärte die Trauben, die ihm zu hoch hingen, für sauer: unser Fuchs aber wußte zu gut, wie süß der Malaga war, und gab sein lüsternes Vorhaben nicht so leicht auf. Er trat auf die Zehen, dehnte sich gewaltsam, und klammerte sich mit der linken Hand an ein Fachbrett, um so noch höher zu klimmen. Doch, indem er dadurch Haltung gewann, verlor sie der unbefestigte, frank und frei auf einem Tische stehende Schrank, und stürzte, mit allen seinen gläsernen und porzellanenen Eingeweiden, so plötzlich über ihn her, daß er von der unaufhaltsamen Last zu Boden geworfen und darunter begraben ward. Es gab ein Getöse, als schlüge der Donner ins Haus.

Beate und Jungfer Blaustrumpf kamen gerade in diesem Augenblicke die Treppe wieder herab. Erschreckend über

das fürchterliche Gerassel, stießen sie einen Schrei aus, eilten ins Zimmer, und erstarrten über den lebendigen, tollgewordenen Schrank, der sich vor ihren Augen bewegte, ohne daß sie den darunter gefangenen und ganz bedeckten Kellerwurm sahen, der durch sein Bestreben, sich hervorzuarbeiten, die Zuckungen des Kastens verursachte. Beate blieb, schaudernd und die Hände faltend, an der Thür stehen; aber das naseweise Kammermädchen wagte sich bald näher an den besessenen Schrein, griff ihn muthig an, richtete ihn in die Höhe, und brach in ein schmetterndes Gelächer aus, als Herr Thomas, in einer Weinbrühe liegend, zum Vorschein kam.

„Denken Sie sich mein Unglück, gnädiges Fräulein!“ sprach er im Aufspringen. „Ich wollte vorhin, um mir in Ihrer Abwesenheit die Zeit zu verkürzen, ein geistliches Buch vom Schranke herunter langen; aber kaum rührte ich ihn an, so warf mir ihn der Teufel auf den Hals, und hätte mich nicht mein Schutzengel gerettet, ich wäre des Todes.“ —

Dieses Vorgeben ließ sich hören, da wirklich einige in Ruhestand versetzte Andachtsbücher auf der Decke des Schranks residirt hatten. Das Fräulein fand auch die Sache ganz glaubwürdig, und beseufzte nur leise die Trümmer einiger kostbaren Mundtassen, auf welchen die Könige David und Salomo und andere erlauchte Personen des alten Testaments konterfeit waren, die jetzt insgesammt ein tragisches Ende genommen hatten. Aber ungläubig schüttelte die Kammerjungfer ihr Köpfchen und fragte spöttisch: wie es denn komme, daß die Schrankthür offen und zurückgeschlagen sey. — „Darauf mag der Schrank antworten; was weiß ich's!“ sagte Thomas trotzig, und die Geschichte hatte vor der Hand keine weitern Folgen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand. — Die Maus in der Falle.

„Der gestrige Vorfall, mein gnädiges Fräulein,“ — sprach der Unglücksvogel am folgenden Tage — „bewies doch wohl sonnenklar, daß ich mit ihrer Kammerjungfer in keinem Liebesbunde stehe, wie Sie mir einst Schuld gaben. Erinnern Sie sich noch der hämischen Frage, die sie mir wegen der beim Sturz des Schranks aufgesprungenen Thür vorlegte? — Welchen häßlichen Verdacht suchte sie gegen mich zu erwecken! — Und diese Basiliskenseele sollt' ich lieben? — Nein, ich hasse sie aus Herzensgrund; und überdieß ist ja auch das stumpfnäsige Affengesicht nichts weniger als liebreizend!“ —

Herr Thomas schmeichelte sich, recht klug und zu seinem Vortheil gesprochen zu haben; allein er hatte bald Ursache, die ausgestoßenen Schmähungen zu bereuen. Denn wie ein junger Versemann (der etwa ein träges Mode-Sonnet mit lauter weiblichen Reimen, wie auf breiten Gänsefüßen, in die Welt watscheln ließ, und deßhalb von allen Kunstrichtern des heiligen römischen Reichs Lorbeerkronen erwartete) gräßlich wüthet und tobt, wenn er sein schlaftrunknes Mißgeschöpf in einer gelehrten Zeitung höhnen und geißeln sieht: eben so wild geberdete sich die vor der Thüre hor-

chende Kammerjungfer, als sie ihr Lärvchen — auf das sie nicht minder, als jener Versler auf sein Klinggedicht stolz war — mit ihren eigenen Ohren so lästern hörte. Außer sich vor Zorn, wollte sie die Thür aufreißen, in's Zimmer stürzen und dem ungeschlachten Mäkler seinen Rezensentenlohn auf die Backen zahlen; aber die aufsteigende Furcht, daß diese heroische That den Verlust ihrer vortheilhaften Stelle nach sich ziehen möchte, warf ihr schnell einen Zaum über den Furienkopf, und sie begnügte sich an dem Gedankenschwur, mit bedächtigern Schritten Rache zu nehmen und den verhaßten Günstling zu stürzen.

Dieses Vorhabens entwandte sie eines Tages die erste beste von ihm angeblich nachgeschriebene Predigt und legte sie einem jungen Theologen (der ihr versprochen hatte, sie zur Frau Pastorin zu machen, sobald er Pastor seyn würde) mit der Frage vor: ob er wohl glaube, daß diese Predigt in der Lämmleinskirche gehalten worden sey.

„Sie hat einen alten, ranzigen Postillengeschmack;" — sprach der nette Kandidat, als er sie flüchtig gekostet hatte — „ich halte sie für keine frische Waare. Doch kann ich mich irren. Die geistliche Beredtsamkeit in der Lämmleinskirche ist auch gewöhnlich etwas altbacken." —

Das war so viel als nichts gesagt. Lisette wollte die Sache genau wissen und bat ihren Trauten, sich des nächsten Sonntags in gedachte Kirche zu verfügen, die Predigt nachzuschreiben und ihr davon eine leserliche Kopie einzuhändigen.

Der zärtliche Freund versprach und that, was sie wünschte. Indessen war auch Thomas nicht müßig. Er ritt, wie gewöhnlich, seine alte Postille. Jungfer Blaustrumpf verglich die treu aufgezeichnete Predigt mit der gerittenen, fand einen himmelweiten Unterschied und verklagte den

Postillenreiter bei dem Fräulein als einen Verfälscher des göttlichen Worts. Beate staunte, und war zweifelhaft, welche Predigt sie für ächt halten sollte. Sie konnte und wollte nicht darüber entscheiden, ohne vorher einer andern frommen Dame, deren Postillensammlung die stärkste im Lande war, den kritischen Fall vorzulegen und sie um Rath zu fragen. Eilig suchte sie alle Kellerwurm'sche Manuscripte zusammen und begab sich damit zu ihrer Freundin. Diese las nur einige Zeilen der jüngsten Predigt und wußte dann schon, wo Barthel Most geholt hatte. Sie langte aus ihrer Bibliothek ein dickleibiges Exemplar von Kellerwurms Postille hervor, und bewies daraus, daß die Predigt, die er für ein nagelneues Werk ausgegeben hatte, schon seit einem halben Jahrhundert gedruckt war. Das Fräulein entsetzte sich über diesen Betrug. Zum Ueberfluß wurden nun noch mehrere handschriftliche Kanzelreden mit den gedruckten kollationirt, und alle stimmten Wort für Wort mit einander überein.

Indem dieß geschah, ging Thomas gutes Muths in Beatens Wohnung, um ihr seine Aufwartung zu machen und Abends bei ihr zu speisen. Lisette wies ihn nicht ab, weil sie ahnte, was ihm bei der Rückkunft des Fräuleins bevorstand, und sie ihn lieber heute als morgen bestraft sehen wollte. Sie sagte mit Schlangenfreundlichkeit: ihre Dame sey zwar nicht zu Hause, werde aber bald zurückkommen; er möge sich indessen die Zeit mit Lectüre vertreiben.

Thomas, der nicht gern einen Weg doppelt machte, ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Die Zofe schloß ihm ein Zimmer auf und entfernte sich. Da es nicht Beatens tägliches Wohngemach war, so sah er sich natürlich in dieser fremden Gegend um und erlaubte seiner Neugier, einen

Alkoven zu öffnen, der ihm ein Gemisch von lieblichen Düften entgegenhauchte. Es waren Ausströmungen des Nachtisches, den Fräulein Beate, die des folgenden Tages eine Gasterei geben wollte, dazu angeschafft und hier aufgestellt hatte. Auf dem Fußboden standen Körbe voll Obst; auf einem Tische Teller mit Confect; und in ihrer Mitte prangte, wie der Mond unter Sternen, eine große Mandeltorte, über deren Oberfläche sich ein Lavastrom von Zucker ergossen hatte, aus welchem buntfarbige Hügel von eingemachten Früchten emporstiegen. Dieses Prachtstück umgaben Flaschen, mit den edelsten Weinen gefüllt. Sie glichen in ihrer kreisförmigen Stellung einer Leibwache, und trugen zum Theil, als Ehrenzeichen ihrer Vortrefflichkeit, geflochtene Panzer.

Kellerwurm war schon im Begriff, diese Trabanten anzugreifen, als eine Fleischpastete, die er auf einem etwas entferntern Tische wahrnahm, eine Diversion machte und seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog. „Bondies!“ sprach er schmunzelnd: „Du stehst hier so einsam und verlassen im Hintergrunde, als hättest du lange Weile! — Wart, wart, ich will dir Gesellschaft leisten!“ —

Hiermit zog er ein Besteck Messer, das ihn überall begleitete, aus der Tasche, und bat sich eigenmächtig zu Gaste. „Frisch drauf los!“ sprach er in Gedanken: „Was ist's denn weiter, als ein kleiner Vorgriff in die künftige Erbschaft, den ich mir wohl erlauben darf.“ —

Indem er jetzt schmauste und dazwischen einem der geharnischten Trabanten sein süßes Blut abzapfte, klinkte die Kammerjungfer so sacht als möglich die Stubenthür auf und guckte durch eine zollbreite Oeffnung hinein. Es war ihr sehr angenehm, den ungebetenen Gast zu vermissen: denn nun wußte sie schon, daß er sich an dem Orte

befand, wo sie ihn haben wollte. Sie hatte ihn vorsätzlich in dieß Zimmer geführt, um ihn, wie eine Maus, in die Falle des Alkovens zu locken.

Da sie ihn aber auch festhalten wollte bis zur Stunde des Gerichts, so schlich sie auf den Fußspitzen an die Alkoventhür und drehte das Schloß so leise zu, daß er nichts davon merkte. Einige Minuten später sah er sich zwar gefangen; allein es kümmerte ihn nicht. Er glaubte, das Schloß sey von ungefähr zugeschnappt, und verließ sich auf das Fenster des Alkovens, das von innen geöffnet werden konnte. So beruhigt, fuhr er fort, sich tapfer zu nähren.

Kurz darauf kam Beate zurück. „Gut, daß Ihro Gnaden wieder da sind!“ sprach Lisette an der Hausthür: „Ich hab' in Ihrer Abwesenheit einen mächtigen Raubvogel gefangen.“ — Das Fräulein sah finster aus, wie die Nacht und sagte mürrisch: sie sey zum Scherzen nicht aufgelegt. Die Kammerjungfer versicherte: die Sache sey Ernst, und führte sie an die Hinterthür des Alkovens, durch die er mit der Küche in Verbindung stand. Diesen Ueberfall im Rücken veranstaltete das boshafte Mädchen in der Absicht, den Herrn von Pampel durch den Angriff von einer Seite, wo er keinen erwartete, desto mehr zu erschrecken, ihm aber den Fluchtweg durch das Alkovenfenster offen zu lassen, weil in dem Falle, daß er dieses Rettungsmittel ergriffe, ein possirliches Schauspiel zu erwarten war.

Man kann sich vorstellen, wie er die Ohren spitzte, als er vor der Thüre, die er kaum bemerkt hatte, ein bedenkliches Geflüster vernahm, und endlich gar des Fräuleins Hauptschlüssel im Schlosse klirren hörte. Er riß wetterschnell eine Weinflasche vom Tische, sackte sie in seine geräumige Rocktasche, stieß das Fenster auf, kletterte auf einen Stuhl und stürzte sich in den engen Paß, durch den

er entwischen wollte. Kopf, Schultern und Arme kamen glücklich hindurch; als aber der Bauch nachfolgen sollte, da standen die Ochsen am Berge; da half kein Drücken und Drängen, kein Aechzen und Stöhnen. Der unglückliche Kellerwurm wollte sich mit Gewalt durchhaspeln, und arbeitete so heftig, daß er wie eingekeilt zwischen dem Fensterrahmen stecken blieb, weder vorwärts noch zurück konnte und sich unthätig seinem Schicksal überlassen mußte. Er lag wagerecht, wie ein Querbalken, und wies den eintretenden Frauenzimmern den unanständigen Theil seines Leibes.

„O der Lotterbube!“ seufzte Beate halblaut und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Die Kammerjungfer lachte zügellos und beleuchtete mit einem brennenden Lichte die Kehrseite des Herrn von Pampel, der sich anfangs ruhig dabei verhielt. Aber er strampelte wie toll mit den Beinen, als sie aus seiner linken Rocktasche, die sich durch starkes Bauschen als eine Diebshehlerin verrieth, die Weinflasche zog, und sie, als des Fräuleins rechtmäßiges Eigenthum, in Beschlag nahm. Sie setzte nun, ungeachtet die strampelnden Beine immer heftiger dagegen protestirten, die Haussuchung fort, und fand in der zweiten Rocktasche ein Buch von so heiligem Ansehn, daß Beate mit beiden Händen darnach griff, weil sie glaubte, es gehöre in ihre Bibliothek. Aber wer kam ihr, in der schwarzen Amtstracht eines geistlichen Schriftstellers, auf dem Titelblatt entgegen? — Der im Irrgarten der Liebe herum taumelnde Cavalier!* — „Puh! puh!“ rief sie mit Grausen und schleuderte ihn von sich, als hätte sie eine giftige Kröte zwischen die Finger bekommen. Nun

* Ein bekannter alter Roman.

brach ein schreckliches Ungewitter los. Sie warf dem eingeklemmten armen Teufel alle seine Schelmstreiche vor, eiferte besonders über die mit den Predigten und Andachtsbüchern getriebene Kipperei und Wipperei, und schloß ihre Abdankung mit diesem Verse:

„Jetzt erfahr' ich, schnöder Feind,
Wie du es mit mir gemeint!
Du hast mich mit List und Macht
In dein Netz zu ziehn gedacht!
So ich dir zu viel getraut,
Hätt'st du, eh' ich zugeschaut,
Eine Falle mir gebaut!"

Hierauf gebot sie ihm in ungebundener Rede, sich schnell von dannen zu heben und ihr nie wieder unter die Augen zu kommen. Nach dieser Entladung ihres Zorns verließ sie den Alkoven und befahl der Kammerjungfer, den heillosen Menschen ohne Verzug fortzuschaffen.

„Marsch, Herr von Pampel!" sagte Lisette, und prickelte, da er nicht sogleich dazu Anstalt machte, seine Waden mit einer Stecknadel. Darüber grimmig, schlug er mit beiden Beinen einen rasenden Triller, verlor dadurch das Gleichgewicht, schoß vorwärts, zersprengte seinen engen Kerker und stürzte mit den Bruchstücken des Rahmens und der Glasscheiben ins Zimmer hinab. Lisette sah durch die Bresche, die er gemacht hatte und lachte ihn aus. Wüthend sprang er auf und wollte ihr eine Dusel reichen; sie brachte jedoch ihren Kopf in Sicherheit und schmiß ihm den taumelnden Cavalier an den seinigen. Er warf die Handgranate zurück, schoß ihr damit die Haube vom Kopfe, griff behende nach seinem Hute und entsprang. Doch sie ruhte nicht, sie mußte den letzten Wurf haben. Der schwarze

Cavalier flog ihm, als er über die Gasse schritt, aus einem Fenster nach und traf ihn derb auf den Rücken. Das Straßenpublikum jauchzte; er aber that, als ob ihn die Sache nichts angehe, und wanderte stracklich, ohne sich umzusehen, nach Hause.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Kellerwurm wird aus der Regierung gestoßen, und wird selbst regierender Herr.

Die Betrachtungen, die er zwischen seinen leeren Wänden anstellte, waren nicht tröstlich. Er schalt sich einen dummen Teufel über den andern, und hätte sich selbst prügeln mögen, daß er, wie ein Schaf vor seinem Scheerer, verstummt war, als ihm wegen seiner Frevelthaten der Kopf mit Sand und Lauge gewaschen wurde. Wie konnte er aber auch in einer so vermaledeiten Quetsche, worin Geist und Körper zugleich steckten, auf Finten denken und eine Vertheidigungsrede halten? Das war unmöglich, aber freilich auch sehr schlimm; denn er befand sich nun in der Lage eines geständigen und überführten Missethäters. Was half's, daß ihm hinterher tausend glückliche Einfälle zuströmten, wie er sich hätte durchlügen können? Sie galten keine taube Nuß, weil er ihnen im voraus die Nativität stellte, daß sie nicht angehört und noch weniger berücksichtigt werden würden. Kurz, das Luftschloß der Erbschaft war eingestürzt und keine Möglichkeit vorhanden, es wieder zu bauen.

Diese traurige Ueberzeugung machte ihm den Kopf so schwer, daß er ihn eine Weile sehr tief gegen die Erde sinken ließ. Aber auf Ein Mal kehrte seine alte Freundin,

die gute Laune, zurück, stellte ihm sein Abenteuer von der lustigsten Seite vor, und er lachte nun weidlich darüber, daß die beiden Frauenzimmer eine so unangenehme Aussicht auf sein beträchtliches Hintergebäude gehabt hatten. Was ihn noch mehr aufrichtete, war die Hoffnung, daß ihm die wetterläunische Fee, die man Glück nennt, über kurz oder lang wieder einen Raben oder einen andern Wegweiser zuschicken werde, um ihn in ein eben solches Paradies, als er jetzt mit dem Rücken ansehen mußte, einführen zu lassen. Indessen wollte er, da gerade nichts anders für ihn zu thun war, seine Referendarienpflicht wieder ein wenig von dem Nagel herunter langen, an den er sie bisher gehängt hatte. Er war nämlich, seit der hoffnungsvollen Bekanntschaft mit Fräulein Wimmerling, bei den Sitzungen der Landesregierung wenig oder gar nicht erschienen, ungeachtet er von dem Präsidenten mehrmals schriftlich bedeutet worden war, seinen Stuhl nicht so ganz kalt werden zu lassen, weil man sich sonst gemüßigt sehen würde, ihn einem Andern zu übergeben, der Lust und Willen hätte, ihn wärmer zu halten. Um dieser Entthronung zuvorzukommen, faßte Herr Thomas den löblichen Entschluß, des folgenden Tages das Regierungs-Kollegium mit einem Besuch zu beehren und seine Mundsperre wieder anzufangen, wo er sie gelassen hatte.

Schon dazu angekleidet, legte er sich am nächsten Morgen, von ambrosischen Tabakswolken umwirbelt, mit dem halben Leibe zum Fenster hinaus und richtete seine Augen keck und trotzbietend auf Beatens Wohnung, als er einen Regierungsboten mit Eilschritten in sein Haus kommen sah. „Hm!“ — sprach er für sich — „gewiß eine neue Gesandtschaft vom Präsidenten! Der Mann hat doch ein recht sehnliches Verlangen nach mir!“ — Indessen trat der

Bote ins Zimmer. „Bon jour, mein Freund!“ sagte der Referendar. „Was gibt's Neues? Ich war eben im Begriff, ins Kollegium zu gehen.“ —

„So?“ versetzte der Bote mit einem kalten, gedehnten Tone: „Ich weiß nicht, ob das noch nöthig seyn dürfte, wenn Sie diesen Brief von Ihro Gnaden, dem Herrn Präsidenten, werden gelesen haben.“ —

Mit etwas bebender Hand erbrach Thomas die Zuschrift und las:

„Da Ew. Hochwohlgeboren, meiner wiederholten Aufforderungen ungeachtet, Ihre Dienstgeschäfte bisher gänzlich verabsäumten und meine Pflicht mich endlich zwang, dem Fürsten davon Anzeige zu thun, so haben Ihro Durchlaucht mir hierauf in Gnaden befohlen, Ihnen Ihre Entlassung anzukündigen. Indem ich mich dieses höchsten Auftrags hiermit entledige, beharre ich für die Person u. s. w.“

Erröthend legte Thomas das Blatt bei Seite, stellte sich aber gegen den Boten sehr heiter und vergnügt, und gab ihm einen so höflichen Empfehl an den Präsidenten mit auf den Rückweg, als ob er die erfreulichste Nachricht erhalten hätte. Doch war ihm bei der Sache nicht wohl zu Muthe. Er fürchtete sich vor seinem Vater, der jeden Posttag die Meldung erwartete, daß sein Sohn wirklicher Regierungsrath mit Sitz und Stimme geworden sey. Es ließ sich also denken, daß er die Hiobspost seiner plötzlichen Verabschiedung nicht gleichgültig aufnehmeu würde.

Thomas quälte sich fast eine Woche lang mit Grübeleien, wie er diesen Unglücksfall bemänteln und sich dabei von aller Selbstschuld loswickeln wollte: ehe er aber damit aufs Reine kam, erhielt er aus Pampelhausen — so hieß sein väterliches Gut — einen Brief, der diesen Sorgen ein

Ziel setzte. Er ersah nämlich daraus, daß beinahe zu derselben Zeit, als die Streichung seines Namens aus der Liste der Referendarien erfolgte, auch der Tod seinen Vater mit der groben Trappenfeder eines Schlagflusses aus der Rolle der Lebendigen gestrichen hatte. Diese Trauerbotschaft erschreckte und betrübte den Ex-Referendar, der zu gutmüthig war, ein lachender Erbe zu seyn; da er jedoch den Todten nicht wieder erwecken konnte, so ergab er sich mit dem ihm eigenthümlichen leichten Sinn in die Fügung des Himmels und machte sich reisefertig, um die Regierung über zwanzig bis dreißig Bauern und Kothsassen anzutreten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Schmarotzer. — Der Hausnarr. — Fasanen und Baumblätter.

Als Herr Thomas — wir wollen ihm nun, da er aus der Residenz weg ist, den dort aufgelesenen Spitznamen nicht weiter nachtragen — in seinem Gebiet anlangte, war Vater Pampel schon begraben, und sein Nachlaß befand sich unter gerichtlichen Siegeln, die bei der Ankunft des einzigen Erben (der seit zehn Jahren einen Bart hatte und also übermündig war) sogleich wieder abgerissen wurden. Er nahm vor allen Dingen den Weinkeller in Augenschein und klopfte an alle Fässer, um sie zu prüfen, ob sie voll oder leer waren. Die meisten gaben ihm eine erwünschte Antwort. Den hohlen Bäuchen versprach er, sie zu füllen, und er konnte Wort halten, da ihm sein Vater eine recht artige, mit baarem Gelde gefüllte Schatulle hinterließ, die für einen Dorfmonarchen, der weder eine Armee halten, noch Krieg führen durfte, ansehnlich genug war. Was brauchte er weiter, um nach seiner Art glücklich zu seyn?

Da er Wein und Geld gefunden hatte, untersuchte er die übrigen Bestandtheile der Erbschaft nicht genau und bekümmerte sich wenig darum, daß eine große Last hypothekarischer Schulden das Gut drückte. Seine erste Sorge war, sich einen grundgelehrten französischen Koch zu ver-

schreiben. Die alte Köchin, die ihm in seinen jüngeren Jahren manchen delikaten Eierkuchen gebacken hatte, erhielt ohne Barmherzigkeit ihren Abschied, weil sie nur gemeine Hauskost zu bereiten verstand. Der neue Koch hingegen schlug trefflich ein. Er lief sogar Trudchen den Rang ab, die sein Herr bis jetzt für unübertreffbar gehalten hatte.

Die benachbarte Ritterschaft bekam bald Witterung von der guten Küche in Pampelhausen, und Fliegenschwärme von ungeladenen Gästen zogen dahin, die sich mit altdeutscher Freimüthigkeit selbst zu Tisch baten. Herr von Pampel gab anfangs mit vieler Bereitwilligkeit offne Tafel, ward aber des Dings bald überdrüssig. Die Herren Nachbarn, meistens wilde Jäger, tranken den Wein, der ihnen nichts kostete, wie Wasser, verführten im trunkenen Muthe die tollste Wirthschaft, kehrten das oberste zu unterst und tummelten ihren freigebigen Wirth, daß er hätte schwarz werden mögen. Das taugte nicht in seinen Kram. Er war gewohnt, ein Stündchen nach Tische zu schlummern, oder wenigstens seinen Körper aller zwängenden und drückenden Fesseln zu entledigen, sich so auf den Sopha zu lagern und in einem Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen der Verdauung obzuliegen. Dazu ließen es aber die lärmenden Schmausbrüder nicht kommen. Sie hetzten ihn wie einen Hasen im Zimmer herum, spielten mit ihm Fangeball und lachten ihn vollstimmig aus, wenn er keuchend um Ruhe bat. So ging es einen Tag wie den andern. Der gute Pampel ward bei diesen Strapatzen endlich ganz krank. Die Schmarotzer trieben dennoch ihr Unwesen nach wie vor, und erhoben sich noch dadurch zu Idealen unartiger und unbescheidener Gäste, daß sie an andern Orten von seiner Küche und seinem Keller verächtlich sprachen, und über die Beschaffenheit seiner Tafel,

die ihnen immer noch nicht gut genug war, ein loses Maul hatten.

Das kam ihm zu Ohren, und er machte nun, um sich an den Verläumdern zu rächen und sie überhaupt los zu werden, ihre Afterreden wahr. Er setzte ihnen unter den erbärmlichsten Klagen über schlechte Zeiten ein einziges kahles Gerücht vor, und damit schabab! Sie sahen sich rechts und links nach mehreren Schüsseln um, verzogen den Mund über den jungen, essigsauren Kopfreißer, den sie zu trinken bekamen, und blieben zuletzt, als sich diese neue Tafelordnung durchaus nicht änderte, von Pampelhausen glücklich weg. Thomas lachte ins Fäustchen, aß und schlief nun wieder so ungestört als zuvor, und empfahl den gelungenen Schmarotzerbann allenthalben als ein treffliches Hausmittel, sich von solchen zudringlichen Gästen zu befreien.

Da er aber nicht immer essen und trinken und schlafen konnte, und ein abgesagter Feind von andern Beschäftigungen war, so wurden ihm mitunter in seinem einsamen Schlosse die Tage schrecklich lang. Er versah sich deßhalb mit einem Hausnarren und wählte dazu den Dorfbarbier, der in der ganzen Gegend als Lustigmacher berühmt war. Wenn Doktor Blaffert in der Schenke nur den Mund aufthat, wollte sich die gesammte Trinkgesellschaft vor Lachen ausschütten. Er war in Pampelhausen das, was vor Zeiten bei der königlich-französischen Schweizergarde ein bekannter Possenreißer — der von ihr sogenannte Loustic — war, der es in seiner Gewalt hatte, durch eine einzige Fratze, die er schnitt, das ganze aufmarschirte Regiment in einen tobenden und, so zu sagen, ansteckenden Jubel ausbrechen zu lassen; denn die gläubigen Lacher wußten oft auf dem rechten Flügel kein Wort davon, was für

eine Schnurre der Herr Loustic auf dem linken gemacht hatte.

Blaffert übte vor Zeiten sein Pickelhärings-Talent auf der Storcherbühne eines gravitätischen Zahnbrechers und Wurmdoktors, dessen Famulus und Lockvogel er war. Seine bunte Harlekinsjacke und spitze Kappe, sein schwarzer, gemalter Schnurrbart und seine fröhlichen Schwänke belustigten die Jahrmarktsgäste ungemein. Mancher Kranke lachte sich über ihn gesund, und schrieb nachher seine Genesung den gekauften Pillen des Charlatans zu. Blafferts Späße konnten auch noch jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, das Marktschreiergerüst, wo sie vormals geglänzt hatten, nicht verläugnen, und er fand in den Zeitungen, die er dem Herrn von Pampel gewöhnlich vorlas, nichts anziehender, als die Ankündigungen der Universalarzneien und Wunderessenzen, sammt den damit verwandten Selbstrezensionen eitler Schriftsteller, und den Trompeterstückchen derjenigen Buchhändler, die ihren Kram mit schmetternden Tönen ausblasen. Herr von Pampel hingegen gab den einladenden Anzeigen der Pastetenbäcker und Garköche den Vorzug, und ließ sich die Berichte der italienischen Kaufleute, daß sie Austern, Kaviar und mehrere solche Leckereien erhalten hätten, zwei und drei Mal vorlesen, ob er gleich bisweilen wegen der Entlegenheit des Orts, wo dergleichen Schleckerwerk zu verkaufen war, nicht die geringste Hoffnung hatte, etwas davon zu genießen. Er freute sich auch alle Jahre auf des Hamburger unparteiischen Correspondenten treuliche Mittheilung des Küchenzettels vom Lord-Major-Schmause in London, der besonders im Jahr 1805 sehr merkwürdig war, indem er hundert Terrinen Schildkrötensuppe, neunzig Schüsseln mit gebratenen Spanferkeln, Fasanen, Schnepfen und Trut-

hühnern, nebst zwanzig andern Gerichten enthielt, und einen bedenklichen Kontrast mit dem Stroh und den Baumblättern machte, welche zu gleicher Zeit die unglücklichen, mit Krieg überzogenen Deutschen in Schwaben und Baiern aßen, und zwar — wie sich viele starrköpfige politische Kannengießer schlechterdings nicht ausreden lassen — darum essen mußten, damit indessen die Herren Engländer ihre Fasanen in Ruhe und Frieden verzehren konnten.

Blafferts Zeitungsvorträge wurden oft wider seinen Willen, durch die falsche Aussprache fremder Wörter, sehr lustig. Doch bekamen ihm dergleichen Stolpriane nicht so übel, als einem gewissen Hofnarren, der seines Handwerks ein Müller war, und, neben dem Amte eines Possenmachers, die martervolle Obliegenheit hatte, seinem Monarchen (der nun längst entschlafen und dessen Reich aus der Reihe der selbstständigen Staaten verschwunden ist) die Zeitungen vorzulesen. Da konnte es denn nicht fehlen, daß der unwissende Tropf alle Augenblicke ein französisches oder englisches Wort jämmerlich radbrechte. Sobald dieß geschah, befahl der König inne zu halten, und zeigte mit der Hand auf eine dünne hölzerne Scheibe, die im Lesezimmer bereit lag. Zitternd ergriff sie der lustige Rath, und bedeckte damit, wie mit einem Schilde, sein erbleichtes Gesicht; doch mußte die Nase frei und unbeschirmt aus einer Oeffnung in der Mitte des Brettes hervor ragen. So stellte er sich an die Thür; der König setzte ein Blasrohr an den Mund, und traf mit einer porzellanenen Kugel sein Ziel stets so gewiß, daß der unglückliche Lektor eine geschwollene Nase davon trug.

Nicht so grausam verfuhr der Monarch von Pampelhausen. Er lachte seinen Vorleser blos aus, oder schalt ihn höchstens einen dummen Hanswurst.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der untreue Seckelmeister und der französische Beutelfeger.

Blaffert steckte dergleichen Injurien gelassen ein, und machte sich dabei in Gedanken das Kompliment, daß er doch nicht auf den Kopf gefallen sey. Er war auch in der That verschlagen genug, im Rohre Pfeifen zu schneiden und den Herrn von Pampel darnach tanzen zu lassen. Zu solchen Bällen gab es oft Gelegenheit, da nach und nach der Pfeifer dem Tänzer unentbehrlich ward. Alle Geschäfte desselben gingen durch seine Hände. Diese hatten aber den unglücklichen Naturfehler, daß immer ein Theil des Geldes, das sie auf herrschaftliche Rechnung auszahlen sollten, an ihnen kleben blieb. Ein Mensch mit solchen häßlichen Händen schickt sich freilich nicht zu einem Haushalter und Schatzmeister; doch unser Herr von Pampel, der mit sehenden Augen blind war, ließ ihn ohne den geringsten Argwohn diese Aemter verwalten, glaubte alles, was er sagte, unterschrieb alles, was er ihm vorlegte. Blaffert war seine rechte Hand, sein Vertrauter, sein geheimer Rath, sein General-Gewalthaber; und er prieß sich, da er immer dicker und bequemer ward, überaus glücklich, einen solchen gewandten Diener zu besitzen, der ihm alles — besonders den Beutel — so leicht machte.

Das Leben eines trägen, unthätigen Landritters ist ein

ewiges Einerlei. Seine Tage kommen und gehen ohne Freude, ohne Leid; er ißt und trinkt, verträumt die übrige Zeit in einem dumpfen Hinbrüten, und alles, was außerhalb seiner Dorfgränze geschieht, ist ihm so gleichgültig, daß ihm, wenn er das erste Wort von einem länderverwüstenden Erdbeben oder von der Schlacht bei Austerlitz hört, die glimmende Tabackspfeife dabei nicht ausgeht. Ein solches pflanzenartiges Wesen war Herr von Pampel geworden, seitdem er seinen Landsitz bewohnte. Wir können daher über eine ziemliche Reihe von Jahren, die er so einförmig verlebte, mit dem Flederwisch fahren und uns dadurch für den langen Aufenthalt schadlos halten, den uns seine frühern Thaten, als Referendar und Erbschleicher, verursachten. Einige kleine Merkwürdigkeiten, die sich in jenem öden Zeitpunkte ereigneten, dürfen jedoch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Thomas war ungefähr seit drei Monaten unumschränkter Herr von Pampelhausen, als er einen Brief von seiner Universitätsfreundin erhielt, die seinen Regierungsantritt erfahren hatte. Sie erinnerte ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken an sein Herzensversprechen, erbot sich dagegen zu treuen Liebesdiensten in der Küche, und rühmte sich, um ihn recht lüstern zu machen, sie habe in neuern Zeiten ihre Kenntnisse sehr erweitert und werde ihn mit Götterspeise überraschen. Allein dieser Magnet zog nicht. Der französische Koch hatte ihn unwirksam gemacht. Thomas schrieb zurück: er sey über den Tod seines Vaters noch ausser sich, habe für Lebensfreuden keinen Sinn, und würde vor der Hand einen grämlichen Ehemann abgeben. Es sey daher rathsam, eine bessere Gemüthsstimmung abzuwarten. Sobald diese sich einstelle, werde er ohne weitere Anregung davon Notiz geben. Trudchen verstand,

was das sagen wollte, und kümmerte sich um ihren ungetreuen Korydon nicht weiter.

Der französische Koch, der sie ausgestochen hatte, war ein windiger, aufgeblasener Gauner, der sich das Ansehen gab, als ob er einem deutschen Edelmann eine große Ehre erzeigte, daß er für ihn kochte und — ihn prellte. Er steckte mit dem allvermögenden Haushofmeister unter einer Decke, und ihr gnädiger Herr empfand bald, daß er sich nicht nach der seinigen gestreckt hatte. Es fror ihn an die Beine; er konnte sich aber nicht entschließen, sie an sich zu ziehen. Blaffert deckte ihn von Zeit zu Zeit mit dem Mantel einer Anleihe, die er verschiedenen wohlhabenden Leuten — unter andern einem gewissen Jeremias Rechenknecht, der im nächsten Städtchen ein angesehener Kauf- und Handelsmann war — abzuschwatzen wußte, und so ging die lustige Wirthschaft noch eine Weile ihren Gang. Herr Rechenknecht schmauste selbst wacker mit, um auch durch den Mund von seinen vorgeschossenen Kapitalien Nutzen zu ziehen. Er kam an jedem Sonn- und Festtage mit seiner alten Hausehre und seinen sieben ungerathenen Ehepflänzchen angefahren, und es entstand zwischen ihm und dem Herrn von Pampel eine vertraute Freundschaft, die sie durch wechselseitige Einzeichnung ihrer Namen in ihre Stammbücher besiegelten. Der Kaufmann that dieß auf eine besonders witzige Art, die ihn nachher, wie wir bald sehen werden, in einen sonderbaren Rechtshandel verwickelte.

Dieser Becher- und Stammbuchs-Freundschaft ungeachtet, wollte er mit seinen Füchsen nicht mehr vorspannen, als er nach einiger Zeit mit Schrecken gewahr wurde, daß der Karren seines Schuldners tief im Kothe steckte. Andere Kapitalisten, die dieß ebenfalls bemerkten, folgten seinem Beispiel, und behielten hartnäckig ihre goldnen

Rosse im Stalle, so viel Mühe sich Blaffert auch gab, sie herauszuholen. So nöthigten die undienstfertigen Menschen den Herrn von Pampel, sich zu mancherlei unangenehmen Einschränkungen zu bequemen, und beraubten ihn endlich sogar seines Augapfels, des trefflichen Kochs, den er in Gnaden entlassen mußte, weil er ihn nicht länger besolden und beschäftigen konnte. Der Franzmann machte sich wenig daraus: denn er hatte während seines Aufenthalts unter den deutschen Bären — wie er zu sagen beliebte — seine Taschen so gefüllt, daß er für sein ganzes Leben genug hatte. Er ging in sein hochgelobtes Vaterland zurück, um sich dort zur Ruhe zu setzen und für sich allein zu sieden und zu braten. Der Schuft nahm lachend Abschied, und sein Herr weinte sich die Augen roth. Nun ward die alte, verstoßene Köchin wieder an den Herd berufen, und versah ihren Dienst zwar nicht mit französischer Feinheit, aber mit deutscher Ehrlichkeit.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Buchmacher. — Klagelieder Jeremiä, aber nicht des Propheten.

Was half's, daß die gute Mutter beim Einkauf Heller und Pfennige sparte, da ihr Vorfahr Gold über Gold verschwendet und in seinen Sack gesteckt hatte? Es fehlte bisweilen an dem kleinsten Sümmchen, das sie zu Ausgaben brauchte, und Herr von Pampel, der sonst immer, gleich dem bekannten Schwelger Lucullus, getafelt hatte, mußte sich jetzt oft mehrere Tage hinter einander, wie Don Ranudo de Colibrados, mit trocknen Kartoffeln begnügen. In diesen Fastenzeiten war er sehr grillig, und der Hausnarr hatte seine liebe Noth. Er sollte durchaus Geld schaffen, und weder Jude noch Christ wollte leihen.

An einem solchen Angsttage las er von ungefähr in den Zeitungen, daß ein Gelehrter, der eine von ihm verfaßte Schrift einem Fürsten zugesandt hatte, mit einer goldnen Dose voll Dukaten dafür belohnt worden sey. Dergleichen Beschenkungen waren damals noch so selten, wie sie es jetzt wieder werden, da die gewaltige Lüsternheit nach goldnen Dosen, die in den letztern Jahren eine Menge Schriftsteller und Schriftstellerlinge befiel, einen Fürsten nach dem andern bewogen hat, alle darauf abzweckende Büchersen-

dungen öffentlich zu verbitten.* Der Bartputzer hatte von der Austheilung eines solchen Gnadenlohns noch nie ein Wort gehört oder gelesen. Er machte daher bei jener Nachricht große Augen; sie schien ihm ein gefundener Schatz, und er rannte spornstreichs mit dem Zeitungsblatt aufs Schloß, wo eben wieder ein Gericht Kartoffeln für die herrschaftliche Tafel gekocht wurde. „Heisa, lustig, gnädiger Herr!“ rief er und sprang wie ein Böcklein ins Zimmer. „Hier sind goldne Dosen mit goldnem Schnupftaback zu verdienen! — — Schnapp! hat man sie weg, wenn man ein Buch schreibt; und das muß doch keine Hexerei seyn, da so viele geschrieben werden.“ —

„Was soll das Narrengeschwätz?“ sprach Herr von Pampel, den die nahe Aussicht auf seinen Kartoffelschmaus ärgerlich machte. „Schaff' Er Geld, und bleib' Er mir übrigens mit Seinem armseligen Spaß vom Leibe!“

„Ich spaße bei meiner Seele nicht! Hier steht's schwarz auf weiß!“ fiel Blaffert ein, und las den Zeitungsartikel vor. „Frisch zur Feder gegriffen, gnädiger Herr! Sie sind ein Gelehrter, schreiben Sie ein Buch, schicken Sie's an den Fürstenhöfen herum, und Sie werden ein steinreicher Mann!“

„Das wäre nicht übel!“ versetzte Pampel. „Aber was soll ich schreiben? Etwa ein Kochbuch? — Von andern Dingen versteh' ich, unter uns gesagt, so viel wie nichts.“

„Nun gut, ein Kochbuch!“ rief der Bartscheerer. „Und ich schreib' ein Werkchen über Barbiermesser, so wird uns Beiden geholfen.“ —

Die Buchmacher arbeiteten nun rasch und sudelten in

* In dem Reichsanzeiger und den Hamburger Zeitungen vom Jahre 1806.

vierzehn Tagen eine gute Anzahl Bogen zusammen. Die Druckkosten schoß Jeremias vor, weil man ihm versprach, daß einige der goldenen Dosen, die man erwartete, zur Tilgung seiner ältern Forderungen angewandt werden sollten. Zwanzig Prachtexemplare gingen, von demüthigen Bettelbriefen begleitet, an Kaiser, Könige und Kurfürsten ab. Aber diese Bemühungen waren so fruchtlos, als streute man Saamen ins Meer. Die meisten beschenkten Höfe übergingen die Sache mit Stillschweigen, und die wenigen einlaufenden Antworten waren schlimmer als keine; denn die Prachtexemplare kamen mit ungnädigen Zuschriften zurück, und die Absender mußten die Postfracht bezahlen. Große Bestürzung! Der Rathgeber hatte den einzigen Gewinn dabei, daß er von seinem gnädigen Herrn ein Paar Ohrfeigen bekam.

Jeremias war sehr begierig, die goldenen Dosen zu sehen, auf die man ihn angewiesen hatte. Er fragte fleißig darnach und brachte immer eine Waage mit, um sie auf der Stelle zu wiegen. Man verschwieg ihm anfangs, daß die Spekulation völlig verunglückt war, und hielt ihn von einem Posttage zum andern mit Vertröstungen hin. Endlich aber ward er verteufelt grob und sagte den beiden Buchfabrikanten ins Gesicht: sie verheimlichten die erhaltenen Fürstengeschenke, um ihn zu hintergehen und ihn immer mit leeren Händen abziehen zu lassen. Nun war kein Rath, sie mußten mit der nackten Wahrheit herausrücken. Jeremias geberdete sich entsetzlich, als er das letzte Ankertau gerissen und den Schiffbruch seiner Kapitale vor Augen sah. Klagen und Thränen wechselten mit Flüchen und Verwünschungen ab. Vergebens suchte man ihn zu beruhigen. Er warf trotzig den Hut auf den Kopf, lief ohne Abschied davon, schimpfte die ganze Treppe hinab,

und drohte noch unten im Hofe mit dem Arm der Gerechtigkeit.

Herr von Pampel kannte die Gewalt dieses Arms und gerieth in Angst. „Fürchten Sie sich nicht!“ sagte Blaffert: „Ich stehe dafür, daß Ihnen Rechenknecht kein Haar krümmen soll. Das Blättchen wird sich wenden; wir werden *ihn* vor Gericht ziehen, *ihm* Quartier im Schuldthurm verschaffen.“ —

„Er redet wie betrunken!“ fiel der Edelmann ein. „Was können wir dem Kaufmann thun? Er ist uns nichts schuldig.“ —

„Mir nicht, aber Ihnen!“ versetzte der Barbier. „Sie haben, ohne daß Sie's wissen, einen förmlichen Wechsel von ihm in den Händen. Zeigen Sie mir einmal Ihr Stammbuch!“

Er bekam's, schlug Rechenknechts Namen auf und las laut:

Pampelhausen, am Tage Johannis des Täufers, 1792.

Gegen diesen meinen Sola-Wechselbrief zahle ich Endesunterschriebener an den Hochwohlgebornen Besitzer dieses Stammbuchs, salvo titulo, Herrn Thomas von Pampel, von dato an bis zum Schluß meiner Lebensbude, treue *Freundschaft* und *Liebe*. Valuta habe von Hochdemselben in vollwichtiger Gegenfreundschaft erhalten, entsage deßhalb allen Ausflüchten, unterwerfe mich dem Wechselrecht und nehme Gott zu Hülfe.

An mich aller Orten, wo ich anzutreffen.

Jeremias Rechenknecht,
Kaufmann in Katzloch.

„Nun, was will Er denn da herausklauben?“ sagte Pampel.

„Wie kann ein Rechtsgelehrter so fragen!“ versetzte der Barbier. „Ist es nicht ein Wechsel, der Hand und Fuß hat? — Rechenknecht macht sich darin anheischig, Ihnen Freundschaft und Liebe zu zahlen bis an seinen Tod. Diese Zahlung stellt er jetzt ein, indem er Sie feindlich verklagen will. Sie können ihn also nach Wechselrecht belangen, können ihn beim Kopf nehmen lassen; und, denken Sie an mich, wenn er in den Thurm kriechen soll, kriecht er lieber zum Kreuz und gibt Ihnen Nachsicht.“ —

„O, du pfiffiger Satan!“ rief Herr von Pampel. „Das ist bei meiner Seele ein glücklicher Einfall!“

„Muß aber schnell ausgeführt werden,“ fiel Blaffert ein. „Lassen Sie anspannen, wir wollen dem alten Jeremias die Hölle heiß machen.“

Drei oder vier Stunden nachher trafen sie in Katzloch ein und hielten vor seiner Thüre. Er war selbst noch nicht lange von Pampelhausen zurück, und klagte eben seiner Gemahlin, wie schlimm es dort aussah. Da kamen die Füchse in der Fabel und verlangten höflich, mit ihm unter sechs Augen zu sprechen. Ein Hoffnungsflämmchen stieg in ihm auf. Er führte sie geschwind in seine Schreibstube und glaubte unter Weges, sie wären in sich gegangen und brächten noch einige verläugnete goldene Dosen. In dieser Meinung ward er bestärkt, als Herr von Pampel, sobald sie allein waren, in die Rocktasche griff. Aber er zog nichts als das Stammbuch heraus, hielt dem Kaufmann seinen Namen vor die Augen und fragte, ob er sich zu dieser Unterschrift bekenne. Rechenknecht platzte, nichts Arges befahrend, mit einem raschen Ja heraus und traute

kaum seinen Ohren, als man ihn verständigte, daß seine nach Wechselrecht verschriebene Freundschaft nicht gestatte, den Herrn von Pampel als Schuldner in gerichtlichen Anspruch zu nehmen.

„Das will ich euch lehren, ihr Schwindler!“ rief Jeremias und lachte so grimmig, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben. „Ich übergebe, daß ihr's wißt! — noch heute übergeb' ich die Sache meinem Advokaten.“ —

„Und wir“ — fiel Blaffert ein — „wir gehen augenblicklich auf's Rathhaus, um Wechselarrest gegen Sie zu verhängen.“ —

„Geh er zum Teufel und seiner Großmutter!“ schrie Jeremias und gab dem Barbier einen Schupp. Dieser riß ihm die Perücke vom Kopfe und schlug sie ihm rechts und links um die Ohren. Der Kaufmann schrie mörderlich nach Hülfe. Zwei Ladenbursche stürzten herein: drei Möpse fielen dem Barbier in die Beine; Jeremias ergriff ein spanisches Rohr, Blaffert zog ein Barbiermesser blank. Aber Herr von Pampel warf sich mit seiner ganzen Dicke und Breite zwischen die Kämpfer, und deckte so den Rückzug seines Knappen, dem Menschen und Hunde zu Leibe wollten.

Blaffert und sein Herr erreichten ohne weiteres Handgemenge die Gasse. Gräuliche Schimpfreden wetterten ihnen jedoch aus dem Laden bis an die Pforte des Rathhauses nach. Der wohlweise Senat war gerade wegen wichtiger Angelegenheiten der Stadt vollzählig versammelt. Herr von Pampel ließ sich anmelden, erhielt Audienz, produzirte seinen Stammbuchswechsel, entdeckte freimüthig, in welchen Verhältnissen er mit dem Kaufmann Rechenknecht stand, und trug am Ende darauf an, diesen treulosen Freund als Wechselschuldner zu verhaften.

Keine Feder beschreibt die Verlegenheit des Magistrats, der aus lauter guten, ehrlichen Handwerkern bestand. Ein solcher kritischer Fall war auf dem Rathhause in Katzloch noch nicht vorgekommen. Auch der Stadtschreiber wußte sich nicht zu helfen, ungeachtet er die Rechte bis an den Hals studirt hatte. Als Pampel sah, daß die guten Herren zwischen Thür und Angel steckten, drang er immer heftiger auf schleunige Justiz. Sie beschlossen endlich, zwischen den Parteien die Güte zu pflegen. Der Rathsdiener war beordert, den Beklagten vorzuladen. Rechenknecht erschien mit trotzigen Mienen und Geberden; denn er machte sich wenig aus den Herren des Raths, weil sie sämmtlich nicht so reich waren als er. Pampel bot die Hand zum Vergleich und verlangte nichts weiter, als daß der Kaufmann gerichtlich angeloben sollte, ihn in den nächsten zwanzig Jahren weder zu verklagen noch zu mahnen. „Nicht so viel Stunden geb' ich Ihnen Nachsicht!“ antwortete Jeremias. „Thun Sie, was Sie wollen!“ sprach Pampel. „Ich wende mich nun an Sie, mein Herr regierender Bürgermeister, und bitt' um gehöriges Verfahren nach der Strenge des Wechselrechts.“ — Der Konsul und die übrigen Rathsmänner sahen einander beklommen an und zuckten die Achseln. „Sollten Sie mir“ — fuhr Pampel mit Nachdruck fort — „Gerechtigkeit verweigern, so seh' ich mich gezwungen, bei der hohen Landesregierung darüber Beschwerde zu führen.“ —

Das wirkte mächtig. Alle Senatoren erhoben ihre Stimmen gegen den Kaufmann, beschuldigten ihn unbilliger Härte, ermahnten ihn zur Nachgiebigkeit; und da er sich dennoch zu keinem Vergleich bequemen wollte, kündigten sie ihm Arrest an. Er brach in ein beleidigendes Hohngelächter aus. Darüber ergrimmte der Bürgermeister, klin-

gelte dem Rathsdiener, und befahl mit donnernder Stimme, drei Mann Bürgerwache mit Ober= und Untergewehr zu bestellen.

Jeremias knirschte mit den Zähnen. Er, der Fürst der Kaufleute in Katzloch, konnte sich unmöglich so beschimpfen lassen; er wollte lieber Haus und Hof verlieren. Darum bat er, den gegebenen Befehl zur Mobilmachung der Bürgermiliz zu widerrufen. „Ich sehe doch," sprach er mit einem verächtlichen Blick auf den Herrn von Pampel, „daß mir dieser feine Edelmann die schuldige Summe von tausend Reichsthalern nimmer bezahlen kann; es kommt mir also nicht darauf an, ihm zwanzig und dreißig Jahre, und allenfalls bis an den jüngsten Tag, Nachsicht zu geben." —

„Ich acceptire diese Erklärung," sprach Herr von Pampel, „und ersuche den Herrn Stadtschreiber, darüber ein Protokoll abzufassen."

„Meinethalben!" sagte Jeremias. „Doch behalt ich mir vor, bei Ihrem Concurs, der wahrscheinlich vor der Thür ist, meine Forderung zu liquidiren, und Ihren hier gegenwärtigen Unterhändler, der mich eigentlich um mein Geld geschnäutzt hat, mit Fußtritten aus meinem Hause zu weisen, wenn er sich wieder darin betreten läßt."

„Herr! fuhr Blaffert auf: Befänden wir uns nicht an heiliger Gerichtsstelle, ich wollt Ihnen wohl zeigen, daß ich die tölpische Kunst, die Sie an mir ausüben wollen, eben auch verstehe!" —

„Still, meine Herren!" unterbrach ihn der Stadtschreiber: „Keine Injurien und überhaupt Ruhe, damit ich meine Gedanken zusammen nehmen und protokolliren kann!" —

Die Zänker schwiegen, aber ihre stummen Mienen setzten den Streit lebhaft fort. Mancher Schauspieler hätte

bei dieser Scene viel lernen können. Als die Registratur nach mancher zerkauten Feder fertig und vorgelesen war, ermahnte der regierende Bürgermeister, kraft seines Amts, die Parteien, sich friedlich nach Hause zu verfügen, und sie zogen, nachdem sie noch einige Dolchblicke gewechselt hatten, auf verschiedenen Wegen ab.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Glücksreise. — Die Wette. — Der Güterbeschauer.

Jeremias machte seinem Propheten-Namen Ehre: der Concurs, den er auf dem Rathhause geweissagt hatte, brach nach wenigen Monaten aus; Pampelhausen ward öffentlich versteigert und Herr Thomas gerichtlich bedeutet, das Schloß seiner Väter zu räumen. Er wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte, und quartirte sich vor der Hand bei dem Bartpfleger* ein.

Dem war an dieser Ehre wenig gelegen. Sein vornehmer Gast wollte täglich gut leben und zahlte kein Kostgeld; denn er hatte nicht einen Groschen im Vermögen. Blaffert, der lieber nahm, als gab, wünschte daher sehnlich, er möchte bald wieder abziehn, und munterte ihn täglich auf, sein Glück an ausländischen Höfen zu suchen.

„Ei, das wäre mein Casus!“ rief Pampel. „Da würde mir's gehn, wie meinem Kochbuche! — Ich kann nicht schmeicheln, und versteh' überhaupt nichts von Hofkünsten.“ —

„Was thut das?“ versetzte der Barbier. „Sie sind ein alter Edelmann, das ist genug! Alles übrige gibt sich wie's Griechische.“ —

* So übersetzt ein sonst achtungswerther Sprachkenner die Barbierer ins Deutsche.

So ward mehrmals über dieses Kapitel gesprochen. Am Ende sagte Thomas: er würde sich allenfalls entschließen, auf Glücksabenteuer auszuziehen, wenn ihn Blaffert als Kammerdiener begleiten wollte; sonst geh' er nicht von der Stelle. Was wollte der Bartpfleger machen? Er war in der Lage jenes Mannes, der sein Haus in Brand steckte, um sich von einem überlästigen Kobold zu befreien; doch, indem die Flamme aufstieg und er mit verhängtem Zügel davon ritt, sprang der Geist hinten aufs Pferd. — Eben so unmöglich war es dem Barbier, sich seines Gastfreundes zu entledigen. In der Gefahr, ganz von ihm aufgezehrt zu werden, mußte er aus der Noth eine Tugend machen, und sich, unter dem Schein treuer Anhänglichkeit, zu der angetragenen Kammerdienerstelle willig finden lassen. Er brachte durch den Klingelbeutel eines bittlichen Umlaufs, den er, in Pampels Namen, doch ohne dessen Vorwissen, bei dem Landadel in einem Kreise von zwanzig Meilen herum trug, über hundert Thaler Reisegeld zusammen. Die Abenteurer bestiegen hierauf den Postwagen und fuhren schnurstracks nach Berlin.

Das ist nun gerade nicht der Ort, wo träge Dickbäuche ihr Glück machen. Dessen beschied sich Herr von Pampel sogleich selbst, als er den lebhaften, regsamen Geist der Einwohner und ihre Thätigkeit bemerkte, die ihm gar nicht gefiel. „Ist das nicht ein Rennen und Laufen!“ sprach er: „Alles so unruhig wie der Perpendickel einer Uhr! Ich danke schön, mich unter diese Leute zu mischen; sie würden mich bald zu Tode hetzen.“ — So sank ihm auf Ein Mal der Muth, seine willigen Dienste in Berlin anzutragen. Er nahm sich vor, nur einige Tage dort zu rasten, dann weiter zu reisen, und Menschen aufzusuchen, die sich zu seinem Phlegma besser schickten. Aber auch Ruhe gönnte man ihm nicht in Berlin.

In dem Hotel, wo er abgetreten war, ging täglich ein junger Fant ein und aus, der sich schämte, ein Deutscher zu seyn, und in allen Dingen ein Affe der Engländer war. Unter andern bot er bei jeder Gelegenheit Wetten an, weil seine Vorbilder dieses Wagespiel lieben. Einst saß er, die Zähne stochernd, an der Speisetafel und heftete mit ungesitteter Frechheit seine Augen lange auf den Herrn von Pampel, mit dem er noch kein Wort gesprochen hatte und dessen Namen er nicht einmal wußte. „Ich wette," hob er, ohne weitere Vorrede, mit einem ungeschmeidigen Ton an, „ich wette sechs Friedrichsd'or, daß Sie, mein Herr, nicht im Stande sind, die Friedrichsstraße hier in Berlin von einem Ende bis zum andern in einer Stunde zu gehn." —

„Das wär' ein Streich!" rief Herr von Pampel, ungeachtet er noch nicht die Ehre hatte, die Friedrichsstraße zu kennen und ihm unbewußt war, daß diese Riesenstraße einem raschen Fußgänger genug zu schaffen macht, wenn er sie, ohne zu traben, in einer halben Stunde durchwandern will. Alle Straßen, die Pampel bisher in andern Städten unter die Füße bekam, ließen sich, ungeachtet er sehr langsam und gemächlich zu schreiten pflegte, höchstens in einer Viertelstunde bezwingen: er glaubte also, auch mit dieser fertig zu werden und einen schönen Thaler Geld zur Fortsetzung seiner Reise dabei zu erobern.

In dieser Hoffnung trat er, von dem deutschen Engländer und einigen andern Tischgenossen begleitet, den Wettgang muthig an. Sein Kammerdiener ging ihm zur Seite, und spornte ihn von Zeit zu Zeit durch leises Zuflüstern, sich tapfer zu halten. Er that auch wirklich Wunder in seiner Art, und legte den Weg vom Oranienburger Thore bis unter die Linden in drei Viertelstunden zu-

rück. Hier bat er keuchend, ihn nur einen Augenblick auf einer Bank ruhen zu lassen. „Es kann doch wohl“ — sprach er athemlos — „bis ans Ende der Straße nur noch ein Katzensprung seyn? — Den will ich schon abthun, ehe meine Stunde schlägt.“ —

„Mein Guter,“ sagte der Engländer lachend, Ihre Wette geht total verloren! Sie haben bis jetzt ungefähr erst den dritten Theil der Rennbahn durchlaufen.“ —

Das bezeugten alle Anwesende. Pampel und sein Kammerdiener erblaßten. „Da schlag der Donner drein!“ rief Jener. „Sechs Friedrichsdor mit trocknem Munde verloren und fast das Leben dabei eingebüßt! — Zahl’ Er aus, Blaffert! Aber künftig wollen wir das Wettlaufen unter Wegs lassen.“ —

Am folgenden Tage entschloß er sich zu einer Lustfahrt nach Charlottenburg. Er hörte, daß vor dem Brandenburgerthore immer Wagen dazu bereit ständen, und begab sich mit seinem Kämmerling dahin. Dieser ging zu Fuß voraus, um das Fuhrlohn zu sparen. Pampel erkletterte einen offnen, zehnsitzigen Rollwagen, der nur mit einem einzigen alten, schindeldürren und herzschlächtigen Rößlein bespannt war. „Wird mich das arme Thier wohl fortbringen?“ sprach er zu dem Jungen, der schmutzig und zerlumpt, wie eine Vogelscheuche, auf dem Bocke saß. „Oho!“ war die Antwort: „das Beest muß noch acht oder neun Menschen mehr trecken!“ — „Rasest du?“ rief Pampel. „Du bist ja ein wahrer Quälteufel gegen dein Pferd! Da sollte die Polizei mit dem Schwert oder mit dem Stock drein schlagen!“ — Der gefühllose Lump nahm diesen Ernst, der unserm Helden zur Ehre gereicht, für Scherz, und lud alle Welt auf seinem Wagen ein. Die Menschen-Kollekte kam nach und nach zusammen. Neun

Passagiere stiegen noch auf, und darunter waren ein Paar Bürger und Meister, die dem Herrn von Pampel an Gewicht wenig nachgaben. Sie und die übrigen Wagengenossen warfen aber keinen mitleidigen Blick auf das unglückliche Thier. „Junge," rief sogar Einer, „brauche deine Peitsche brav! Wir sind durstig." —

„Das bin ich immer," fiel Thomas ein, „aber es dünkt mich doch menschlich und billig, daß wir das elende Knochengerippe, das uns zu einer labenden Quelle führen soll, schonend behandeln." —

Die derbe Gesellschaft auf dem Wagen sah ihn mit Verwunderung an, und schien zu glauben, er habe heute schon zu viel aus einer solchen Quelle geschöpft. Niemand antwortete ihm; doch einige Frauenzimmer bewiesen die Weichheit ihres Gefühls, indem sie — ihn auslachten, und der Haderlump auf dem Bocke peitschte drauf los. Das Pferd schleppte mit dem letzten Rest seiner Kraft den Lastwagen mühselig fort; bevor es aber noch die Hälfte des Weges erreichte, ward es bis zum Hinsinken matt, konnte nicht mehr von der Stelle, und der Tod machte Anstalt, es auszuspannen.

Der Bursch eröffnete jetzt der unwilligen und immer auf stärkere Peitschenhiebe dringenden Gesellschaft: der Wagen müsse um eine oder mehrere Personen erleichtert werden. „Das sag' ich auch!" sprach Pampel. „Nun, so steige der Herr selbst herunter!" fuhr ihn ein Schlächtermeister an. „Er wiegt so schwer wie ein polnischer Mastochs, und spielte vorhin den Advokaten der alten Mähre!" — „Das that ich," entgegnete Thomas, „und ich schäme mich nicht des Mitleidens mit der seufzenden Kreatur. Ich war aber der Erste auf dem Wagen, und habe daher das Vorzugsrecht, darauf zu bleiben; denn nicht durch mich, sondern durch die später kommenden Passagiere, ward er überfrachtet."

„Wischiwaschi!" rief die ganze vorhandene und unter sich einige Bürgerschaft, und drängte den guten Thomas vom Wagen herunter. Der junge Lumpenwicht war so frech, Fuhrlohn von ihm zu fordern. Er fand sich mit einigen wohlverdienten Stockprügeln ab, und machte der triumphirenden Gesellschaft das Kompliment: er wolle ihr die Ehre überlassen, mit dem verscheidenden Gaul zur Leiche zu gehen. Es erfolgten grobe Repliken; aber er stiefelte wie taub von dannen und nach der Stadt zurück.

Bei keinem der Unfälle, die ihm bisher begegneten, war er so unschuldig, als bei dem jetzigen, da er wie unnützer Ballast ausgeladen wurde; und es ging ihm, als er nach einer langen und beschwerlichen Pilgerschaft ans Thor zurückkam, beinahe noch schlimmer. Der hier angestellte Visitator (der ein Uebermaß von Doppelbier oder Doppelliqueur zu sich genommen hatte, und daher doppelt sah) trat ihm taumelnd in den Weg, betrachtete ihn von oben bis unten und betastete seinen Bauch. „Was haben Sie da drin?" sprach er mit schwerer Zunge. „So ein unförmlicher Wanst ist nicht Natur, ist vermuthlich ein Magazin kontrebander Waaren, die Sie einpaschen wollen!" — Pampel hielt diese wunderbare Anfechtung für eine Sonntagslaune des Herrn Güterbeschauers und schritt lächelnd fürbaß; aber zornig gebot ihm der Visitator, sich nicht vom Flecke zu rühren, und holte geschwind den eisernen Spieß, womit die zum Thore hereinkommenden Sandfuhren durchstochen und geprüft werden, ob sie unter der Hülle des Sandes Schleichwaaren enthalten. „Bei meiner Seele, Herr!" — stammelte der Trunkenbold und setzte ihm die Lanze auf den Leib — „wenn Sie nicht augenblicklich aufknöpfen, so thu' ich, was meines Amts ist!" —

„Nu, nu, nur gemach!“ sagte Pampel und riß die Weste auf. Der Visitator sah jetzt, daß hier nichts zu fischen war und ging mürrisch fort, ohne um Verzeihung zu bitten.

Blaffert hatte seinen Herrn, wie eine Stecknadel, in Charlottenburg gesucht und kam erst mit Einbruch der Nacht zurück. Thomas erzählte ihm seine Begegnisse mit lustiger Laune. „Damit mir aber“ — setzte er hinzu — „nichts Aergers hier widerfahre, so wollen wir morgen aufbrechen und tiefer in die Welt hinein reisen.“ —

Ein heilsamer Entschluß für ihre Kasse! Denn die Wirthsrechnung war so beschaffen, daß sie an die Ehre, in einem großen Hotel logirt zu haben, eine Weile denken konnten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Onkel. — Die Hofbedienung. — Das einschläfernde Trauerspiel.

In der kleinen Residenz eines kleinen Fürsten hatte Herr von Pampel einen reichen Verwandten, von dem er sich Unterstützung versprach. Er richtete deßhalb seine Fahrt dahin, nahm auf der letzten Station Extrapost, um einen anständigen Einzug zu halten, und sein Reisegeld reichte gerade bis vor die Thür des alten Oheims.

Herr von Scharreisen — dieß war sein Name — hatte seit einiger Zeit eine heftige Antipathie gegen Posthörner. Er lief immer mit Herzklopfen ans Fenster, wenn er in der Nähe seines Hauses eins schmettern hörte, und war jederzeit froh, wenn diese Musik ihn nichts anging. Dieß Mal kam er nicht mit dem bloßen Schrecken davon. Die Courierchaise hielt vor der Thür, und mit Entsetzen erblickte er seinen brod- und heimathlosen Neffen, vor dessen Besuch ihm graute, seitdem er die öffentliche Versteigerung des Ritterguts Pampelhausen erfahren hatte. Er empfing ihn sehr frostig, und sein erstes Wort war die Frage: wie lang er bei ihm zu hausen gedenke. Thomas gab eine zweideutige Antwort, die seines Oheims Angst wenig verminderte.

Wenn man die beiden Herrn Spillmagen* — denn ihre Verwandtschaft schrieb sich von der Spille oder Spindel, das heißt: von der mütterlichen Seite, her — neben einander sah: so konnte man sich nicht enthalten, an die sieben fetten und sieben magern Kühe zu denken, von welchen dem König Pharao träumte.** Herr von Scharreisen war ein kleines Männlein, das im höchsten Grade die Darre hatte; doch war das nicht Krankheit, sondern er machte nur an seinem Körper die Probe, wie weit man durch Geizhunger die Abzehrung treiben könne. Seine gränzenlose Geldliebe zu schildern, ist folgender einzige Zug hinreichend. Er verstopfte sich, wenn er in öffentlichen Gärten spazieren ging, die Ohren mit Baumwolle, um zu den aufspielenden Musikanten, wenn sie das Notenblatt herumtrugen, sagen zu können: „Ich gebe nichts, denn ich habe von eurer Bierfidelei nichts gehört.“ —

Hätte Thomas nur irgend ein anderes Dach und Fach gewußt, er wäre gleich nach dem ersten Mittagsmahle, das ihm sein gastfeindlicher Ohm auftischte, weiter gezogen. Es fiel so knauserig aus, daß es sogar hinter den dürftigen Traktamenten, die er vormals unter Frau Juttens Scepter genoß, weit zurückstand. Der alte, schlaue Herr nahm sich fein in Acht, seinen bequemen und leckerhaften Neffen gut zu bewirthen. Er glaubte, Hunger und Durst würden die besten Druckwerke seyn, ihn bald wieder fortzuschaffen, und sie waren es wirklich.

„Herr Onkel“ — sprach er schon am zweiten Tage — „Sie haben wahrscheinlich Einfluß bei Hofe. Könnten Sie

* Mage oder Magen, ein altdeutsches Wort, das einen Blutsfreund bedeutet. Daher gibt's Schwertmagen und Spillmagen.

** 1 Mos. 41, 17—21.

mir wohl dort ins Brod helfen, damit ich Ihnen nicht zur Last fallen darf?" —

Herr von Scharreisen zuckte die Achseln. „Der Fürst," antwortete er, „liebt und hält einen zahlreichen Hofstaat, hat aber wenig Einkünfte; es ist kein Glück hier zu machen. Du solltest dich lieber heute als morgen an andern Orten darnach umsehen."

„Recht gern!" sagte Thomas. „Das Reisegeld ist mir nur, leider! ausgegangen. Wollten der Herr Onkel die Güte haben —"

„Um Gottes willen!" fiel ihm dieser hastig ins Wort. „Ich kann dir mit keinem Pfennig unter die Arme greifen. Doch will ich augenblicklich einen Versuch machen, ob ich Dir hier ein Dienstchen verschaffen kann." —

So trieb ein Keil den andern. Der Oheim ging schnell nach Hofe und kam nach Verlauf einer Stunde mit dem heitersten Gesichte zurück. „Mon Neveu," sprach er, „ich freue mich, dich als Kammerjunker zu begrüßen. Der Fürst war so gnädig, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Er brachte mir, als ich deinetwegen kaum den Mund geöffnet hatte, die Stelle gleichsam entgegen, nahm mein Erbieten, dich ihm erst vorzustellen, nicht an, verließ sich ganz auf meine Empfehlung und bewilligte dir mehr, als ich erwartete, nämlich: dreihundert Thaler Jahrgehalt und täglich freie Tafel bei Hofe." —

„Freie Tafel?" rief Thomas. „O, bester Onkel, das ist allerliebst, das war gerade mein Wunsch! Ich danke tausend Mal —"

„Schon gut, schon gut!" unterbrach ihn der Alte. „Kleide dich nur geschwind an, damit du Sr. Durchlaucht sogleich aufwarten und schon heute Platz an der Tafel nehmen kannst. Ich bin ohnedieß mit meiner Küche nicht auf dich eingerichtet." —

Die zuvorkommende Gnade des Fürsten wäre ein kleines Wunder gewesen, wenn sie nicht ihren guten Grund gehabt hätte. Seine Finanzen bedurften eben einer starken Anleihe, die er bei dem Herrn von Scharreisen zu machen gesonnen war. Um diesem Antrage einen Weg zu bahnen, ergriff er mit beiden Händen die Gelegenheit, sich den reichen Mann zu verpflichten. Ob übrigens das Negoz zu Stande gekommen ist, das kümmert uns nicht und gehört nicht hieher.

Der neue Kammerjunker that an der Hoftafel seinem starken Nahrungstriebe so wenig Einhalt, daß dem Oberküchenmeister oft dabei die Haare zu Berge standen. Wie karg die Hofhaltung geführt wurde, läßt sich aus folgendem Vorfall ermessen.

Der Fürst besuchte täglich die Schauspiele, die eine wandernde Truppe gab. Hinter seinem Stuhle stand während der Vorstellung ein Kammerjunker, der nichts zu thun hatte, als ihm im dritten oder vierten Akt eine Tasse Chokolade zu reichen, die ein Hofkonditor im Schauspielhause kochte und durch einen Bedienten in die fürstliche Loge schickte. Aus dessen Händen empfing sie der Kammerjunker und präsentirte sie Sr. Durchlaucht.

Einst, als Herr von Pampel den Dienst hatte, blieb sie ungewöhnlich lange aus. Der Fürst sah sich mehrmals darnach um, und fragte endlich: „Ist die Chokolade noch nicht da?“ Pampel nahm dieß für einen Wink, ihre Ankunft zu beschleunigen. Er eilte zum Konditor. Dieser war mit seiner Arbeit fertig; es fehlte nur an einem Boten. Der Hoflakai, der dazu angewiesen war, ließ sich nicht sehn. In diesem Nothfalle war der dienstfertige Kammerjunker sogleich unbedenklich entschlossen, sich ein wenig zu erniedrigen und den Chokoladenbecher selbst in die Loge

zu tragen. Unter Weges kitzelte der Duft des Getränks seine Nase so lieblich, daß er sich nicht enthalten konnte, davon zu kosten, und ehe er sich's selbst versah, war die Tasse rein ausgeschlürft. Er erschrack, blieb sinnend ein Weilchen vor der Logenthüre stehn, ging dann zum Konditor zurück und sagte keck: die Chokolade habe dem Fürsten so trefflich gemundet, daß er sich noch eine Tasse ausbitten lasse. „Das überrascht mich!“ sprach der Konditor. „Ich bin nicht darauf eingerichtet; denn seit Menschengedenken haben Ihro Durchlaucht immer nur E i n e Tasse getrunken, und es passirt auch nur Eine in Rechnung. — Eh' ich nun wieder aus meinem Hause Chokolade hole und das Wasser zum Sieden bringe, vergeht eine Stunde, das Schauspiel ist vorbei, und ich riskire überdieß, die Chokolade aus meinem Beutel bezahlen zu müssen.“ — „Sie haben Recht!“ erwiederte der Kammerjunker, seine Verlegenheit verbergend. „Seyn Sie nur ruhig; ich werde den Fürsten beschwichtigen.“ —

Er ging rasch zu ihm. „Ew. Durchlaucht,“ sprach er, „halten mir einen Fehler zu Gnaden, den ich aus Diensteifer beging. Ich wollte, da gerade kein Bedienter bei der Hand war, die Chokolade selbst vom Konditor hieher tragen, aber ich strauchelt' in der Eil und verschüttete sie. Doch der Konditor macht schon wieder Anstalt —“

„Es mag nun bleiben!“ sagte der Fürst lächelnd, und gedachte der Sache nicht weiter.

Ein andres Mal ging's unserm Kammerjunker im Schauspielhause viel unglücklicher. Es ward ein Trauerspiel in Jamben gegeben; von wem? — das ist dem Erzähler unbekannt; nur so viel weiß er gewiß, daß es nicht von S c h i l l e r war: sonst hätte das halbe Publikum nicht einschlafen können, wie schon im zweiten Aufzuge geschah.

Selbst der Fürst schloß die Augen und hinter ihm nickte Kammerjunker Pampel. Eine Weile gelang ihm die Kunst, stehend zu schlafen; aber plötzlich verlor er das Gleichgewicht, fing an zu taumeln, wachte halb darüber auf, ergriff in der Angst des Stürzens die fürstliche Stuhllehne und erschütterte seinen gnädigsten Herrn so heftig, daß er ihn beinahe sammt dem Stuhle umgerissen hätte. Der Fürst hielt sich noch schnell an der Brüstung der Loge fest; er wäre sonst, im Angesicht seiner treuen Unterthanen, auf die lächerlichste Weise zu Boden gefallen. Darüber aufgebracht, sah er den bebenden Kammerjunker mit zornigen Augen an, und gebot ihm, sich zu entfernen.

„Das verdammte Trauerspiel in Jamben!“ murmelte Thomas für sich, und trat ab.

Möchte doch die warnende Geschichte dieser durch Jamben bewirkten Schlafsucht dem Kandidaten der Theologie zu Ohren kommen, der neulich in Jamben gepredigt hat![*] Wenn das — nämlich das Einschlafen — am grünen Holz eines Schauspiels geschah, was soll am dürren einer Predigt werden! —

[*] Zeitung für die elegante Welt vom 4. März 1806.

Dreißigstes Kapitel.

Das Reichskontingent. — Der Proviantwagen.

Der Fürst war ein menschenfreundlicher Mann. Es that ihm bald leid, wenn er dem Geringsten seiner Diener ein hartes Wort gesagt hatte. Auch jetzt war sein Zorn schon vorüber, als er aus dem Schauspielhause zurückkam. Er ließ den Kammerjunker zu sich rufen und empfing ihn mit einer heitern Miene.

„Lieber Pampel,“ sprach er, „ich will Ihnen wohl; allein Sie sehen selbst, daß Sie zu einem leichtgewandten Höfling nicht geboren sind. Schon Ihre Gestalt widerspricht der Idee, die man sich von einem Kammerjunker macht. Sie können sich daher, wie mich dünkt, in Ihrer Stelle nicht glücklich fühlen.“ —

„Nur jetzt“ — stammelte Thomas — „nur jetzt erst fühl' ich mich unglücklich, seitdem Ew. Durchlaucht Ungnade —“

„Beruhigen Sie sich darüber!“ versetzte der Fürst. „Ich zürne nicht mehr auf Sie. Es war ein verzeihlicher Fehler, bei dem heutigen Theaterstück einzuschlafen. Ich konnte mich dessen selbst kaum entwehren. Aber auf der großen Weltbühne wird jetzt eine Tragödie aufgeführt, bei der man nicht einschlummern kann; man wird durch den Donner der Kanonen munter erhalten. — Wären Sie wohl

geneigt, bei diesem Trauerspiele eine Rolle zu übernehmen?" —

Thomas verstand nicht, was sein Herr meinte, und bat um Erklärung.

„Ich muß, wie Sie wissen," antwortete der Fürst, „bei dem gegenwärtigen französischen Revolutionskriege ein Kontingent von hundertundfünfzig Mann auf die Beine bringen und unverzüglich zur Werbung Anstalt machen. Die Lieutenantsstellen hab' ich einigen jungen Edelleuten zugedacht; aber noch fehlt mir ein tüchtiger Kapitän. Da mir nun Ihr Oheim gesagt hat, daß Sie vormals in Kriegsdiensten gewesen sind, so bin ich darauf gefallen, Sie zum Hauptmann und Anführer des kleinen Trupps mit dem Charakter als Major zu ernennen." —

Der Kammerjunker erblaßte, bückte sich, und rieb ängstlich eine Hand mit der andern.

„An Muth fehlt's Ihnen gewiß nicht," fuhr der Fürst ohne Unterbrechung fort, „und sonst wüßt' ich nicht, was Sie hindern könnte, den Posten anzunehmen. Er ist ehrenvoll und kann Ihnen — des ansehnlichen Soldes, den ich Ihnen bestimmen werde, nicht zu gedenken — mancherlei Vortheile gewähren. Zeichnen Sie sich durch Tapferkeit aus! Dann hängt's nur von Ihnen ab, bei irgend einer großen deutschen Armee in Dienste zu treten und sich zu den höchsten militärischen Ehrenstufen aufzuschwingen."

Der Kammerjunker hätte der Anwartschaft auf einen Feldmarschallsstab von Herzen gern entbehrt; aber er schämte sich, seine Muthlosigkeit zu bekennen, und so blieb ihm nichts übrig, als den Antrag des Fürsten mit unterthänigstem Dank anzunehmen. Er dachte: „Zeit gewonnen, viel gewonnen! Eh' es zum Ausmarsch kommt, wird Friede!" —

Da man ihm nicht ins Herz sehen konnte, galt er, als er seine neue, reich mit Gold gestickte Uniform auf dem Leibe hatte, für einen rüstigen Helden. Er trug sich so martialisch, und setzte besonders seinen großen Tressenhut, den ein ungeheurer Federbusch krönte, so schief aufs rechte Ohr, daß man hätte schwören sollen, er müsse das Organ der Raufbegierde in einem seltenen Grade besitzen. Auf der Wachparade war er ein ganzer Mann. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, alle Soldatenzöpfe nach der Reihe mit einem eigens dazu verfertigten Musterstabe auszumessen, und er war im Stande, über einen nicht blank genug geputzten Kamaschenknopf eine halbe Stunde zu fluchen.

Aber was half ihm dieser Ordnungseifer? Seine Kompagnie behielt dennoch ein jämmerliches Ansehen; denn er konnte mit seinem Richtstock kein Säbelein gerade machen und durch Flüche nicht die Berge versetzen, die sich mitunter auf dem Rücken seiner Mannschaft befanden. Das ganze Corps, so klein es war, bildete gleichsam eine Probesammlung aller Mißlaunen der Natur, die sie hier und da am menschlichen Körper ausläßt; und konnte man auch einen und den andern dieser armen Wichte nicht geradezu einen Krüppel nennen, so war er wenigstens, als Soldat betrachtet, ein Zwerg. Eine solche bewaffnete Gesellschaft von Buckligen und Lahmen würde freilich gegen die preußische Garde wunderlich abstechen; allein der Fürst wollte die gesunde Blüthe seines Volks schonen, stellte daher an den Gränzen Werber an und ließ jeden Vagabunden annehmen, der nur irgend das Gewehr tragen konnte und für ein gutes Handgeld freiwillig Lust hatte, sich mit den Franzosen herumzuschlagen oder — vor ihnen zu laufen. „Meine hundertundfünfzig Mann," sagte der Fürst, „retten

doch Deutschland nicht, wenn sie auch insgesammt Riesen wären.“ —

Der Herr Major verschob es so lange als möglich, sein Häuflein in marschfertigen Stand zu setzen. Er hatte immer, wenn der Fürst Aufbruch befahl, eine Menge Ausflüchte und Entschuldigungen in Bereitschaft; denn er hoffte von einem Tage zum andern, daß ein Friedenskourier ankommen sollte. Dagegen aber trafen wiederholte kaiserliche Anmahnungsschreiben ein, das Kontingent ohne längeres Säumen ins Feld zu stellen. Der Fürst, durch die ewigen Winkelzüge seines Heerführers ermüdet, befahl ihm nun mit Strenge, sich schleunig zum Marsch zu rüsten und ihn innerhalb drei Tagen, bei Vermeidung der Kassation und Festungsarrestes, anzutreten. Da war nun nichts weiter zu machen; man mußte fort.

Der Proviantwagen des Majors war ein sehenswürdiges Stück. Unter allen beweglichen Magazinen dieser Art glich ihm keins an Größe und Vollständigkeit. Daß er auf beiden Seiten mit Käfichen versehen war, in welchen eine große Volksmenge gackernder Hühner und schnatternder Enten und Gänse die Reise mitmachte, das versteht sich, als etwas Gewöhnliches, von selbst; aber die darin blöckenden Kälber und Hammel waren keine so gemeinen Passagiere. Der Wagen enthielt mit Einem Worte alle eßbaren Thiere so gut, als die Arche Noä; nur das Geschlecht der Schweine war nicht lebendig vorhanden. Seine Stelle vertraten aber zahlreiche Schinken und Würste, die an den Außenwänden des Wagens nebst verschiedenen Flaschenfuttern und Speisekörben herumhingen, weil sie im innern Raume nicht Platz hatten. Oben auf der Decke waren Betten, ein Kanapee und ein Großvaterstuhl aufgepackt.

Da dieser zum Theil offene Markt von Lebensmitteln leicht hätte bestohlen werden können, so ließ ihn der Major auf dem Marsche nicht aus den Augen. Die Kompagnie ging immer eine Stunde Weges voran; ihr Kommandeur ritt neben seinem Proviantwagen, um ihn zu bewachen und Hunger und Durst zu stillen, sobald sie ihn anwandelten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Schlacht. — Der Trommelschläger. — Die Marketenderin.

Auf dem Marsche fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Kompagnie hatte sich aber kaum an die Armee angeschlossen, da kam es gleich zu einer Schlacht, als hätte man nur auf unsern Helden gewartet. Glücklicher Weise stand das Corps, zu dem sein Fähnlein gehörte, tief im Hintertreffen, und es war, nach der Lage der Umstände und der Meinung aller Kriegserfahrnen, nicht wahrscheinlich, daß sich das Gefecht bis dahin erstrecken würde. Dennoch ward ihm beim Aufmarsch grün und gelb vor den Augen, und er konnte sich vor Zittern und Zagen fast nicht im Sattel erhalten. Bei dem allem spielte er den Eisenfresser, hieb mit seinem blanken Schwerte gräßlich in die Luft, und schwor, die Franzosen in Krautbissen zu hacken. Einigen Trost gewährte ihm sein geheimer Panzer, den er unter der Uniform trug. Er bestand aus zollhohen Lagen von angefeuchtetem Löschpapier, die um den Leib herum befestigt und besonders auf dem Rücken doppelt dick angeschnallt waren. Kammerdiener Blaffert (der seinem Herrn auch in den Krieg folgte und nebenbei als angestellter Kompagniechirurgus die ungesunden Leute noch kränker machte) hatte diesen Harnisch, wo nicht erfunden, doch wenigstens

anempfohlen, und rühmte von ihm, er sey hieb- und kugelfester, als Stahl und Eisen.

Unvermuthet schnell begann die Schlacht mit einem Kanonenschuß. Major Pampel fuhr auf seinem Rosse hoch auf, stieß ihm beide Sporen in die Flanke und jagte, was das Zeug hielt, nach einer Gegend, wo er das Sprichwort: „weit davon ist gut vor dem Schuß," bewährt zu finden hoffte.

„Was Teufel! wo wollen Sie hin?" rief ein General, der in der Nähe hielt.

Pampel hatte nicht Zeit, zu antworten; er sprengte fort, seine treue Kompagnie lief ihm nach, und so ging's im Fluge einen Hügel hinauf, hinter dem er sicher zu seyn glaubte. Indem er aber auf der andern Seite wieder hinabgaloppirte, kamen ihm, o Schrecken! zehn oder zwölf Franzosen entgegen, deren Väter wahrscheinlich bei Roßbach ausgerissen waren und ihren Geist auf ihre Söhne vererbt hatten. Sie entsetzten sich über den gewaltigen deutschen Helden, wie er über sie, wandten sich plötzlich und flohen schneller vor ihm, als er vor ihnen fliehen konnte, weil sich sein plumpes, hartmäuliges Streitroß nicht auf der Stelle halten und lenken ließ. Er hetzte daher wider seinen Willen einige Schritte hinter den Flüchtlingen her; sie blickten ängstlich zurück, sahen die ganze Kompagnie vom Hügel herabstürzen, warfen die Gewehre weg und riefen: „Pardon!" Nun wußte der tapfere Major, was er zu thun hatte. Er brüllte schrecklich in französischer Sprache: „Steht und ergebt euch!" Sie gehorchten; er nahm sie mit Hülfe seiner Kompagnie gefangen, führte sie weit vom Schlachtfelde hinweg und verweilte an einem sichern Orte, bis sich der Sieg für die Deutschen entschieden hatte.

Jetzt zog er mit seinen Gefangenen im Triumph auf und rühmte sich großer Thaten. Der kommandirende General schüttelte bedenklich den Kopf. Man wolle für dieß Mal, sprach er, die Sache nicht scharf untersuchen; aber künftig möge der Herr Major seinen unzeitigen Muth und sein Pferd im Zaum halten und seine Schuldigkeit auf dem Schlachtfelde thun, damit das ganze Heer von seiner Tapferkeit Zeuge seyn könne. — Er brach hier ab; doch ein drohender Finger sprach seine verschwiegenen Gedanken deutlich genug aus, und der Major entfernte sich mit stummer Bestürzung.

Die Franzosen wichen; die Deutschen rückten vorwärts. Herr von Pampel hielt sich nun wieder, nach seiner Gewohnheit, bei der Bagage auf und hütete seinen Küchenwagen.

Dieser war eines Tages mit so entkräfteten Thieren bespannt, daß er weit hinter dem übrigen Gepäck zurückblieb. Der Major und ein zwölfjähriger Bauernknabe, der das Gespann lenkte, befanden sich allein auf der Heerstraße, die, so weit das Auge trug, menschenleer war. Aber auf Ein Mal sprang aus einem Gebüsche, das sich am Wege hinzog, ein verlaufener französischer Tambour hervor und schlug aus Leibeskräften die Trommel. Herr von Pampel ließ vor Schrecken eine volle Rheinweinflasche, die er eben an den Mund setzte, aus der Hand fallen, und nahm, wie vom Satan geholt, Reißaus. Der kleine Fuhrmann besann sich einen Augenblick, ob er dem Trommelschläger, der nicht viel älter war, als er selbst, Stand halten wollte. Da ihm aber Jener mit gezogenem Säbel zu Leibe ging, floh er auch, und der junge Franzmann sah sich ohne Schwertstreich im Besitz einer ansehnlichen Beute, die er ohne Verzug in Beschlag nahm. Er warf

sich auf's Sattelpferd, führte den Wagen ins Gebüsch und verschwand. Was weiter damit geworden ist, weiß man nicht. Der Major hörte und sah von seinen Mund- und Magenschätzen nichts wieder.

Diese gewaltsame Entführung des Gegenstandes seiner zärtlichsten Liebe kostete ihn bittere Thränen. Er war unersetzlich, dieser Verlust! Solche köstliche Leckerbissen waren auf dem ausgezehrten Kriegsschauplatze nicht wieder zu bekommen, wenn man sie auch mit Gold hätte aufwiegen wollen. Der Geplünderte schickte sofort an seinen Fürsten einen kläglichen Bericht, worin er für gut befand, den kleinen Trommelschläger in eine Streifpartei von zweihundert Mann zu verwandeln. Diese kühne Schöpfung erwarb ihm eine namhafte Entschädigungssumme.

Er hatte sich bisher um die Marketender und öffentlichen Feldköche, die den Schweif der Armee ausmachten, wenig bekümmert; denn er, der bekannte Verfasser eines Kochbuchs, übte seine Kunst praktisch und kochte sich selbst. Da ihm aber der verteufelte Tombour das Handwerk gelegt und nichts übrig gelassen hatte, was er in den Topf oder an den Spieß stecken konnte, so mußte er sich nun auch, wie seine Kameraden, mit den fliegenden Garküchen bekannt machen. Er ging von einer zur andern; doch, da er ein scharfer und — was nicht immer der Fall ist — gelehrter Kritikus war, so fand er nirgends Befriedigung.

Ein einziges Speisezelt war noch nicht recensirt, und er versprach sich, indem er hineintrat, von ihm so wenig als von den andern. Aber schon die Suppe flößte ihm eine bessere Meinung ein, und die folgenden Gerichte waren seines hohen Beifalls noch würdiger. Diese angenehme Ueberraschung konnte er nicht in seinem Busen verschließen. „Ich muß aufrichtig bekennen," rief er laut, „daß ich fast

in meinem Leben an einem öffentlichen Tische nicht so gut speiste, wie hier. Ein einziges Gasthaus nehm' ich aus, das ich als Student in * * frequentirte. Da aß man vortrefflich! Nur Schade, daß der Wirth, Namens Schnick, — ich weiß nicht, ob ihn vielleicht jemand von Ihnen, meine Herren, gekannt hat — ein grober Gesell war, der seine Gäste nicht artig behandelte. Aber was er verdarb, das machte seine Tochter Trudchen wieder gut. Das war ein Kernmädchen! Gott geb' ihr heut einen guten Tag!" —

Er stürzte jetzt, zu Ehren seiner verjährten Liebschaft, einen Römer Wein aus; und indem er zugleich mit den Augen aus dem bauchigen Glase trank, kam die Feldwirthin, die im nahen Kochzelte seine Worte gehört hatte, eilig gelaufen. „Wer sprach von Trudchen Schnick?" fragte sie und überflog die Tischgesellschaft mit neugierigen Blicken. Der Major schrack zusammen. „Ich war's," sprach er mit furchtsamer Stimme; seine Gesichtsfarbe verwandelte sich, und er starrte, wie versteinert, die Fragende an.

Sie stieß einen Schrei des Erstaunens aus. „Ist's möglich?" rief sie begeistert: „Wenn ich nicht träume, so seh' ich meinen alten Freund, den Herrn von Pampel, vor mir!" —

„Ja — nicht anders — so heiß' ich" — antwortete der beklommene Major.

„Und ich bin Trudchen Schnick!" fiel die Marketenderin ein.

„O meine unvergeßliche Freundin!" rief Pampel, und taumelte vom Stuhl auf und umarmte sie in der Angst seines Herzens. Die sämmtlichen benebelten Gäste enthei-

ligten diese rührende Scene durch ein unauslöschliches Gelächter. Trudchen riß sich los und flog aus dem Zelte.

Pampel war Willens, sich in der Stille fortzumachen, um wenigstens vor der Hand ein Gespräch unter vier Augen zu vermeiden und den Vorwürfen auszuweichen, die er besorgte. Aber Trudchen verstand es, ihn auf seinem Platze zu fesseln. Sie sandte ihm eine Flasche vortrefflichen Steinwein, mit der Bitte, sie auf ihre Gesundheit zu trinken. Er konnte dieser Höflichkeit nicht widerstehen, und sie war ihm eine glückliche Vorbedeutung, daß die milde Geberin säuberlich mit ihm verfahren würde.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Punschgesellschaft. — Die Ueberfälle.

Die Gäste verließen nach und nach das Zelt; nur der Major saß noch, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, bei seiner Flasche. Da erschien Trudchen.

Er wollte sich so geschwind als möglich die Last vom Herzen wälzen und begann sogleich mit mühsam ausgedachten Entschuldigungen seines Wortbruchs; aber Trudchen fiel ihm schnell in die Rede, ertheilte ihm lachend den vollkommensten Ablaß, und bat ihn, der alten, abgethanen Sache nicht weiter zu erwähnen.

Mit leichtem Sinn fragte er nun nach den bisherigen Begebenheiten ihres Lebens.

Davon gab's wenig zu berichten. Das Merkwürdigste war der Tod ihres Vaters, der sie bewogen hatte, die nach und nach gesunkene Wirthschaft in der Universitätsstadt aufzugeben und ein besseres Glück im Kriegsgetümmel zu suchen. Dann erzählte Herr von Pampel des Schicksals Ballspiel mit ihm, und seine Freundin ward nicht fertig, sich über seine neueste Verwandlung in einen Helden zu wundern.

Bald nach diesem Tage rückte die Armee in Winterquartiere. Der Major brachte nun alle seine Zeit in Trudchens Speisehause zu und empfing auch von ihr in

seiner Wohnung Gegenbesuche. Sie ließ ihn unentgeldlich über Küche und Keller gebieten, und er fing nun allmählich an, sich über den Verlust seines Proviantwagens zu trösten. Wer die beiden Leute, ohne sie zu kennen, beisammen sah, mußte sie für Geschwister halten: so vertraut, und doch dabei so unleidenschaftlich, gingen sie mit einander um, und so ähnlich waren sich ihre Gestalten geworden. Trudchen, nun einige dreißig Jahre alt, war eine der rundesten Marketenderinnen bei der deutschen Armee.

In einer stürmischen Herbstnacht saßen sie mit einander im Quartier des Majors bei einer Schale Punsch und waren fröhlich und guter Dinge. Auch Blaffert war zur Gesellschaft gezogen worden und belebte sie durch Harlekinaden. Aber plötzlich ward ihre Freude gestört. Es geschah in der Ferne ein Flintenschuß; ein Trompeter jagte, Lärm blasend, durch's Dorf; mehrere Stimmen riefen: „Die Feinde kommen!“ —

„Allmächtiger Gott! was fang' ich an?“ schrie der Major, und rang die Hände über der Nachtmütze.

„Welche Frage!“ sprach Trudchen. „Da ist in der Welt nichts zu thun, lieber Freund, als daß Sie sich geschwind ankleiden, zu Pferde steigen, Ihre Leute sammeln, und sich dem Feinde muthig entgegenwerfen.“ —

„Wenn's nur nicht Nacht wäre!“ seufzte Herr von Pampel. „Die Nacht ist keines Menschen Freund! — Am Tage sollten sie nur kommen, die Teufelskerl! — da wollt' ich kurzes Federlesen mit ihnen machen! — Aber bei Nacht — das ist dumm! Man sieht keine Hand vor den Augen; nichts als den Tod!“ —

„Ach, das sind Possen!“ sprach Gertrude und vereinigte sich mit dem Kammerdiener, den Major aus seinen Nachtkleidern herauszuschälen und in die Uniform zu bringen.

Aber er widersetzte sich ihren Bemühungen mit Gewalt, entriß sich ihren Händen, rannte die Bodentreppe hinauf und kroch ins Heu. Gertrude verfolgte ihn mit Bitten und Beschwörungen, sich nicht zu entehren und der Verachtung und Schande Preis zu geben. Alles vergebens! Er arbeitete sich immer tiefer in den Heuhaufen hinein und antwortete nicht.

Da die wackere Marketenderin sah, daß sich durchaus kein Fünkchen Muth in ihm anfachen ließ, eilte sie wieder vom Boden herunter und entschloß sich, die Ehre der feigen Memme mit eigener Lebensgefahr zu retten." „Blaffert," rief sie, „laufen Sie geschwind in den Stall und lassen Sie des Majors Dienstpferd satteln! Ich will's für ihn besteigen, — ich kann reiten wie ein Husar — und alle Welt soll mich, mit Hülfe der Nacht und seiner Kleider, für ihn ansehn. Das ist der einzige Weg, den schwachen Mann bei Ehren zu erhalten. Schwören Sie aber, daß Sie ihn nicht verrathen wollen!" —

Blaffert schwor, betrieb das Satteln, und nach fünf Minuten stand das Pferd vor der Thür. Indessen hatte sich Gertrude schon gestiefelt und gespornt, des Majors Uniform über ihre Kleider gezogen und den Säbel umgeschnallt. Sie verhüllte sich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem großen Reitermantel, drückte den Officiershut tief ins Gesicht, und stieg, mit so glücklicher Nachahmung der Unbehülflichkeit des Majors, zu Pferde, daß selbst der Reitknecht seinen Herrn nicht vermißte.

Mittler Weile hatte sich, durch Trompeten und Trommeln geweckt, die Kompagnie gestellt und wartete nur auf ihren Anführer. Da kam Gertrude gesprengt, setzte sich an die Spitze und kommandirte mit einer fetten Baßstimme: „Marsch!" Der Zug ging vorwärts; der After-

Major brüllte wie ein Löwe; mehrere Truppen strömten aus den nächsten Gegenden herzu und schlossen sich an den Vortrab an. Das feindliche Corps sah seine Absicht, die Deutschen in ihren Quartieren zu überfallen, verfehlt und zog sich eilend zurück. Einige französische Soldaten, die sich in der Dunkelheit verirrt hatten, geriethen unter die Mannschaft, die das Heldenweib tapfer anführte und gaben sich, ohne einen Schuß zu thun, gefangen.

Siegreich, und von jedermann für den Major Pampel gehalten, kehrte Gertrude zurück. Es war aber ein Glück für sie und ihren Freund, daß der Vorfall nicht länger gedauert hatte; denn der Morgen dämmerte schon. Sie eilte vom Pferde auf den Heuboden. „Wer kommt denn?“ rief's ängstlich aus einem Schober. „Die ganze französische Armee!“ donnerte sie, und marschirte mit so kräftigen Soldatenschritten auf den belebten Heuhaufen los, daß die Hütte unter ihr bebte.

Pampel, der von ihrer Verkleidung und Heldenthat noch kein Wort wußte, war bei diesem Getöse fast des Todes und verkroch sich ins tiefste Heu. Sie mußte ihn mit ihrer natürlichen Stimme hervorlocken. Da wagte er sich denn aus seinem Versteck, und lächelte seelenvergnügt, als sie mit launiger Prahlerei, an den Degen schlagend, den Sieg berichtete, den sie unter seinem Namen erfocht. Sie gab ihm nun seine Montirungsstücke zurück, und bat ihn dringend, sich auf der Stelle dienstmäßig zu kleiden, damit nicht etwa die Nachtmütze noch an ihm zur Verrätherin würde. Er folgte, und that sehr klug; denn als er gestiefelt und gespornt die Bodentreppe herunter stieg, kamen ihm schon einige Officiere entgegen, die theils Rapporte brachten, theils ihn über seine Tapferkeit bekomplimentirten. — „Keine Lobsprüche, meine Herren!“ war seine Ant-

wort. „Ich that nichts als meine Pflicht, und wünschte nur, es beliebte den Franzmännern, jetzt am hellen Tage mit uns anzubinden: da wollten wir ihnen die Nase noch besser wischen! Ich war eben auf dem Boden und sah mich nach ihnen um; aber sie hüten sich, zum Vorschein zu kommen.“ —

Nicht lange hüteten sie sich! — Nur ungefähr acht Tage hielten sie Ruhe, um die Deutschen sicher zu machen, und unternahmen dann einen neuen nächtlichen Ueberfall. Herr von Pampel und seine Traute punschten eben wieder mit einander, als Lärm wurde. Ihr Schrecken war minder heftig, als eine Woche zuvor. Sie wußten schon, was sie zu thun hatten. Die Rollen waren nun einmal ausgetheilt, und man spielte sie, ohne viel darüber zu sprechen. Der Major schlich auf den Heuboden; Gertrude schwang sich aufs Roß.

Die Franzosen griffen dießmal ernstlicher an, drangen zahlreich und muthig vor, machten ein lebhaftes Gewehrfeuer, und eine der ersten Kugeln, die sie den Deutschen zuschickten, stürzte Gertruden vom Pferde. Sie war tödtlich verwundet und verschied auf der Stelle. —

Gegen Morgen ward der Feind zurückgeschlagen und ihr Leichnam unter mehreren Todten auf dem Wahlplatze gefunden. Jedermann sah sie, da der Tag nur erst graute, für den Major an, und einige Soldaten trugen den erstarrten Körper in sein Quartier. Hier drängten sich viele Menschen herbei; die verhüllte Leiche ward entkleidet, und unbeschreiblich war das Erstaunen, als man statt des Majors ein Weib — die wohlbekannte Marketenderin — fand.

„Wo ist Sein Herr?“ rief mit Heftigkeit ein anwesender Officier, als Blaffert jetzt athemlos ins Haus stürzte.

Der Kammerdiener konnte sich bei dem unerwarteten Anblick des Leichnams vor Bestürzung kaum fassen und antwortete zitternd: der Herr von Pampel müsse gefangen, oder noch in der Verfolgung des Feindes begriffen seyn. „Ja, das säh' ihm ähnlich!" versetzte der Officier mit bitterm Hohnlachen, und durchsuchte hastig alle Winkel des Hauses. Er ging auch zuletzt auf den Boden. Der Held im Heu, der ganz sicher glaubte, Gertrude komme, um ihm wieder einen Siegesbericht abzustatten, raschelte sogleich, als er Fußtritte hörte, aus seinem Schlupfloche hervor und ward dadurch augenblicklich entdeckt. Er hatte, weil es auf dem Boden kalt war, den Pelzmantel der Marketenderin um sich geschlagen. Der Officier warf ihm ein paar verächtliche Worte zu, und eilte dann fort, um dem Oberbefehlshaber die Geschichte zu melden.

Herr von Pampel ging mit schwerem Herzen vom Boden herunter, und weinte noch bei der Leiche seiner treuen Freundin, als ihm der Degen abgefordert und Arrest angekündigt wurde. Gertrude erhielt ein ehrenvolles Begräbniß, und der Major nach kurzer Untersuchung einen nicht sonderlich ehrenhaften Abschied.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wie gewonnen, so zerronnen!

Diese unglücklichen Begebenheiten erschütterten unsern Helden und seine sorglose Gemüthsruhe. „Blaffert! Blaffert!“ rief er seufzend: „nun reut mich's ernstlich, daß ich Hab und Gut durch die Gurgel jagte! — Wovon soll ich künftig leben? — Graben mag ich nicht, auch schäm' ich mich zu betteln; und am Ende muß doch eins von beiden geschehen. — Ach, setzte mich das Glück nur noch ein einziges Mal in meinem Leben auf einen grünen Zweig, ich wollte mich gewiß durch kluge Sparsamkeit darauf erhalten!“ —

Das Glück stellte ihn auf die Probe. Er bekam — indem er eben von der Armee abreisen und auf Gerathewohl in der Welt herumstreifen wollte — die Nachricht, daß sein Oheim ohne Testament gestorben sey. Nun hing der Himmel wieder für ihn voll Geigen. Er war der nächste Verwandte, und die Erbschaft sein, wenn sich auch alle Prozeßschmiede und Flausenmacher auf Erden gegen ihn verschworen hätten!

Ein verdrießlicher Nebenumstand war der: daß die Erbschaft an dem Orte gehoben werden mußte, wo seine Flucht auf den Heuboden aktenkundig und jedem Kinde bekannt war. Aber trotzend auf die Zaubermacht des Reichthums

und auf die Gewohnheit der meisten Menschen, sich vor Geldsäcken zu bücken, reiste er in Person dahin, fand überall freundliche Gesichter und krumme Rücken, doch keinen so beträchtlichen Nachlaß, als er sich eingebildet hatte: denn seine Rechnung ging auf Tonnen Goldes, und der ganze Braß bestand höchstens aus zwanzigtausend Thalern.

Alle Menschen, die den Herrn von Scharreisen gekannt hatten, behaupteten: er sey wenigstens fünfmal reicher gewesen und müsse seinen Schatz irgendwo in Verwahrung gegeben haben. Es geschah daher durch die Zeitungen ein gerichtlicher Aufruf, daß sich Jeder, der Geld oder Geldes Werth als anvertrautes Gut von ihm in den Händen hätte, damit melden und es ausliefern solle. Es erschien aber niemand; denn sie, die er wahrscheinlich zu seiner Schatzbewahrerin erkoren hatte, die alte Mutter Erde, las die Zeitungen nicht und gab also das empfangene Depositum auch nicht zurück.

Herr von Pampel, der sich bei allen Fatalitäten leicht beruhigte, riß sich auch jetzt die wenigen Haare, die dem alternden Zechbruder noch übrig geblieben waren, nicht aus dem Kopfe. Er nahm, was sich fand, und schlug seinen Wohnsitz in einer größern Hauptstadt auf, weil dort alle nur ersinnliche Delikatessen zu bekommen waren, und ihm nicht jeder Narr ins Gesicht sah, wenn von Heuschobern gesprochen wurde. Blaffert, der seine Stelle als Kompagnie-Chirurgus niedergelegt hatte, war sein Begleiter. Er wollte sich zwar nach der Verabschiedung des Majors von ihm trennen, konnte dieß aber nicht über sein weiches Herz bringen, als seinem guten Herrn die Erbschaft zufiel.

Uebrigens bestand Herr von Pampel in der Probe, auf die ihn das Glück gestellt hatte, gerade so, wie es von ihm zu erwarten war. Er lebte flott in den Tag hinein,

als ob er den großen Mogul beerbt hätte. Nichts in der Welt war ihm zu theuer, wenn es nur gut schmeckte. Blaffert trug auch das Seinige redlich dazu bei, dem Gelde des Herrn von Scharreisen, das in langer Gefangenschaft gewesen war, Freiheit und Flügel zu schaffen. Ein feiner Theil gerieth freilich auch bei ihm wieder unter Schloß und Riegel; aber den Rest ließ er nicht im Kasten verschimmeln, sondern brachte ihn sehr thätig unter die Leute. Sein rastloser Eifer, gute Weine für den Major auszuspüren, war gleichsam eine neue Auflage des alten Geschichtchens von dem reisenden Zecher, der seinen Diener immer voran reiten, den besten Wein auskosten, und da, wo er ihn fand, das Wort EST über die Thür schreiben ließ, bis sich endlich der Herr in Italien zu Tode becherte, und ihm der Diener einen Denkstein mit der bekannten Grabschrift setzte:

Est, est, est!
Propter nimium Est
Dominus meus mortuus est.

Unser Bacchussohn hielt sich zwar tapfer genug, daß er keiner Grabschrift bedurfte, aber auf sein Vermögen konnte man bald eine dichten. Es verschied in der Blüthe seines Lebens, das höchstens vier oder fünf Jahre gedauert hatte.

„Mein Herr Major,“ sprach Blaffert eines Tages, „ich muß Ihnen die unangenehme Meldung thun, daß wir in Summa Sumarum nur noch fünfhundert Thaler in Kasse haben.“ —

„Wie? was?“ fuhr Pampel auf: „Fünftausend will Er etwa sagen, und auch das wäre noch verdammt wenig!“ —

„Fünfhundert, sagt' ich Herr Major, und es ist nicht anders." —

„Da schlag der Donner drein! Zwanzigtausend Thaler vertrunken, und in diesem Augenblicke noch durstig! — Nun, was hilft's? Ich jage mir deßhalb keine Kugel durch den Kopf. Fortuna und ich sind gute Freunde; sie wird schon weiter für mich sorgen." —

„Ganz gewiß, Herr Major! Aber wenn Sie erlauben, so geh' ich in meine Heimath, um mich Ihnen aus dem Brode zu schaffen." —

„Ei, sieh doch!" rief Herr von Pampel: „Was du für ein gutherziges Männlein bist! — Nein, nein, so haben wir nicht gewettet. Hast du mit mir geschwelgt, so kannst du auch mit mir hungern! Doch dahin soll's nicht kommen. Ich will mich zusammen nehmen, will meine Talente geltend machen. Bin ich denn nicht etwa in hundert Fächern zu brauchen? Ich bin Rechtsgelehrter, Soldat, Hofmann — kurz, was man nur will. Es müßte doch beim Teufel! mit Zauberei zugehen, wenn ich nicht wieder an einem Hofe mein Unterkommen finden sollte. Drum eingepackt und fort! Jetzt haben wir noch ein Bißchen Geld, daß wir Wind machen können, und das ist die Hauptsache! Auf des Windes Flügeln hat sich schon Mancher gehoben." —

Es war ein ärgerlicher Umstand, daß sich Herr Blaffert mit seinen geheimen Prisengeldern nicht auf die Seite machen und sein eigner Herr seyn konnte. Doch da sich dieß, ohne Verdacht zu erwecken, nicht hartnäckig durchsetzen ließ, so nahm er sich vor, es noch eine Weile mit anzusehen. Wer weiß denn auch, waren seine Gedanken, ob es nicht vortheilhaft für mich ist, wenn ich ausharre. Der Major hat tolles Glück und kommt vielleicht, wie man

eine Hand umkehrt, wieder so in die Wolle, daß man ihn noch besser rupfen kann als bisher.

Unter diesen Trostgedanken packte er die Koffer, und sie fuhren ohne festen Plan von dannen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Golgatha, das ist verdeutschet Schädelstätte.

Das Glück, mit dem unser Held in dem freundschaftlichsten Vernehmen zu stehen behauptete, schien Anfangs doch nicht geneigt, ihm auf seiner Wallfahrt von Land zu Land Gesellschaft zu leisten. Er zeigte sich an verschiedenen Höfen; allein man hatte nirgends Lust, ihn so zu versorgen, wie er es wünschte. Durch seine possirliche Gestalt in gute Laune versetzt, geruhten an einigen Orten die hohen Herrschaften, gnädigen Scherz mit ihm zu treiben und ihm Aemter anzutragen, die zu seiner Wohlbeleibtheit nicht paßten, wenn sie auch an sich selbst für einen Edelmann und gewesenen Stabsofficier nicht unschicklich gewesen wären. So erbot ihm, zum Beispiel, ein junger lustiger Fürst die Stelle eines Oberhofläufers und Direktors einer Pflanzschule für junge Läufer, mit der Bedingung, daß er in Person die ihm untergebenen Zöglinge in der Laufkunst unterrichten sollte.

Sein Wunsch und Wille war, als Oberschenk und Oberküchenmeister angestellt zu werden; doch nicht als bloßer Figurant bei außerordentlichen Hof-Festen, sondern mit wirklicher Bestallung zur Oberaufsicht und Vollgewalt über Keller und Küche. Um seine Tüchtigkeit zu einem solchen Amte zu beweisen, überreichte er fleißig die vor mehrern

Jahren mit Protest zurück erhaltenen Prunkexemplare seines Kochbuchs. Allein auch jetzt machte dieß Werkchen keinen ersprießlichen Eindruck. Es ward allenthalben mit Lächeln bei Seite gelegt.

Endlich kam er an einen Hof, wo die Tafelgenüsse mehr als irgendwo geliebt wurden. Hier blühte sein Glück. Der Fürst ließ ihn, nach Empfang des Kochbuchs, zu sich rufen und that ihm die Eröffnung: er sey nicht abgeneigt, ihn in Dienste zu nehmen, wenn sich, bei der mit ihm vorher anzustellenden Prüfung, hervorthäte, daß er die nöthigen Fähigkeiten besitze. „Sie haben mir zwar," fuhr er fort, „ein gutes Kochbuch übersandt, das recht artige Ideen enthält und viel Küchengenie zeigt; doch wer steht mir dafür, daß Sie der Verfasser desselben sind? Könnten Sie sich nicht — ich setze nur den möglichen Fall — der Feder eines Andern bedient haben?" —

„Ew. Durchlaucht halten mir zu Gnaden," antwortete Pampel, „das that ich, bei meiner Ehre! nicht. Es ist von Anfang bis zu Ende mein eignes Produkt, und ich wäre jetzt, da ich meiner Lieblingswissenschaft unabläßig obgelegen habe, sehr wohl im Stande, eine verbesserte und doppelt vermehrte Ausgabe meiner Schrift zu veranstalten." —

„Das glaub' ich, mein Lieber!" versetzte der Fürst: „Allein, wenn ich einmal Mißtrauen hegte, so würden Sie es auch dadurch nicht heben; denn die fremde Feder könnte doch abermal mit im Spiele seyn." —

„Nun, so erbiet ich mich in Unterthänigkeit, Probe zu kochen," sagte der ehemalige Stabsoffizier.

„Das würde näher zum Ziele führen;" entgegnete der Fürst: „ich gesteh' aber, daß ich seit einiger Zeit bei der Wahl und Annahme meiner Diener auf Specimina nicht mehr achte. Die neue, treffliche Erfindung, den innern

Gehalt des Menschen durch die Organe des Gehirns zu erforschen, gibt einen viel kürzern und unfehlbarern Weg an die Hand. Haben Sie vielleicht schon jemals Ihren Kopf der Untersuchung eines Schädelprüfers unterworfen?" —

Herr von Pampel sah den Fürsten starr an, und sagte schüchtern Nein, ohne die Frage verstanden zu haben. Er wußte von der damals noch wenig bekannten Schädellehre des Doktors Gall so viel als ein neugebornes Kind, und es überlief ihn ein kalter Schauer, als ihm jetzt von ungefähr im fürstlichen Zimmer, wo er aus Respekt noch nicht um sich geschaut hatte, ein Tisch in die Augen fiel, der mit zehn oder mehrern natürlichen Todtenköpfen aufgeputzt war. „Gott sey mir gnädig!" sprach er in seinem Herzen. „Diese hohlen Schädel gehörten wohl gar Leuten, die sich vor mir um die Oberküchenmeisterstelle bewarben, oder sie übel verwalteten!" — Bei diesem Gedanken ward er bleich, und seine Knie schlotterten.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte der Fürst.

„O ja, durchlauchtigster Herr!" antwortete Pampel mit bebender Stimme, und schielte ängstlich nach dem kleinen Kirchhofe hin.

„Sehen Sie," — sprach der Fürst, und zeigte mit der Hand nach seinem Golgatha — „diese stummen Herolde der Sterblichkeit sind jetzt meine liebsten Gesellschafter und meine Lehrer im Fache der Menschenkenntniß. Doch bin ich in dieser Kunde noch nicht so fest, daß ich mich, ohne Furcht vor Irrthum, auf mich selbst verlassen kann: ich würde sonst auf der Stelle Ihren Kopf untersuchen und mit Einem Worte entscheiden, ob Sie zu dem Amte eines Oberküchenmeisters taugen oder nicht. Vor der Hand muß ich noch in solchen Fällen einen meiner Minister zu Rathe ziehen, der die Organenlehre aus dem Grunde versteht

und in dieser Wissenschaft so unfehlbar ist, wie in Glaubenssachen der Papst." —

Der Fürst schrieb jetzt flüchtig einige Zeilen und übergab sie versiegelt dem Supplikanten. „Melden Sie sich damit," sprach er, „bei dem Minister von Springwall!" —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das Schädel-Examen. — Die Beichte.

„Von Springwall?“ — fragte der Major, indem er aus dem fürstlichen Zimmer ging, leise sich selbst, und betrachtete nachdenkend die Aufschrift des Billets. — „Ist mir doch, als hätt' ich schon irgendwo von einem Springwall gehört. — Aha! jetzt fällt mir's ein! Es stand ja bei dem Regimente, in welchem ich diente, ein Lieutenant dieses Namens, der ein wilder, wüster Mensch war. — Gott gebe, daß der Minister sanfter und frömmer ist, sonst wird mir im Ernst um meinen Kopf bange!“ —

Mit diesem Selbstgespräche trat er ins Haus des Ministers, und ward sogleich, als er sich, mit Voraussendung des fürstlichen Handschreibens, bei ihm hatte anmelden lassen, in sein Kabinet gerufen.

Es kam ihn ein neues Grausen an, als ihm auch hier auf zwei Tischen hohle Hirnschädel entgegengrinzten. Der ernste, steife Minister, dessen Gesicht versteinert schien, war ebenfalls keine heitere, beruhigende Gestalt. Er winkte stumm dem Major, sich auf einen Stuhl in der Mitte der beiden Schädelstätten niederzulassen. Ein schauerlicher Platz, den Pampel mit heimlichem Widerwillen einnahm. Der Minister nahte sich ihm, erhob mit einer gewissen Feierlichkeit die Hände und legte sie ihm aufs Haupt, das der

Weingott schon beinahe ganz enthaart und zu einer bequemen Prüfung der Organe vorbereitet hatte. Lange fingerte der Minister auf der Platte herum, und der Major faltete indessen, wie ein Betender, die Hände über dem Bauche.

„Herrlich! Trefflich!“ — lispelte der Organist*, und zog seine Finger zurück. „Wen hab' ich die Ehre, vor mir zu sehen? — Der Fürst hat mir Ihr Gesuch, doch nicht ihren Namen bekannt gemacht.“

„Der ist von Pampel,“ antwortete der Major.

„Von Pampel?“ — rief der Minister mit dem Tone des Erstaunens. „Es gab vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren einen Kadett Ihres Namens, und wenn ich nicht Ihre Organe ganz mißverstehe, so sind Sie es selbst!“ —

„Ich war um diese Zeit Kadett,“ sagte Pampel.

„Dem jungen Mann, den ich meine,“ fuhr der Minister fort, „begegnete einst, als er des Nachts Schildwache stand, ein unangenehmer Vorfall.“ —

„Ganz recht, Ew. Excellenz! Fünfzehn oder zwanzig bewaffnete Räuber fielen mich an, und — —

Der Minister unterbrach ihn durch ein unmäßiges Gelächter. Pampel schwieg und sah ganz verstört aus.

„Wir sind unter uns,“ — sprach der Staatsmann, als er sich satt gelacht hatte — „wir können über diese Begebenheit ein vertrauliches Wort sprechen. Erinnern Sie sich nicht noch eines gewissen Lieutenants Springwall?“ —

Der Major bejahte diese Frage, und die Reihe des Erstaunens war nun an ihm, da sich der Minister nicht nur

* So könnte man zum Scherz einen und den andern, das Instrument der Organe spielenden Phantasten nennen, weil er besonders, wie der eigentliche Organist, etwas Wind dazu braucht. — Doch ist hier nur von Stümpern, nicht von dem ehrwerthen Meister die Rede.

als den ehemaligen Lieutenant, sondern auch als Klostergespenst zu erkennen gab. „Ich hab' Ihnen viel abzubitten, viel gut zu machen!“ setzte er hinzu. „Denn ich war's sogar, der es veranstaltete, daß Sie auf diesen übel berüchtigten Posten gestellt wurden. Ich weiß nicht, wie's kam, man machte mit Ihnen wenig Umstände beim Regimente; man unterschied Sie, ohne Rücksicht auf Ihre Herkunft, fast gar nicht von den gemeinen Soldaten: sonst hätte man Sie an einem so verhaßten Platze nicht schildern lassen, und es wäre mir nicht gelungen, den Adjutanten zur Begünstigung meines Frevels zu überreden. Ich bereute diesen Streich, der so übel für Sie ausschlug, nachher tausend Mal, und bracht' es auch durch meinen Onkel dahin, daß Sie mit keiner Strafe belegt wurden; doch mußten Sie unvermeidlich vom Regimente. Da ich Sie nun damals aus ihrer kaum angetretenen Laufbahn hinaus neckte, so ist's meine Schuldigkeit, Ihnen eine neue zu öffnen, die Ihren Organen angemessener, als jene, seyn wird.“ —

Herr von Pampel, der dieser langen Beichte stumm und mit niedergeschlagenen Augen zugehört hatte, verbeugte sich jetzt dankbar, und sein frohes Gesicht sprach volle Verzeihung aus.

„Ich setze mein Wort zum Pfande,“ fuhr Springwall fort, „das Oberküchenmeisteramt soll Ihnen nicht entgehen. Mein Bericht an den Fürsten wird äußerst vortheilhaft für Sie ausfallen, ohne daß ich Pflicht und Wahrheit verletze; denn Sie sind, nach dem Zeugniß ihrer Organe, zu einem Küchendirektor so geschickt, wie vielleicht kein anderer Mensch auf Erden. — Aber wundern Sie sich denn nicht, mich in einer so pedantischen Form, und mit Todtenköpfen beschäftigt, wieder zu finden?“ —

Pampel gestand lächelnd, daß er sich den gegenwärtigen ernsthaften Staatsmann und den weiland so lustigen Lieutenant gar nicht als eine und eben dieselbe Person denken könne.

„Das glaub' ich!" erwiederte Springwall. „Die Amalgamation meines jugendlichen Quecksilbers mit meinem jetzigen Blei muß Ihnen sonderbar vorkommen; doch meine Lebensgeschichte, die ich Ihnen jetzt bei einem Glase Wein in einem kurzen Auszuge zum Besten geben will, wird Ihnen dieß Räthsel erklären. Theilen Sie mir aber zuvor, wenn ich bitten darf, Ihre Fata mit!"

Der Major that es mit Auswahl, und bei weitem nicht so treu, wie seine Biographie hier dem Leser vor Augen liegt.

Indessen ward Wein gebracht. Der Minister befahl dem Bedienten, niemand vorzulassen, entfernte sich einige Minuten und kam ganz umgestaltet zurück. Er hatte Perücke und Hofkleid abgelegt, und erschien mit einem Schwedenkopf und in einem modischen Frack. Auch seine steinerne Miene war freundlichen Gesichtszügen gewichen. „Nun bin ich wieder der alte Springwall!" rief er lachend, und erzählte seine Abenteuer folgender Maßen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Springwalls Geschichte.

„Kurz nach Ihrem Abgang vom Regimente, Herr von Pampel, starb mein guter Oheim, der General. Ich verlor an ihm einen väterlichen Freund, der mich in jeder Art unterstützt und mir bei allen meinen Ausschweifungen die Stange gehalten hatte. Sein Nachfolger war ein strenger Mann und faßte besonders mich scharf ins Auge. Er ließ mir nicht den unschuldigsten Possenstreich, der ihm zu Ohren kam, ohne bittere Verweise und Ahndungen durchschlüpfen, und machte immer aus Mücken Elephanten. So gab's ein paar Jahre manchen verdrießlichen Tanz. Am Ende ward mir das ewige Hofmeistern zu lästig; ich nahm den Abschied. —

Fortuna, die beständig alle Hände voll zu thun hat, um ihre Mündel, die Dummköpfe, reich zu machen, hatte darüber ganz vergessen, an mich zu denken. Ich fing nun an, mich ihrer Fürsorge zu empfehlen, und schickt' ihr Visitenkarten vom Morgen bis in die Nacht, das heißt: ich ward ein Spieler und besuchte die berühmtesten Messen, Bäder und Hauptstädte. Dieses freie, ungebundene Leben, das mit mancherlei Abenteuern und Liebschaften durchflochten war, führt' ich zwanzig Jahre; doch will ich mich jetzt keine Minute dabei aufhalten, sondern Ihnen

lieber etwas ausführlicher erzählen, wie ich mit der Hirn- und Schädellehre bekannt wurde, die mir zu meinem gegenwärtigen Posten verhalf.

Ich lernte vor zwei Jahren, als ich mich einige Zeit in Wien aufhielt, einen gewissen Baron kennen, den ich, um den wahren Namen des gutherzigen Querkopfs zu verschweigen, Gallaff nennen will. Wir gingen täglich mit einander um, weil er viel Zuneigung zu mir gefaßt hatte und mich seine Eulenspiegelstreiche belustigten. Er war in die neue Lehre, die Doktor Gall damals erst auf die Bahn brachte, kindisch verliebt, pfuschte selbst hinein und betastete jeden Kopf, der ihm dazu still halten wollte. Wer sich dessen weigerte, mit dem trat er durchaus in keinen Verkehr. Er ließ sich kein Kleid und keinen Schuh machen, ohne vorher die Köpfe der Schneider und Schuster in Untersuchung zu nehmen, ob sie die nöthigen Organe besäßen, um Meisterwerke zu Stande zu bringen. Bisweilen gerieth er mit Creti und Pleti darüber in heftigen Streit. Unter andern bekam er einst sehr unangenehme Händel mit einem Lohnkutscher, der uns über Land fahren sollte, den er aber deßwegen verwarf, weil dem Burschen die Organe der Circumspektion und des Augenmaßes fehlten, und also Gefahr vorhanden war, von ihm umgeworfen zu werden. Dergleichen lustige Auftritte sah ich in Gallaffs Gesellschaft alle Tage. Am wenigsten gefiel mir, daß er seinen alten, ehrlichen Bedienten abdankte, weil dem armen Menschen das Organ des Ortsinnes mangelte, und er sich daher einige Mal in dem weitläufigen Wien, wo er fremd war, verirrt hatte. Auch war sein Kopf nicht wie ein Hundekopf gestaltet, und so gebrach ihm der Treusinn, ob ihm gleich der Baron selbst das Zeugniß geben mußte, daß er während seiner zehnjährigen

Dienstzeit keine Stecknadel veruntreut habe. Das half ihm aber nichts; er wurde Knall und Fall verabschiedet, und Gallaff nahm, durch die herrlichsten Bedienten-Organe verleitet, einen liederlichen Schuft an, der ihm täglich Verdruß machte, und endlich sogar mit seinen Reitpferden heimlich davon ritt. Dennoch hielt ihn der Baron für ehrlich und sagte: nicht er, der gute Kerl, sey mit den Pferden durchgegangen, sondern die Pferde mit ihm. —

Nach einiger Zeit ward Gallaff des Aufenthalts in Wien überdrüssig und trug mir an, ihn auf sein Landgut zu begleiten. Wir reisten dahin ab. Eine große Schädelsammlung, die er mitnahm, verdrängt' uns fast aus dem Wagen. Wir saßen wie in einem Beinhause. —

Als wir auf dem Gute ankamen, fing er sogleich an, die Köpfe seiner Leute zu mustern und allen durch die Bank den Laufpaß zu geben, die mit den zu ihren Dienstgeschäften erforderlichen Organen nicht ausgerüstet waren. Sogar das ehrwürdige, graue Haupt einer sechzigjährigen Tante, die seine Wirthschaft vortrefflich führte, mußte sich der allgemeinen Prüfung unterwerfen. Hier fand er mit Erstaunen das Organ — des G e s c h l e c h t s t r i e b e s, und sagt' es ihr unverholen ins Angesicht. Die alte, keusche Jungfrau nahm das sehr übel und verließ im Zorn sein Haus. Mit ihr wich der Schutzengel seines Wohlstandes von ihm. Doch das kümmerte ihn nicht. Er vertraute Hab' und Gut den herrlichen Organen seiner neuen Dienerschaft an, ließ die Menschen schalten und walten, wie sie wollten, sah keine Rechnung nach und hielt lieber den Bauern öffentliche Vorlesungen über die Schädellehre. Hans und Kunz wurden darüber ganz dämisch, tappten einander auf die struppigen Köpfe und erklärten sich wechselsweise für Diebe und Mörder.

Das ganze Dorf kam in Aufruhr, kein Nachbar traute dem andern mehr über den Weg, und blutige Schlägereien waren an der Tagesordnung. Die Landesregierung mußte sich darein legen und dem Baron die Fortlesung seiner Kollegien untersagen. Sein unnützes Beginnen ward ihm ernstlich verwiesen, und er bedeutet, sich dessen für immer zu enthalten, weil ungeschicktes Schädelprüfen, von einfältigen Menschen unternommen, nichts als Unheil anrichte. — Er machte davon bald in seinem eigenen Hause die traurigsten Erfahrungen. Die Ausgeberin und der Verwalter, die ihn, mit einander im Bunde, auf eine ungeheure Weise betrogen hatten, gingen bei Nacht und Nebel sammt ihren schönen Organen der Treue und Anhänglichkeit zum Teufel. Gallaff ward darüber ganz tiefsinnig, und es war nun nicht mehr erfreulich, bei ihm zu wohnen. Ich zog daher weiter und buhlte wieder am Pharotisch um Fortunens Gunst.

Dieses Geschäft führte mich im vergangenen Jahre in diese Stadt. Da hört' ich überall von der berühmten Gehirn- und Schädellehre sprechen und sprach überall mit. Ich wußte mehr dvvon, als jeder andere Schwätzer, weil sich Gallaff, wider meinen Willen und Dank, die eifrigste Mühe gegeben hatte, mich zu einem Organenkenner zu bilden. Meine Weisheit machte gewaltiges Auffehen, und ward sogar, da ich sie einst in Gegenwart einiger Hofleute ausgeschüttet hatte, dem Fürsten bekannt. Er ließ mich rufen, erklärte sich für einen enthusiastischen Verehrer des Doktors Gall, klagte jedoch dabei, daß er bisher noch wenig Gelegenheit gehabt habe, sich von der Lehre dieses Mannes gründlich zu unterrichten. Ich erbot mich sogleich, ihm alles mitzutheilen, was ich selbst davon wisse. Er griff mit beiden Händen zu. Die Vorlesungen nahmen

auf der Stelle ihren Anfang, und ich erwarb mir in kurzer Zeit den Beifall und das Vertrauen meines Schülers in einem solchen Grade, daß er mich zum Minister erhob und mir das Schädelprüfen aller Dienstsucher als meinen Wirkungskreis anwies. Ich wandelte mich nun in meinem äußern Ansehen und Betragen, dem etwas pedantischen und modescheuen Fürsten zu Gefallen, in den steifen, altfränkischen Minister um, den Sie vorhin an mir fanden. Uebrigens bin ich weit davon entfernt, die Schädellehre für einen ganz untrüglichen Probierstein des menschlichen Geistes und Charakters zu halten. Sie hat auch wirklich schon hier Verwirrung gestiftet, doch in meine Finanzen — Ordnung gebracht.“ —

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Verschwörung und Kabalen.

Springwall endigte hier seine Geschichte und gab dem Major, der sich ihm jetzt empfahl, die Zusicherung auf den Weg, daß ihm der Bestallungsbrief als Oberküchenmeister in den nächsten Tagen ausgefertigt werden solle.

Es geschah, wie er gesagt hatte. Herr von Pampel ward in die Hofküche feierlich eingewiesen, allen dazu gehörigen Personen, vom ersten Mundkoch an bis zur letzten Tellerwäscherin herab, als ihr Oberhaupt vorgestellt, und sammt und sonders mußten sie ihm durch einen Handschlag Gehorsam angeloben.

Die Herren Köche, die sich sehr wichtige Männer dünkten, hatten bis jetzt in einer demokratischen Verfassung gelebt und nahmen es als eine schwere Beleidigung auf, daß sie sich einem Regenten unterwerfen sollten. Sie zogen ihm schon bei der Huldigung schiefe Gesichter, und verschworen sich nachher förmlich gegen ihn bei verschlossenen Thüren. Der Oberkoch hielt eine feuerspeiende Rede, ergriff dann eine große Schöpfkelle und trat mit theatralischen Heldenschritten in den Kreis seiner Freunde und Gevattern. „Schwört!“ — rief er, und streckte die Kelle wie ein Schwert vor sich hin — „schwört mit Mund und Herzen dem dickwampigen Prahlhans, den man uns —

wie den Fröschen in der Fabel einen Klotz — zum König setzen will, keinen Gehorsam zu leisten, sondern seine Befehle unter dem Schein der Befolgung verworren auszurichten, damit alles in der Küche mißrathe und er bei dem Fürsten in Ungnade falle!“ — Und alle Köche legten die vordern Finger der rechten Hand auf die Kelle und sprachen den Eid nach.

Der gute Oberküchenmeister wußte nichts von dieser Verschwörung und trat sein Amt mit Freudigkeit an. Er erbat sich vor allen Dingen von dem Fürsten ein Verzeichniß seiner Lieblingsspeisen, und entwarf dann über jedes dieser Gerichte eine weitläufige Instruktion für die Köche, worin alle dazu gehörige Bestandtheile und Würzen sammt der Behandlungsart weitläufig vorgeschrieben waren. Die Köche nahmen sie mit tiefen heuchlerischen Reverenzen an, und als er den Rücken wandte, lachten sie darüber. Sie mochten denn wohl — wie sich das auch in höhern Regionen oft ereignet — ihr Fach besser verstehen, als ihr Vorgesetzter, dessen Rezepte mitunter etwas aus der Mode gekommen waren, weil sie großen Theils noch von seinen Universitätsjahren und aus Trudchens Brieftasche herstammten. Er selbst hatte zwar auch neue Länder in der Küchenwelt entdeckt, und sie schienen ihm vortrefflich; aber die gegen ihn verschwornen Rebellen verwüsteten sie mit Gewalt und säeten Unkraut unter den Weitzen.

Der Fürst, ein erklärter Gourmand, konnte an dem Tage, da zum ersten Mal unter der Regierung des Oberküchenmeisters gekocht wurde, die Tafelzeit kaum erwarten. Endlich schlug sie, die ersehnte Stunde, und er langte begierig zu, weil er seine Eßlust noch überdieß durch Enthaltsamkeit beim Frühstück verdoppelt hatte. Aber gleich

das erste Gericht entsprach nicht seiner Erwartung. Es war so kraftlos und unschmackhaft, daß er nur zwei Bissen davon über die Zunge bringen konnte. Die folgenden Schüsseln waren nicht besser; denn die boshaften Köche hatten sie entweder versalzt und verpfeffert, oder auf andere Weise ungenießbar gemacht. Der Fürst erhob sich ungesättigt von der Tafel, ließ im höchsten Unmuth den Oberküchenmeister rufen und überschüttete ihn mit harten Verweisen. Herr von Pampel, der sich Rechnung auf Lobsprüche gemacht hatte, fiel wie aus den Wolken. Er eilte hinab in die Hofküche, kostete die auf der Tafel gewesenen Speisen, fand sie selbst unter aller Kritik und fluchte darüber, daß sich die Erde hätte mögen aufthun, um die Köche zu verschlingen. Aber sie blieben so ruhig, als ob eine Gans zischte, und fuhren am nächsten Tage fort, die Speisen zu verfälschen und zu verpfuschen. Der Fürst genoß noch weniger, und schalt desto mehr. Wie ein Rasender stürzte sich der Oberküchenmeister abermal unter die Köche, und hätte sie beinahe nicht blos mit der Zunge gezüchtigt; doch sie hohnlächelten nur über seinen Eifer und sagten ihm mit frecher Stirne unter die Augen: es lasse sich nach den Formeln, die Se. Excellenz vorgeschrieben habe, kein vernünftiges Gericht kochen.

„Das lügt ihr Sudler!“ schrie er sie an. „Ich will morgen das Gegentheil darthun, will morgen mit eigener Hand die Speisen bereiten, um meine Ehre zu retten und eure Schande zu offenbaren!“ —

Bei Anbruch des Tages erschien er in der Hofküche, band eine Schürze vor und füllte selbst mit allem Zubehör die Töpfe und Tiegel, ehe sie ans Feuer gesetzt wurden. Die Köche waren nur seine Handlanger und durften nichts unternehmen, als was er ihnen befahl. In ei-

ner gebieterischen Stellung am Herde stehend, warf er die Augen überall herum und hatte die große Schöpfkelle, auf die seine Feinde geschworen hatten, als Kommandostab in der Hand.

Es wäre vielleicht alles glücklich gegangen, wenn er sich nur hätte überwinden können, einige Stunden ohne Genuß und Bequemlichkeit auszudauern; allein das war dem alten Weichling nicht möglich. Als die Vorbereitungsgeschäfte abgethan waren und er glaubte, er könne nun eine Weile ruhn und dürfe nur das Feuer arbeiten lassen, fuhr er husch! nach Hause, warf sich aufs Kanapee und fing an, die ermatteten Lebensgeister durch Wein zu erfrischen. Beim dritten Glase fiel er in einen tiefen Schlaf und erwachte erst nach zwei Stunden. Er jagte mit Schrecken, was die Pferde nur laufen konnten, nach der Hofküche zurück; doch hätten ihn auch Sturmwinde gezogen, er wäre dennoch zu spät gekommen. Das Feuer hatte indessen zu viel gearbeitet, und alles, was ihm anvertraut war, in den Grund verdorben.

„O ihr unseligen Köche!“ rief er ausser sich: „warum habt ihr nicht Acht gegeben und den unersetzlichen Schaden verhütet?“ — Sie antworteten trotzig: es sey ihnen nichts befohlen worden und sie hätten geglaubt, es müsse nach seinem Kochsystem so seyn. Er fluchte gräßlich, zerschlug vor Wuth die Töpfe und warf die Scherben den Köchen an den Kopf.

Es war Tafelzeit und nichts vorhanden, was man auftragen konnte. Er mußte sich zu dem sauern Gang entschließen, dem Fürsten diese Trauerpost zu bringen. Es versteht sich, daß er seine Schuld in ein Mäntelchen hüllte. Er gab vor: der Anfall einer Krankheit habe ihn genö-

thigt, sich nach Hause zu begeben, und indessen hätten die Köche unterlassen, ihre Schuldigkeit zu thun.

„Das ist beispiellos!“ sagte der Fürst. „Seit Ihrer Bestallung ward ich nicht satt, und heute muß ich ganz fasten! — Nun, ich sehe wohl, daß mein Minister Springwall auf ihrem Kopfe Mißgriffe gethan hat. Wir müssen uns trennen. Lassen Sie sich in der Hofstaatskasse Ihren Gehalt auf sechs Monate zahlen und gehen Sie dann, wohin es ihnen gefällt!“ —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Doktor Luthers Gedanken über das ihm zugedachte Denkmal. — Abtritt des Helden von der Bühne.

Wo baares Geld lachte, war Herr von Pampel nie traurig. Er nahm also auch jetzt die ihm angewiesene Summe von beinahe tausend Thalern wohlgemuth in Empfang, und war gegen den Fürsten so dankbar, das Geld nicht aus dem Lande zu schleppen, sondern es sogleich in der Hauptstadt zu verzehren. Er brauchte dazu mit Beihülfe seines Kammerdieners ungefähr fünf Monate Zeit. Das waren die letzten Rosentage seines Lebens. Er mußte sich nun entschließen, ein landfahrender, irrender Ritter zu werden und da und dort auf Unkosten des reichen und mitleidigen Landadels zu leben. Eine neue Versorgung als Geschäftsmann zu suchen, fiel ihm nicht ein. Er sah, daß er sogar durch die Kochkunst nicht fortkam, und sie war doch der Inbegriff aller Kenntnisse, die er sich auf Erden erworben hatte.

Da die wenigsten Landgüter an der Heerstraße liegen, so konnte er sich auf seiner Reise der öffentlichen Post nicht bedienen; er mußte sich mit einer eigenen Gelegenheit versehen. Das fiel ihm, leider! nicht eher ein, als bis er

mit seinen tausend Thalern so weit auf die Hefen gekommen war, daß er sich kein Fuhrwerk mehr anschaffen konnte. Er mußte sich zum Reiten bequemen, und ein glücklicher Umstand kam seiner schwachen Kasse zu Hülfe. Es wurden gerade damals Artillerie- und Packpferde, die einen Feldzug mitgemacht hatten, an den Meistbietenden verkauft und waren um ein Billiges zu haben. Er erstand für sich und seinen Kammerdiener ein Paar tüchtige Rappen, das Stück zu fünf Thalern. Sie hatten freilich beide zusammen nur ein Auge, doch um so weniger wurden sie scheu. Herr von Pampel bestieg als Vorreiter den Gaul, der das gemeinschaftliche Auge besaß. Der Blinde, der den Kammerdiener trug, sah mit den Ohren und folgte treulich dem schallenden Hufschlage seines Vorgängers.

Ungefähr ein Jahr lang zog Herr von Pampel von einem Rittersitze zum andern, und fand an den meisten Orten eine höfliche und gastfreundliche Aufnahme, die er hauptsächlich seiner noch gut gehaltenen Officiersuniform und seinen Aufschneidereien verdankte. Er rühmte sich großer Kriegsthaten und klagte aller Welt, daß er blos durch den geschlossenen Frieden außer Dienst und um die Hoffnung gekommen sey, General zu werden. Da er in dem Lande, wo er seine Kreuz- und Querzüge anstellte, ein Fremdling war, so mußte man die Mährchen von mitgefochtenen Schlachten gelten lassen und konnte ihn nicht durch eine Handvoll Heu stumm machen. Man bedauerte ihn als einen unglücklichen Kavalier und war überall bereit, ihn einige Tage gut zu bewirthen. Hier und da gab man ihm auch eine stattliche Ritterzehrung mit auf den Weg.

Aber er drehte sich in einem zu engen Kreise herum,

und zog in die Häuser und Schlösser, wo es ihm wohl ging, mit seinen zwei Rossen und seinem reisigen Knechte zu oft ein. Das wurden die gutmüthigsten Leute zuletzt überdrüssig und behandelten ihn kalt. Andere ließen sich vor ihm verläugnen, oder wohl gar, wenn sie ihn kommen sahen, den Thorweg verschließen. Kurz, er ward, als ein lästiger Krippenreiter, überall bekannt und verächtlich, und mußte an vielen Orten, wo er auf dem herrschaftlichen Schlosse hoch zu schmausen gedachte, mit schwarzem Brod und saurem Bier in der Schenke fürlieb nehmen, weil er keine bessere Kost bezahlen konnte.

In dieser schweren, betrübten Zeit that ihm ein gewisser Edelmann, der die meisten Dinge in der Welt aus einem schiefen Gesichtspunkte ansah, einen seltsamen Vorschlag. „Sie wissen," sprach er, „daß Deutschland jetzt mit dem Gedanken schwanger geht, dem Doktor Luther ein Denkmal zu errichten. Die Idee ist groß, aber die Beiträge, die bis jetzt dazu einliefen, waren klein, und kamen so einzeln, wie im Frühjahr die Schwalben. Wenn das so fortgeht, bricht der jüngste Tag herein, ehe die Sache zu Stande kommt. Ich interessire mich lebhaft dafür, und hätt' ich nicht Weib und Kinder und eine weitläuftige Wirthschaft, die meiner Aufsicht bedarf, so setzt' ich mich noch heute zu Pferde und durchzöge das deutsche Reich von einem Ende bis zum andern, um Enthusiasmus zu erwecken und Beisteuern zu sammeln. — Das wär' ein Werk für Sie, Herr von Pampel! Sie können sich dadurch einen unsterblichen Namen erwerben und ein reicher Mann werden. Ich garantire Ihnen von der Summe, die Sie zusammenbringen, zehn Procent, und freie Zehrung auf der Reise." —

Der irrende Ritter hielt diesen Antrag, nach kurzer Ueberlegung, für annehmlich. Verschafft auch — waren seine Gedanken — meine Werbetrommel dem guten Doktor Luther keinen Obelisken von Marmor oder von Töpferlehm, so gewinne ich doch dadurch einen anständigen Vorwand, Tag für Tag bei reichen Leuten einzusprechen, und es müßten ja Heiden seyn, die den Apostel einer so guten Sache nicht wenigstens zu Tische bitten sollten! —

Er setzte sich also mit seinem Reisigen in Bewegung und durchzog vierzehn Tage lang Städte und Dörfer, ohne einen Groschen einzunehmen oder einen freien Trunk zu bekommen. Man war überall an Ausflüchten unerschöpflich. Einige sagten: Luther bedürfe keines Denkmals; Andere lamentirten: die Zeiten wären jetzt so schlecht, daß man lieber Steine in Brod, als Brod in Steine verwandeln möchte; und die Meisten fragten: ob er von der vaterländisch-literarischen Gesellschaft in Mansfeld, als der Mutter und Pflegerin der Denkmals-Idee, eine Vollmacht aufzuzeigen habe. — So klang's allenthalben. Anderer Arten von Abweisungen, die mitunter noch härter ausfielen, nicht zu gedenken.

In der dritten Woche nach seinem Auszuge löste er endlich das erste Handgeld von einem frommen Landedelmann, der ihm auf Treu und Glauben, gegen Quittung, zehn Thaler reichte.

Vergnügt über den gesegneten Anfang, begab sich der Sammler (da ihm übrigens weder eine Mahlzeit, noch ein Nachtlager angeboten wurde) ins Wirthshaus, und verzehrte da mehr, als den Thaler, der ihm von der erhaltenen Denkmalssteuer als Rabatt gebührte. Er genoß besonders ein überaus reichliches Abendessen, und ging dann

zur Ruhe in ein Kämmerlein neben der öffentlichen Schenkstube, in welcher sich Blaffert mit einem Strohlager begnügte.

Dieser war kurz nach Mitternacht noch nicht eingeschlafen, als er auf Ein Mal den Herrn von Pampel jämmerlich ächzen und stöhnen hörte. Er sprang auf, sprengte die verriegelte Kammerthür, und fand seinen Herrn bleich, wie einen Todten, und zitternd an allen Gliedern. Auf die Frage, was ihm widerfahren sey, antwortete er nur mit tiefen Seufzern und bat kläglich, den Pfarrer des Orts schleunig zu rufen, weil er ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen habe. Blaffert eilte fort; der Geistliche kam.

„Herr Pastor,“ begann Pampel, „ich fühle, daß ich von diesem Lager schwerlich wieder aufstehn werde; doch will ich die Welt nicht verlassen, ohne Ihnen zu offenbaren, was mir in dieser Nacht begegnete. Es gereicht mir freilich nicht zum Ruhm; doch immerhin! Ich betracht' es als eine Beichte auf meinem Todtenbette. —

Ich hatte ungefähr zwei Stunden geschlafen, als mich ein heftiger Schlag auf die Schulter weckte. Erschreckend blickt' ich auf; da stand vor meinem Bett ein Mann von edlem Ansehen in Priesterkleidung. Seine Gesichtszüge drückten Muth und Entschlossenheit aus; seine Augen funkelten wie Sterne. Ich bin Doktor Martin Luther, sprach er, dem du, alter Bauchdiener, um Mästung deines Leibes willen ein Denkmal erbetteln willst! Pfui der Schande für mich und dich! Gleichst du nicht dem mir verhaßten Volke der faulen Mönche, die mit dem Termineisack vor den Thüren der Reichen und Armen herumschlumpen? Bist du nicht ähnlich dem Ablaßkrämer Tetzel, den ich öffentlich einen Beuteldrescher nannte? — Und das, was ich verabscheute,

was mein Feuereifer strafte, das geschieht nun gar meinetwegen! O, der Narrheit! —

Geh, — fuhr der zürnende Geist mit etwas gemäßigter Stimme fort — geh stracks wieder heim und sage denen, die sich beeifern, mir ein Denkmälchen zu stiften, daß ich ihnen ihre Mühe nicht danke. Ich bedarf nicht solcher kleinlichen Schmeichelei. Was ich that, trotzt der Vergänglichkeit mehr, als Stein und Erz. — Aber schier möcht' ich glauben, das undankbare Menschengeschlecht, dessen Sklavenfesseln ich zerbrach, habe mich schon halb und halb wieder vergessen. Würden wohl sonst — nachdem schon eure Scribenten, der unnützen Sache wegen, Stückfässer voll Dinte verkleckt haben — die armseligen Beisteuern immer noch langsam, wie träge Schnecken, daher ziehn? — Wolltet ihr zeigen, daß ich euch werth bin, so mußten sich eure Beutel mit der Schnelle des Blitzes aufthun, und dann ließ ichs gelten! Aber euer Gezauder und der Lärm, den ihr über die elenden paar tausend Thaler macht, ist ein Spott und Gräuel vor ganz Europa, und das, was mir und den Deutschen Ehre bringen sollte, macht mir und den Deutschen Schande! Drum laßt den Kram, und wer etwas übrig hat, der geb's den Armen *! —

Zieh also heim! — schrie er mich heftiger an — Zieh heim und beschließ nicht, wie ein Bettelmönch, dein ohne-

* So that kürzlich der edle von Bodenhausen auf Brandis, bei Leipzig, der den unglücklichen, von Hungersnoth bedrängten Einwohnern des Erzgebirgs vierhundert Scheffel Getreide schenkte, und sie auf seine Kosten ihnen zuführen ließ. — Wahrlich eine schönere That, als wenn er zu Luthers Denkmal eine Tonne Goldes gespendet hätte!

dieß verlornes und in Müßiggang und Völlerei vergeudetes Leben! — Ich spreche derb mit dir; denn auf einen harten Knorren gehört ein harter Keil. Solltest du aber wagen, meinetwegen förder im Lande herumzuprachern, so siehst du mich noch schrecklicher wieder! Bei diesen Worten drohte mir der Geist mit geballten Faust und verschwand.“ — —

Ganz entkräftet schloß Herr von Pampel hier seinen Bericht, und forderte zur Stärkung einen Trunk Wein, der ihm gereicht wurde.

Der Pfarrer gab sich Mühe, ihn zu beruhigen, und stellte ihm vor, daß die Erscheinung nur ein lebhafter Traum gewesen sey. „Man fällte vielleicht“ — setzte er hinzu — „da und dort in Ihrer Gegenwart über Luthers Denkmal dergleichen Urtheile, und das fiel Ihnen denn im Traume wieder ein.“ — Pampel gestand, es hätten mehrere Personen beinahe so, wie Luther, mit ihm gesprochen; doch ließ er sich nicht ausreden, daß ihm dessen Geist wirklich erschienen sey.

Er ward mit jeder Minute schwächer. Ein Schlagfluß (der eben so, wie der ängstliche Traum, eine Folge der unmäßigen Abendmahlzeit war) lähmte ihm die Zunge, und er fing an, irre zu reden. „Laßt mich mein Testament machen!“ sprach er lallend. „Ich bestimme — mein ganzes Vermögen — zu einem marmornen Denkmal — für meine Freundin — Gertrude Schnick. — Es soll errichtet werden — auf dem Platze, wo sie für mich — als Heldin starb; — und bleibt etwas übrig, so reiche man — den Armen des Orts, wo sie — begraben liegt, jedem — eine Flasche — Wein!“ —

Er sprach die letzten Worte kaum hörbar, suchte sich aber noch durch ein Zeichen mit der Hand, als führte er eine Flasche zum Munde, verständlich zu machen, und verschied.

Unterhaltungen

für müßige Stunden.

I.

Die Nebenbuhler.

Erstes Kapitel.

Hofrath Spitzkopf.

Ein regierender Graf ließ sich und sein Reich von einem eigennützigen und ränkevollen Manne regieren. Dieser Machthaber war der Hofrath Spitzkopf. Er trieb aber eine so heillose Staatswirthschaft, daß sich des Grafen fürstlicher Lehensherr nach vielen eingelaufenen Erpressungsklagen bewogen fand, ein gerechtes Einsehen zu haben und die Verabschiedung des schlimmen Haushalters zu verfügen. Er wehrte sich dagegen wie der Dachs im Loche; doch er mußte von dannen. Sein Trost am Ende war die schwere Goldkiste, womit er das ausgesogene Ländchen verließ.

Er begab sich in einen andern Staat, kaufte ein schönes Rittergut und richtete sich dort ein. Die Wohngebäude waren zierlich und bequem, die Umgebungen reizend; ihm fehlte nichts, als die verlorene Gelegenheit, seine Habgier wie vormals zu stillen. Damit fehlte ihm aber auch alles.

Kein Paradies konnte ihn für diesen Verlust entschädigen und zufrieden stellen.

Sehr lieb war es ihm jetzt, daß er vor einiger Zeit die Ehre gehabt hatte, den Tod seiner Gemahlin durch die Zeitung bekannt zu machen. Er war der Erste, der diese ungereimte Redensart, die man nachher oft in öffentlichen Blättern fand und noch findet, auf die Bahn brachte. Schriebe mancher Wittwer: „ich habe das Vergnügen," so müßte man seine Aufrichtigkeit loben. Wenigstens unser Hofrath freute sich höchlich, daß er sein Augenmerk nun wieder auf eine reiche Heirath richten konnte. In dieser Absicht ritt und fuhr er in der Nachbarschaft umher und machte bald ausfindig, daß der Pachtinhaber eines großen Kammergutes, der Amtsverwalter Gerhard in Weidenbach, ein überaus reicher Mann und Vater einer einzigen Tochter sey, deren bestimmtes Heirathsgut auf baare dreißigtausend Thaler geschätzt werde. Des Wittwers Herz hüpfte bei dieser Kunde vor Freuden. Er hörte zugleich, daß Lottchen Gerhard ein schönes und wohlerzogenes Mädchen sey; doch das streifte als Nebensache fast unbeachtet bei seinen Ohren vorbei. Es bewirkte nur den Vorsatz, sich dem hübschen Kinde so hübsch als möglich darzustellen.

Der Herr Hofrath war keine liebenswürdige Person. Ihn entstellten verschiedene Unförmlichkeiten, besonders aber seine ungebührlich langen Arme, womit er in der Grafschaft weit um sich gegriffen hatte. Die Hände reichten, wenn er auch kerzengerade stand, bis an die Knie. Das gab ihm um so mehr eine häßliche Spinnengestalt, da er nicht, wie andere Blutigel, bei seiner ehedem getriebenen Blutsaugerei dick geworden war, sondern an Magerkeit seines Gleichen suchte. Auch sein Gesicht war so wenig empfeh-

lend, daß man ihn leicht für einen Affen angesehen hätte, wenn die in unsern Tagen von nordischen Kriegern zu uns gebrachte, aber auch von manchem sehr friedfertigen Bürger-Lämmlein nachgeahmte Mode, das ganze Gesicht mit Haaren bewachsen zu lassen, dieser Täuschung zu Hülfe gekommen wäre. Ihr arbeitete jedoch sein Kammerdiener täglich mit dem Scheermesser entgegen, und starke Puderlagen bedeckten das ziemlich kahle fünfzigjährige Haupt, das nicht mit Ehren ergrauet war.

Seine Garderobe hingegen verdiente Lob. Sie war fürstlich, wenigstens gräflich, und das im strengsten Wortverstande. Der Graf hatte sie größten Theils für seinen eigenen Leib fertigen lassen. Aber jedes neue Kleid, das er zum ersten Mal anlegte, unterwarf er der Kritik seines Günstlings, und zog es, wenn der Hof- und Gewandrath den geringsten Makel daran fand, nicht nur auf der Stelle wieder aus, sondern machte auch dem Recensenten ein Geschenk damit. Scharf bekrittelte daher Spitzkopf alle gräfliche Kleider, die ihm gefielen, und lobte mit vollen Backen nur die, welche nicht nach seinem Geschmack waren. Dieser Pfiff verschaffte ihm eine Menge prächtiger Kleidungen, ohne daß er einen Stich daran ändern lassen durfte; denn er und sein erlauchter Herr — in dessen Hirnkammern es jedoch gar finster aussehen mochte — glichen sich vollkommen an Größe und Dürre. Der Graf hatte nur keine Riesenarme; deßhalb waren seine Kleider in dieser Gegend dem Hofrath zu kurz. Doch breite Manschetten füllten ziemlich anständig die Lücke. Auch suchte sich der schlaue gräfliche Leibschneider bei dem mächtigen Großvezier dadurch einzuschmeicheln, daß er an der Stelle, wo die beiden ähnlichen Gestalten von einander abwichen, das Maß überschritt. Darum schlotterte der arme Graf immer, zu

aller Menschen Verwunderung, mit ungeheuer langen Aermeln herum, die auch nothwendig groß seyn mußten, weil ihm sein Staatsminister immer viel darauf zu binden und zu heften hatte.

Auf andern Schleichwegen gelangte Herr Spitzkopf zum Besitz goldener Dosen, kostbarer Ringe und mehrerer solchen Kleinode, die er leidenschaftlich liebte, wenn er sie, ohne baares Geld, für Schmeicheleien oder Schelmstücke einhandeln konnte.

Als er nun im Hause des Amtsverwalters seinen ersten Besuch machte, zog er wie ein fürstlicher Bräutigam ein; doch die Aufnahme entsprach nicht seiner Erwartung. Ein unsichtbarer Läufer, der Ruf, war ihm vorangegangen, und hatte schon ihn und seine Verdienste der Gegend umher gemeldet: daher war Gerhard bereits unterrichtet, was für einen Vogel er vor sich sah, und betrug sich gegen ihn mit der höflichen Zurückhaltung, die ein rechtschaffener Mann gegen zweideutige Menschen beobachtet. Auch bei Lottchen machte die gezierte Sprache eines altmodischen Hofschranzen, womit der angehende Freier das natürliche Landmädchen umschmeichelte, durchaus kein Glück, und ward nur mit den nothdürftigsten Worten erwiedert. Am freundlichsten benahm sich die Frau Amtsverwalterin. Sie hatte eine unverwüstliche Ehrfurcht gegen Titel und schöne Kleider, ungeachtet sie von ihrem Gatten seit langen Jahren darüber geschraubt wurde. Es war ihr, wie sie mit zahllosen Verneigungen betheuerte, eine unaussprechliche Freude und Ehre, den Herrn Hofrath unter ihrem Dache zu sehen. Dabei trug sie die köstlichsten Erfrischungen, die sie im Hause hatte, mit gutmüthiger Behendigung auf. Herr Spitzkopf machte sich aber aus der Gunst der Ge-

schäftigen Martha nicht viel. Er bemerkte bald, daß sie nicht, wie andere kluge Frauen, den Hausscepter in den Händen hatte, und daraus schloß er, daß auch bei der Bräutigamswahl ihre Stimme wenig gelten werde.

Zweites Kapitel.

Ein Kleeblatt anderer Freier.

Der welterfahrene Mann wußte bei dem allen, daß kein Baum auf den ersten Hieb fällt. Darum beschloß er muthig, die Axt nicht sogleich sinken zu lassen. Er spürte der Quelle von Lottchens Kaltsinn nach, und vernahm mit Verdruß, daß sie noch drei andere Freier habe.

Einer derselben war Herr von Finkenbusch, im Scherz der Finkenritter genannt. Er hatte bei der leichten Cavallerie gedient, war noch jung, war wohlgebildet, und machte sich, wenn man ihm einigen Vorwitz und Ahnenstolz übersah, in Gesellschaften beliebt. Er wäre vielleicht recht unartig und übermüthig gewesen, wenn ihn nicht die Armuth im Zügel gehalten hätte. Nur einige hundert Thaler bekam er jährlich aus dem väterlichen Stammgute, das seinem ältern Bruder, nach Familienverträgen, zugefallen war. Der apanagirte Prinz hatte zwar auch freie Wohnung in der Ahnenburg: er befand sich aber dabei in mancher unbequemen Abhängigkeit von dem regierenden Herrn, mit welchem er beständig in Zwiespalt lebte. In noch unangenehmern Verhältnissen stand er mit verschiedenen Hebräern, denen er papierene Schwerter in die Hände gegeben hatte, womit sie ihn rastlos verfolgten. Aus diesem Gedränge sollte ihn Lottchen retten. Er war ihrer nicht ganz unwerth, weil er nicht, wie Spitzkopf, blos ihre Habe, sondern auch ihr edleres Selbst schätzte.

Allein sie liebte ihn nicht, und die Eltern tadelten an ihm, daß er kein guter Wirth sey. Nur sein alter Adel stach der Mutter in die Augen. Sie hätte gern, bei vortheilhaftern Umständen, ihre Tochter zu einer Edelfrau erhoben.

Ein anderer Verehrer des lieben Mädchens war Doktor Schnurrpfeifer, der seine ärztliche Laufbahn als Pickelhäring eines Marktschreiers begonnen hatte. Er war fünfzehn Jahr alt und vater- und mutterlos, als er einst mit seinen Gesellen auf einem öffentlichen Platze spielte und einen kurz vorher gesehenen Harlekin nachäffte. Da rief ihn ein fremder Mann, der mit einer großen Perücke aus einem Gasthofe heraus sah, zu sich herauf und sagte: „Knäblein, du hast Anlage zum Possenspiel! Willst du mir, dem weltberühmten Doktor Kalterfello, als lustige Person dienen?“ — Die Sache ward richtig. Der junge Hanswurst zog mit seinem Herrn einige Jahre lang von Markt zu Markt, lockte mit seinen Schnurren viel Volk an die Bühne und lernte selbst ein wenig quacksalbern. „Söhnlein!“ sprach eines Tages Kalterfello, „mein Eifer, der leidenden Menschheit zu dienen, spornt mich nach Amerika. Dort wüthet das gelbe Fieber, das Niemand als ich bändigen kann. Ich habe einen Blasebalg erfunden, womit ich über das atlantische Meer blasen und alle die kleinen giftigen Thierlein in der Luft tödten will, die jene Pestilenz erzeugen. Ich verspreche mir eine königliche Belohnung, und es soll auch dir an Glück und Ehre nicht mangeln, so du mich über's Meer begleitest.“ — Schnurrpfeifer hatte dazu keine Lust; er blieb in Deutschland. Aber Kalterfello schiffte wirklich nach der neuen Welt, und die Zeitungen meldeten vor ungefähr zwanzig Jahren aus Philadelphia, daß er sich dort durch einen öffentlichen An-

schlag zur heilbringenden Handhabung seines Blasebalges erboten habe. Der dienstlose Possenreißer fand indessen Gönner und Wohlthäter, die sich seiner annahmen. Sie ließen ihn Medicin studiren, und er ward ein halb und halb geschickter Arzt. Als solcher ging er im Hause des Amtsverwalters aus und ein und verliebte sich in Lottchen. Er hatte gelesen, es sey irgendwo ein uraltes Denkmal aufgefunden worden, dessen Inschrift melde: daß ein gewisser Hermippus, ein Römer, durch den Anhauch junger Mädchen sein Leben auf Einhundert und fünfzehn Jahre gebracht habe. Dieses anmuthige Hausmittel gefiel dem Herrn Doktor besser als alle andere, die Hufelands Werk über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, empfiehlt. Er lechzte deßhalb nach Lottchens Küssen. Aber das harte Mädchen versagte ihm die süße Arznei, so oft er sie einnehmen wollte.

Das Kleeblatt der Freier schloß der Rittergutsbesitzer Rammel, ein stammhafter Mann, der in der Dicke seines Körpers eben so ausschweifte, als Spitzkopf in der Magerkeit. Ein gewöhnlicher Stuhl war ihm zu schmal; er schob, wo es sich thun ließ, drei zusammen, setzte sich auf den mittelsten, und deckte und belastete zugleich die halbe Breite der Nebengehülfen. Er war ein tüchtiger Landwirth, lebte ganz seinem Fache und hatte sonst für nichts Sinn und Gefühl. Einsmals freute sich Lottchen über den Gesang einer Nachtigall, und fragte ihn, ob er nicht auch Vergnügen dabei empfinde. „Nee, Mamsell!“ sprach er lachend: „ich höre lieber meine Ochsen brüllen.“ — Seine schwächste Seite war der Aberglaube. Ein altes Buch, die gestriegelte Rockenphilosophie, wäre für ihn, wenn er außer dem Wirthschaftskalender etwas hätte lesen wollen, ein erbauliches Werk gewesen.

Tausend natürliche Zufälle, die jedem Menschen begegnen, hielt er für böse Vorzeichen und ängstigte sich wie ein Kind. Uebrigens war er eine ehrliche Haut, und deßwegen in Gerhards Hause wohlgelitten. Die Eltern hätten ihn gern zum Eidam gewählt; sie nöthigten ihn aber der Tochter nicht auf, und Lottchen war eben so kalt gegen ihn, als gegen die Andern, die sich um ihre Gunst bewarben.

Drittes Kapitel.

Der Hauptfeind.

Seinen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen, war Spitzkopfs Dichten und Trachten. Er fing damit an, daß er, wie ein kluger Feldherr, der Feinde Schwächen ausspähte. Des Finkenritters Furcht vor den Juden und Rammels Aberglaube waren weit und breit bekannt; es kostete folglich keine Mühe, davon Wind zu bekommen. Nicht so leicht ließ sich ein Splitter im Auge des Doktors entdecken: denn seinen ehemaligen Harlekinsstand, worin er sich dem fernen Auslande gezeigt hatte, hielt er in seiner jetzigen Wohngegend sorgfältig geheim. Aber zufälliger Weise war Spitzkopf so glücklich, daß ihm ein klatschhafter Reisender das Geheimniß verrieth.

Er sann nun auf Ränke; doch das Kleeblatt der Nebenbuhler war vierspaltig, und das erfuhr er erst jetzt. Sein gefährlichster Gegner war ein braver und in der Nähe von Weidenbach begüterter junger Mann, Namens Ewald, der aber hundert Meilen weit als Freiwilliger in den Krieg gezogen war und seit langer Zeit keine Nachricht von sich gegeben hatte. Lottchen und seine Freunde waren sehr bekümmert um ihn. Sie befürchteten, daß sich der muthvolle Jüngling zu tief ins Feuer gewagt habe und nicht mehr am Leben sey.

Ist er nicht todt, dachte Spitzkopf, so muß er todt geschlagen werden, soll's auch nur mit der Zunge geschehen! —

Diese Tödtung unternahm sein sogenannter Kammerdiener Fuchsbalg, ein listiger Gauner, der in der weiland beherrschten Grafschaft, als Kundschafter und Angeber, gute Dienste geleistet hatte. Er verschaffte sich einen alten Soldatenrock, schnitzte sich Krücken, umhüllte die Beine mit dicken Binden, und humpelte so eines Abends, indem die Eulen und Fledermäuse ausflogen, in Gerhards Haus. Aechzend bat er, als ein zum Krüppel geschossener Vaterlandsvertheidiger, um eine Gabe. Die Familie versammelte sich um ihn, und er log, als wenn es gedruckt wäre. Er war bei allen Gefechten und Schlachten, die er aus den Zeitungen richtig anzugeben wußte, mit im Kampfe gewesen; endlich aber hatte eine Kartätsche seinen Heldenthaten ein Ziel gesetzt. „Ach! meine werthesten Herrschaften!“ fuhr er fort, „das war eine fürchterliche Schlacht! Tausende wurden vor meinen Augen niedergeschmettert! — Mir zur Seite fiel unter andern ein junger, liebenswürdiger, in hiesiger Gegend wohnhaft gewesener Mann, den Sie wohl kennen werden: er hieß Ewald.“ —

Und als er diesen Namen aussprach, sank Lottchen ohnmächtig zu Boden. Bestürzt hoben die Eltern sie auf und brachten sie in ihr Zimmer. Der Vater eilte zurück, verhörte den Unglücksboten genau, erhielt einen umständlichen Bericht, der alle Zweifel entfernte, und entließ den Gaudieb mit einem Geschenke.

Als Lottchen wieder zu Sinnen kam, entdeckte sie den Eltern, daß sie den wackern Ewald geliebt und sich am Tage der Scheidung mit ihm verlobt habe. Die guten Alten tadelten mit sanften Worten die Heimlichkeit dieser Verbindung, der sie kein Hinderniß in den Weg gelegt hätten, weil Ewald ganz ein Mann nach ihrem Herzen war.

Viertes Kapitel.

Die Wegelagerung.

Aber was half dem Hofrath der Todtschlag des Bräutigams? Er gewann damit keine gegründete Hoffnung, die hinterlassene Braut zu erben. Jene drei Mitwerber machten nun desto mehr Ansprüche, und zeigten sich fleißiger als jemals in Weidenbach. Aber sie theilten insgesammt mit dem Hofrath den Verdruß, daß sich die traurende Halbwittwe so oft als möglich ihrer Gesellschaft entzog. Sie wurden gewöhnlich ins Tabaksstübchen des Amtsverwalters geführt, und die Frauenzimmer ließen sich entweder gar nicht oder nur auf Augenblicke dort sehen.

Es war daher den sämmtlichen Herren, die, wie der Fabelkönig Irion, statt der geliebten Juno nur die Wolken des Schmauchzimmers umarmten, äußerst angenehm, daß während dieser betrübten Zeit in einer nahen Mittelstadt ein Jahrmarkt einfiel, der von der ganzen umliegenden Landschaft wie ein heiliger Wallfahrtsort besucht ward, und auch dießmal von Lottchen und ihren Aeltern nicht versäumt werden sollte. Kaum hörten das die Freier, so entschlossen sie sich ebenfalls zur Hinreise, und sandten Eilboten in die Marktstadt, um sich im Gasthofe zum goldenen Löwen, wo Gerhard gewöhnlich abstieg, eines bequemen Unterkommens zu versichern. Aber drei derselben ahnten nicht, daß der vierte damit umging, sie dort vor Lottchens Augen zu beschämen und lächerlich zu machen.

Diesen hämischen Vorsatz begünstigte einiger Maßen der Zufall, welcher den Doctor Eulalius, einen frechen Marktschreier, der ursprünglich Eule hieß, auf der Reise zum Jahrmarkte durch das Dorf führte, wo Spitzkopf seine Residenz als Lehn- und Gerichtsherr aufgeschlagen hatte. Er ließ ihn aus dem Wirthshause zu sich einladen und fragte ihn, ob er den Doctor Schnurrpfeifer, den ehemaligen Harlekin des berühmten Kalterfello, kenne. Eulalius sagte Nein. Das war dem Hofrath nicht erwünscht; dennoch verabredete er mit dem Quacksalber einen Schelmstreich, dessen Ausführung das nächste Kapitel enthalten wird.

Wegen des Finkenritters traf er Abrede mit einem verschmitzten Juden, der sich in einem nahen Städtchen aufhielt, und immer auf den Beinen war, um mit den nachbarlichen Landbewohnern Handels- und Wuchergeschäfte zu machen.

Aber die stärksten Bolzen wurden gegen den dicken Mann gedreht, weil er, von Lottchens Aeltern begünstiget, unstreitig die beste Aussicht hatte, den Sieg über seine Nebenbuhler davon zu tragen. Er sollte deßhalb ganz abgeschreckt werden, zum Jahrmarkte zu reisen; und gelänge das nicht, so wußte man schon Mittel und Wege, ihn dort in lustige Verlegenheiten zu bringen.

Der abergläubige Schächer hielt es für das Anzeichen eines unglücklichen Tages, wenn ihm des Morgens beim Ausreiten ein altes Weib mit einem Spinnrocken begegnete oder über den Weg schritt. Er kehrte dann sogleich um, und blieb voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in seinen vier Pfählen. Das wissend, beschloß der Hofrath, die Gestalt einer solchen Unglücksspinnerin anzunehmen und die feige Memme in's Bockshorn zu jagen. Er verließ sich darauf, daß Rammel, der ihn nur einige

Mal in Weidenbach gesehen hatte, nicht pfiffig genug sey, ihn unter der Vermummung zu kennen.

Mit Anbruch des Markttages kleidete er sich in die Lumpentracht eines armen Hirtenweibes, entstellte sein Gesicht durch ein Augenpflaster, gürtete sich einen Spinnrocken an den Leib, verhüllte diesen Putz mit einem Mantel, setzte sich mit seinem Kammerdiener zu Wagen, und lenkte die Pferde selbst, um nicht durch den Kutscher verrathen zu werden. Sie fuhren stracks in einen dichten, von Rammels Gute bis zur Stadt hinlaufenden Wald. Da warf der Hofrath den Mantel ab, stieg aus und lauerte, wie ein Strauchdieb, am Wege.

Es währte nicht lange, so kam Herr Rammel, in einem grünen Kleide mit goldenen Tressen, auf einem mächtigen Schimmel geritten. Hinter ihm trabte Thomas, sein Reitknecht, der zu dieser wichtigen Reise eine neue gelbe Jacke und einen blauen Federbusch auf den Hut bekommen hatte. Herr und Diener schwatzten traulich mit einander. Plötzlich hinkte Spitzkopf, als wäre das linke Bein um eine halbe Elle zu kurz, aus dem Gebüsch hervor, wiegte sich spinnend quer über die Straße, sah schmunzelnd am grünen Reiter hinauf und sagte: „Guten Morgen, mein schöner Herr! Glück auf den Weg!“

„Daß dich die Pest!“ brummte Rammel zwischen den Zähnen, und lenkte den Schimmel um. „Wo wollen Sie hin?“ fragte Thomas. „Nach Hause!“ sprach sein Herr. „Sahst du nicht die alte Drude über den Weg gehen? und sogar spinnend gehen? Sie spinnt mir einen unglücklichen Tag.“ —

„Ei, glauben Sie solch Zeug nicht!“ rief Thomas. „Der Teufel weiß aber auch, was die fremde Hexe hier zu schaffen hatte!“

„Sieh, dort steht sie noch und glupt uns an!“ sagte Rammel.

„Warte, du Unhold!“ schrie der Knappe, gab seinem Gaul die Sporen, und verfolgte mit knallender Peitsche die fliehende Hexengestalt, die sich geschwind in ein Dickicht warf, wo er ihr zu Pferde nicht beikommen konnte. Er wollte absitzen, um sie zu Fuß anzugreifen; doch er sah seinen Gebieter heimwärts reiten, und das konnte er nicht geschehen lassen, weil er seinem Mädchen ein seidenes Band und einen Pfefferkuchen in der Stadt zu kaufen versprochen hatte. Fluchend jagte er zurück, fiel dem Schimmel in den Zügel, und zwang so, mit Beihülfe kräftiger Worte, seinen muthlosen Herrn, die Marktreise fortzusetzen.

Als die Reiter vorüber waren, kroch Spitzkopf aus dem Versteck hervor, eilte zu seinem Wagen, und fuhr im schärfsten Trabe nach der Stadt, um dort die vorhabenden Ränke zu spielen, und besonders den Herrn Rammel dafür zu strafen, daß er seinem Stallknecht mehr als der warnenden Spinnerin gehorcht hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Marktschreier.

Gegen Mittag waren alle Freier im goldenen Löwen versammelt; und wie sich um einen Planeten seine Trabanten bewegen, so umgaben Jene ihre Sonne, die zwar bisweilen aus Trauerwolken hervorlächelte, aber keinen ihrer Anbeter mit Liebes- und Hoffnungsstrahlen erfreute.

Der Hofrath verbarg sorgfältig den Schalk im Busen. Er war gegen seine Nebenbuhler ganz Freundschaft, ganz Ergebenheit, küßte und umarmte einen nach dem andern, sagte jedem etwas Angenehmes, und unterhielt sich sogar mit dem ihm besonders verhaßten Dicken eine halbe Stunde lang von der Kälberzucht.

Vater Gerhard, dem gleich bei seiner Ankunft ein vortheilhaftes Geschäft glückte, ward dadurch heiterer und geselliger, als er es in der Regel zu seyn pflegte. Er aß in Gasthöfen gewöhnlich auf seinem Zimmer; doch dießmal ließ er sich überreden, an der öffentlichen Wirthstafel zu speisen. Die Freier bemächtigten sich der Plätze in Lottchens Nachbarschaft. Einige andere Gäste, die sich da schon niedergelassen hatten, mußten den Bitten der Zudringlichen weichen. Doch nur der rasch unternehmende Finkenritter eroberte einen Stuhl neben Lottchen. An der andern Seite saß der Vater, und natürlicher Weise hatte niemand das Herz, ihn um Abtretung seiner Stelle zu ersuchen.

Die Gesellschaft war fröhlich und guter Dinge. Der

Doctor belustigte sie mit Harlekinaden, die ihm noch immer von seiner Jugend her anhingen. Sie waren mitunter etwas lahm; doch jedes Witzwort, es mochte klappen oder nicht, belohnte der Hofrath mit Gelächter und Händeklatschen. Diese heuchlerische Geneigtheit war gleichsam die Fallthür, womit er die für den Doctor gegrabene Wolfsgrube bedeckte.

Nach Tische schlug er vor, den Markt zu durchwandeln. Arm in Arm mit Freund Schnurrpfeifer, führte er den Zug zur Bühne des Marktschreiers Eulalius, der ihnen vom hohen Gerüste weit entgegenstrahlte. Er trug ein ausgesteiftes Kleid von schwarzem Sammt, mit handbreiter goldener Verbrämung, rothseidene, hoch über die Knie aufgewickelte Strümpfe, weiße Schuhe mit grünen Absätzen, eine bis zu den Hüften herab wallende Perücke, und sieben oder acht große Schilder und Gnadenmünzen auf der Brust. So ging er mit Pfauenstolz die Bretter auf und nieder, spielte mit der Bandschleife seines Degens, oder ließ eine ungeheure, mit falschen Edelsteinen besetzte Tabaksdose wie ein Rad durch die Finger laufen, während Harlekin, in gewöhnlicher Amtstracht, das gaffende Volk mit Späßen unterhielt. Als aber Eulalius die vornehme Gesellschaft aus dem goldenen Löwen anrücken sah, fing er, ihr zu Ehren, das Schauspiel wieder von vorn an. Er winkte dem Harlekin, dieser schlug ein paar Wirbel auf der Trommel, nahm dann sein spitzes Käpplein ab, und rief:

Heran, ihr Leute, groß und klein!
Es zog ein Wunderarzt hier ein.
Wenn Er nach einem Pulse greift,
Der Tod gleich, wie ein Hase, läuft.
Wer ewig leben will, komm her!
Mein Herr braucht Geld, sein Sack ist leer.

Bei den letzten Worten stellte sich Eulalius höchst entrüstet, hob drohend die Hand, und sprach mit langsam donnernder Stimme:

Schweig, ungewaschnes Maul! Wie magst du dich erfrechen,
So keck und achtungslos von deinem Herrn zu sprechen?
Wär' auch mein Beutel schlaff, du buntgescheckter Tropf,
Nun, desto strotzender von Weisheit ist mein Kopf.
Ich habe Zeugnisse von Königen und Kaisern,
Von afrikanischen und deutschen Fürstenhäusern,
Was für ein Mann ich bin! — ein hochgelahrter Mann,
Der mit Hippokrates sich kühn vergleichen kann. —
Ins Fäustchen muß ich oft berühmter Aerzte lachen,
Die stolz sich blähn, und doch den Kirchhof bucklig machen.
Sie schlagen nach dem Tod, und treffen die Natur,
Dann geht des Kranken Weg hinaus zur Todtenflur.
Doch Kraft und Leben strömt aus meinen Wunderpillen,
Die manchen Herzenswunsch noch überdieß erfüllen:
Nimmt heut sie mit Vertraun ein greises Mütterlein,
So wird es morgen jung und schön, wie Venus, seyn.
Insonderheit bin ich ein mächtiger Beschirmer
Vor den Empörungen der innerlichen Würmer,
Und wenn ein böser Zahn der Menschen Ruhe stört,
Husch! brech' ich ihn heraus, wie man die Hand umkehrt.
Mir dankten Tausende dafür mit Freudenthränen,
Und Fässer hab' ich voll von ausgehobnen Zähnen.
Halloh! ist jemand hier, den solch ein Uebel drückt?
Er traue meiner Hand, sie hilft ihm sehr geschickt.

Er schwieg jetzt, und seine Augen hefteten sich starr auf den Doctor. So war es verabredet. Spitzkopf hatte gesagt: „Den ich am Arme führe, der ist's!“ Aber Eulalius geberdete sich, als erblicke er von ungefähr einen alten Bekannten. „Ist's möglich!“ rief er, und trat mit ausgebreiteten Armen einen Schritt zurück. „Hab' ich nicht die Ehre, den Herrn Doctor Schnurrpfeifer vor mir zu sehen?“

Bestürzt und erröthend schielte der Doctor nach Lottchen,

ob sie die unangenehme Ueberraschung bemerke. Leider war dieß der Fall! Da nahm er sich zusammen und sagte beherzt: „Ich wüßte nicht, daß wir uns kennten, mein Herr! Lassen Sie sich in Ihren Geschäften nicht stören!“ Hiermit kehrte er dem Zahnbrecher den Rücken und zog den Hofrath am Arme fort.

Sechstes Kapitel.

Der Kehraus.

Eulalius hatte dem Doctor eine Hummel in den Kopf gesetzt, die unabläßig darin rumorte. Er mochte denken und thun, was er wollte, er konnte sie nicht wieder los werden. Es ärgerte ihn über alle Maßen, daß ihm eben jetzt ein solcher Streich begegnete, da er sich einen frohen Abend versprochen und kostspielige Zurüstungen dazu gemacht hatte. Er wollte der Gesellschaft ein prächtiges Nachtessen geben; sie war schon dazu eingeladen und für ihn ein Platz neben Lottchen mit einem Zettel belegt. Aber wie konnte er das vorbereitete Glück mit Ruhe genießen? Er sah voraus, daß man ihn über seinen Verkehr mit dem Marktschreier von allen Seiten befragen, und so sein böses Gewissen, daß er selbst auf einer Storgerbühne gegaukelt hatte, in rastloser ängstlicher Bewegung erhalten würde.

Indessen ging alles besser, als er dachte. Die Frauenzimmer waren auf dem Markte glücklich im Einkauf gewesen, kamen vergnügt zurück, legten die erhandelten Waaren zur Schau aus, ließen die Herren den Preis rathen, und lachten herzlich, wenn eine unverständige Schätzung erfolgte. Bei diesem Räthselspiele bestand niemand schlechter als Herr Rammel, der von den Putzsachen, deren Werthbestimmung man ihm abnöthigte, wie der Blinde von der Farbe urtheilte, und folglich am meisten ausgelacht wurde.

Gleichen Lohn erwarb er sich durch eine Spielsache, die

er Lottchen als Jahrmarktsgeschenk verehrte. Sie bestand in einer kleinen Schäferei. Schneeweiße Lämmlein weideten auf einer grünen Aue, in deren Mitte ein schönes Haus stand, aus welchem so eben der glückliche Besitzer, ein sehr dicker Mann, heraus trat. Er führte seine junge Gemahlin am Arme, zeigte mit der Hand auf die Schäflein, und aus seinem Munde flatterte ein Zettel, mit den Worten: „Sieh, Weibchen, das alles ist unser!“ — Die Nutzanwendung, die Herr Rammel dabei im Sinne hatte, war leicht zu errathen, und er mußte von seinen Nebenbuhlern viel verblümten Spott darüber dulden.

Unter solchen Scherzen verfloß die Zeit bis zum Essen, ohne daß jemand des Marktschreiers erwähnte. Mit jeder Minute stieg Schnurrpfeifers Hoffnung, daß über das Ding schon Gras gewachsen sey. Ziemlich wohlgemuth führte er daher seine Gäste in das Zimmer, wo er hatte decken lassen, um nicht in der allgemeinen Wirthsstube vor Krethi und Plethi zu tafeln.

Er strengte sich während der Mahlzeit möglichst an, das Gespräch in beständiger Fluth zu erhalten, damit nicht bei eintretender Ebbe der Zahnbrecher Eulalius aus dem seichten Grunde herausgeklaubt werden möchte. Das zu verhindern, gelang ihm eine Weile vollkommen. Doch den Finkenritter verdroß es von ihm, daß er, unbescheiden als Wirth, einen der beiden schönsten Tafelplätze, nämlich an Lottchens Seite, selbst in Besitz genommen, und den zweiten aus Dankbarkeit für das mittägige Beifallsgelächter, dem Hofrath zugetheilt hatte. Das heischte Rache, und der Eifersüchtige nahm sie. „Aber Herr Doktor!“ rief er plötzlich überlaut: „was für einen Wortwechsel hatten Sie denn auf dem Markte mit Ihrem Collegen?“ —

„Mit meinem Collegen?“ — versetzte Schnurrpfeifer.

„Ich verzeih' Ihnen diesen Ausdruck. Den Pfuscher aber kenn' ich nicht, und es ist mir unbegreiflich, wie er meinen Namen erfahren hat."

„Das will ich Ihnen erklären, lieber Doktor!" fiel der Hofrath freundschaftlich ein. „Dergleichen Windmacher und Abenteurer spüren allenthalben, wo sie den Fuß hinsetzen, die Namen der dort lebenden berühmten Männer aus, und machen dann allerlei Mißbrauch davon. Das gehört mit zu den Leiden der Berühmtheit! Die Strahlenkrone des Ruhmes glänzt, sie brennt aber auch." —

Diese behagliche Schmeichelei wollte Schnurrpfeifer eben beantworten, als heftig an die Thür geklopft wurde. Er sprang auf, öffnete sie, und erblickte mit höchster Unlust den Doktor Eulalius, der ihm einen tiefen Reverenz machte, und sich dann nebst seinem Harlekin unaufhaltsam ins Zimmer drängte. „Mein werthester Herr Doktor," sprach er mit brausender Stimme, „ich gebe mir die Ehre dieses Besuchs blos in der Absicht, mich bei Ihnen wegen meiner heutigen Anrede zu rechtfertigen. Sie beliebten zu sagen, wir kennten uns nicht, und auf Ihrer Seite mögen Sie Recht haben; ich aber kenne Sie seit länger als zwanzig Jahren; ich sah Sie am Rhein und am Main, am Neckar und an der Mosel, und war überall ein lebhafter Bewunderer Ihres komischen Talents, das unter dem Panier des großen Kalterfello ruhmwürdig glänzte."

„Sie irren sich ganz in meiner Person!" stammelte Schnurrpfeifer.

„O, das sagen Sie nur aus Bescheidenheit, um mein gerechtes Lob von sich abzulehnen!" rief Eulalius, und warf sich eigenmächtig auf einen Stuhl, den ihm Niemand angeboten hatte. „Der unsterbliche Kalterfello," fuhr er fort, „war mein Lehrer, mein Vorbild, mein Abgott. Unge-

kannt und unbemerkt von dem hochgefeierten Manne, folgt' ich ihm von Ort zu Ort, wo er sich auf öffentlichen Schaugerüsten sehen und hören ließ; ich studirte seine Mienen, seine Geberden, seine ganze Rednerkunst, verwandelte meine Beobachtungen in Saft und Blut, und bracht' es endlich dahin, daß ich, wie Sie heute werden bemerkt haben, mein erhabenes Muster fast erreiche."

„Ich kann durchaus davon nicht urtheilen," sagte Schnurrpfeifer hitzig und schnöde.

Doch wie taub, sprach Eulalius fort: „Ich bedaure nur, daß mir es niemals glückte, einen gewandten und witzigen Schalksnarren aufzugabeln. Dergleichen geschickte Lockvögel sind zum Gimpelfang unentbehrlich. Aber mein Riepel, den ich Ihnen hier vorzustellen weder Vergnügen noch Ehre habe, ist ein dummer, hölzerner Peter." — Mit diesen Worten schleuderte er seinen Bajazzo, der demüthig an der Thüre stand, vor den Doktor hin und sagte: „O Kaspar! Kaspar! wie glücklich wären wir beide, wenn ich dir nur einen Funken von dem Geiste dieses Mannes einhauchen könnte! Folge seinen Fußstapfen! Werde dereinst ein berühmter Arzt wie Er, der vor Zeiten war, was du bist!" —

Wüthend packte jetzt Schnurrpfeifer den Charlatan bei der Brust, schwang und drehte ihn gewaltsam zur Thür hin, und warf ihn hinaus. Eulalius sträubte sich gegen diesen Ringeltanz und Kehraus nicht sonderlich ernsthaft; denn sein Geschäft war vollendet. Der Riepel ergriff sogleich, als der Tanz los ging, die Flucht, und ließ die Thür hinter sich offen, damit sein Herr mit Bequemlichkeit hindurchwalzen konnte.

Mit kochendem Blute kehrte Schnurrpfeifer an seinen Platz zurück und erklärte den Marktschreier für wahnsinnig.

„Dafür halt' ich ihn selbst!“ sagte Gerhard mit einem ernsten Strafblick auf das schadenfrohe Lächeln des Finkenritters. „Und was wär's denn, wenn auch des Kerls giftiges Geschwätz einigen Grund hätte?“ setzte der wackre Mann hinzu. „Es ist albern und schurkisch, verdienstvollen Leuten ihre Herkunft vorzurücken. Ehre dem, der sich auf eine redliche Art aus dem Staub erhob! Ein edler Wein, der sogenannte Strohwein, gewinnt seine Lieblichkeit dadurch, daß die Trauben, ehe sie gepreßt werden, einige Wochen auf Stroh liegen: — eben so reift auf dem Stroh der Armuth mancher treffliche Mensch, und ein solcher verdient wahrlich mehr Lob und Bewunderung als ein Anderer, den das Glück auf Schwanenbetten wiegte, und dem es von Jugend an alles in die Hände gab, was er zum bequemen Anbau seines Geistes bedurfte.“ —

So sprach der Biedermann, und ehrerbietig hörte man ihm zu. Der Doktor hielt es für rathsam, sich nicht weiter über die Sache zu äußern. Spitzkopf nannte den Marktschreier, als er hinausgeworfen war, einen nichtswürdigen Schuft, und freute sich im Stillen des durch ihn erhaltenen Sieges. Denn es schien ihm unfehlbar, daß Lottchen sich von nun an den Doktor beständig im bunten Jäckchen und in der Narrenkappe vorstellen und einen solchen Galan nimmermehr heirathen werde.

Siebentes Kapitel.

Das Gespenst.

Nach Tische lud Herr Rammel, um dem Doktor nicht nachzustehen, die Gesellschaft auf den folgenden Morgen feierlich zum Frühstück ein. Hierauf wurden die Nachtquartiere bezogen. Es mußten, da es an Raum gebrach, zwei und drei Personen, jedoch in gesonderten Betten, beisammen schlafen. Die dazu bestimmten Gemächer stießen an einander. Ins erste vorn an lagerte sich Herr Rammel mit dem Pfarrer seines Dorfes, der noch spät angekommen war, um den Markt, der zwei Tage dauerte, zu besuchen. Im nächsten Zimmer mußten sich der Doktor und der Finkenritter, ungeachtet sie über Tische uneins geworden waren, mit einander vertragen. Das dritte Gemach nahm Gerhard mit den Seinigen ein. Der Hofrath erbat sich vom Wirth ein abgelegenes Hinterstübchen, unter dem Vorwande, daß er einen sehr leisen Schlaf habe und durch das Straßengetümmel in seiner Ruhe gestört werde.

Aber der eigentliche Zweck dieser Absonderung war ein Spuk, den er dem abergläubischen Rammel spielen wollte. Er hatte dazu ein großes, blendend weißes Tuch mitgebracht, und sich schon zu Hause geübt, es zu einer schreckbaren Mummerei zu gebrauchen. Wenn er sich darein hüllte und es mit seinen langen ausgestreckten Armen über den Kopf hob, erschien er als ein gewaltiger Riese; ließ er

aber die Arme sinken, duckte sich nieder und wandelte mit gebogenen Knien, so ward er ein dicker Zwerg, der einen Schweif von sechs Ellen hinter sich her schleppte.

Nach Mitternacht, da sich kein Laut im Gasthofe mehr regte, schlich er als Gespenst aus seiner Klause hervor, ging auf den Zehen zu Rammels Schlafstube, legte das Ohr an die Thür, und hörte mit Vergnügen, daß zwei Nasen um die Wette musicirten. Behutsam öffnete er nun die Thür mit einem Nachschlüssel, und trat in die mondhelle Stube. Seine Falkenaugen suchten sogleich Rammels hirschlederne Beinkleider. Sie lagen groß und breit auf zwei Stühlen. Schnapp! hatte er sie weg, und verbarg sie unter den Spukmantel. Dann trat er ans Bett ihres Herrn, rüttelte ihn aus dem Schlafe, machte sich bald zum Riesen, bald zum Zwerge, und heulte wie eine Rohrdommel: „Ich bin die abgeschiedene Seele deiner getreuen Anne Liese.“

Herr Rammel fuhr wie ein wilder Eber, den bellende Rüden in seinem Lager überfallen, aus den Federn empor, sah den Mummel zu seinen Häupten, sprang mit dem Stoßseufzer: „Alle gute Geister loben Gott, den Herrn!“ aus dem Bette, und riß und stieß, von dem Gespenste verfolgt, die Thür der Nebenstube auf, um zu seinen Nachbarn zu flüchten. Sie erwachten und glaubten, es brächen Räuber ein. Entschlossen feuerte der Finkenritter eine blind geladene Pistole ab. Das Gespenst machte sich aus dem Staube, während Rammel, durch den Schuß von neuem erschreckt, Gerhards verschlossenes Gemach wie ein Mauerbrecher erstürmte. Schloß und Riegel wichen seinem gewaltsamen Anprall; er fiel mit der Thür ins Zimmer, warf eine hohe, die Ruhestelle des Ehepaares umgebende spanische Wand um, raffte sich schnell wieder auf, stürzte

sich in blinder Angst auf Lottchens Bett, und wollte sich unter die Decke verkriechen. Schreiend kämpfte das keusche Mädchen dagegen. Der Vater kam ihr eilig zu Hülfe. Er kannte bis jetzt den eingebrochenen Gast noch nicht; als er ihn aber ergriff, um ihn von der unschicklichen Freistätte wegzureißen, da verrieth ihm die seltene Wohlbeleibheit, die er in die Hände bekam, daß er niemand anders als den Nachbar Rammel gefaßt habe. Er schob ihn vor allen Dingen ein wenig unsanft aus dem Zimmer, warf sich in seinen Schlafrock, und eilte zur Untersuchung der wunderbaren Geschichte.

Indessen hatte der Schuß das ganze menschenvolle Haus in Bewegung gebracht. Männer, Weiber und Kinder, meistens im blanken Hemde, drängten sich herbei. Hofrath Spitzkopf war nicht der letzte. Er kam, mit der Miene der ängstlichsten Neugier, in einem seidenen Kaftan gelaufen und überschrie Alle mit der Frage, was für ein Unglück geschehen sey.

Der Pfarrer, der seinen braunen Regenmantel geschwind umgeworfen und die Perücke etwas schief aufgesetzt hatte, vertrat der andringenden Menschenherde die Thür und sagte: „Gehen Sie unbesorgt, meine werthesten Anwesenden zu Ihren Ruheplätzen zurück! Es ist durch einen Zufall, den wir uns selbst noch nicht erklären können, ein bloß mit Pulver geladenes Gewehr losgegangen, hat aber, dem Himmel sey Dank! niemanden ein Haar gesengt. Wir alle, die hier freundnachbarlich schlafen, sind frisch und gesund.“

Das Volk entfernte sich schweigend. Selbst der Gastwirth, so verdrießlich ihm auch der nächtliche Tumult war, unterstand sich keiner weitern Nachforschung, um seine vornehmen Gäste nicht zu beleidigen. Aber diese versammel-

ten sich jetzt, bei verschlossenen Thüren, vor Rammels Bette und verhörten ihn scharf. Er wußte nichts anders zu sagen, als daß ihm ein Geist erschienen sey und sich für die abgeschiedene Seele eines vor kurzer Zeit auf seinem Gute verstorbenen Dienstmädchen ausgegeben habe. „War die Selige jung und hübsch?“ fragte der Finkenritter. „Sie war beides!“ sagte der ehrliche Rammel, und zog sich damit die Neckerei zu, daß ihn der Ritter und der Doctor eines Liebeshandels mit der verblichenen Dirne beschuldigten. Doch der Hofrath mengte sich nicht in das muthwillige Geschwätz, sondern sagte mit Eifer: man müsse trachten, den frechen Mummelmann auszuspüren, damit er der gerechten Bestrafung nicht entgehe.

Jetzt kam ein niederschlagendes Pulver an, das der Doctor aus der Apotheke verschrieben hatte. Herr Rammel nahm es ein, und seine Freunde verließen ihn mit der Ermahnung, das Frühstück nicht zu verschlafen.

Achtes Kapitel.

Die Braut von Corinth.

Der Ueberrest der Nacht verging ruhig Doch Herr Rammel konnte nicht schlafen. Er fuhr, wenn nur ein Mäuschen knapperte, vor Schrecken hoch auf, und fürchtete zitternd, sein getreues Mägdlein werde nochmals aus dem Grabe wiederkehren. Der Geisterbanner, der Morgen, war ihm daher höchst willkommen. Er stand, seiner gastfreundschaftlichen Obliegenheit sich erinnernd, hurtig auf und suchte seine Beinkleider. Da er sie nirgends fand, gerieth er auf den seltsamen Gedanken, daß sie wohl sein Schlafgesell, der Pfarrer, versteckt haben möchte. Er weckte ihn, und bat mit lustigen Worten um Auslieferung seines unentbehrlichen Eigenthums. Aber der ernsthafte Geistliche nahm es fast übel, daß ihm sein Kirchenpatron einen solchen weltlichen Scherz zutraute. Er fragte, da Jener nicht von der Stelle gehen konnte, in den Nebenzimmern und bei dem Hofrathe nach der verschwundenen Nothwendigkeit; doch natürlicher Weise kam er mit leeren Händen zurück. Rammel wollte aus der Haut fahren. Er hatte, was der Dieb recht gut wußte, keinen Nothnagel bei sich; und längstens in drei Stunden mußte das Frühstück auf dem Tische stehen, und er, als Wirth, dabei flink auf dem Platze seyn. Das war doch in der That eine verzweifelte Lage!

„O du ungläubiger Thomas! du unseliger Freigeist!“ schrie er seinem herbei gerufenen Reitknecht entgegen. „Sieh,

mein Glaube hat sich bewährt! Die alte Spinnerin hat mir Jammer gesponnen!“ Er erzählte hierauf das Unglück der Nacht und des Morgens.

Thomas, ein Feind von unnützen Worten, stieß einen kurzen Fluch aus, schoß wie ein Pfeil die Treppe hinab und setzte mit möglichster Geschwindigkeit den Gasthof in Belagerungsstand. Er verschloß eigenmächtig Pforten und Thüren, stellte einige derbe Kutscher, mit welchen er Abends zuvor Brüderschaft getrunken hatte, als Schildwachen dabei an, ging dann zum Löwenwirth und sagte ihm: es sey ein wichtiger Diebstahl geschehen, der eine gerichtliche Haussuchung schleunig eefordere.

Der Wirth hätte sich lieber gleich mit dem Bratspieße durchbohrt, als daß er im Laufe weniger Stunden die Ehre seines Hauses doppelt verletzt sehen mußte. Um die ärgerliche Geschichte nicht öffentlich kund werden zu lassen, erbot er sich, das gestohlene Gut zu bezahlen. Aber Thomas entgegnete: das helfe nichts, weil sein Herr in kurzer Frist bekleidet erscheinen müsse, und seine Blöße weder mit harten Thalern noch Staatspapieren bedecken könne. Hierauf lief er selbst zum regierenden Bürgermeister und machte die Sache anhängig.

Die Krämer, die sich im Rachen des goldenen Löwen befanden, wollten rasend werden, daß sie nicht hinaus konnten, um ihre Buden zu öffnen. Sie rotteten sich zusammen und griffen die Schildwachen thätlich an. Diese wehrten sich mit Stallbesen und Peitschen und behaupteten ihre Posten. Ein vorwitziger Leinweber bekam die kräftigsten Hiebe. Erbost sprang er durch ein Fenster auf die Gasse, wiegelte eine Schaar gemeines Volk auf und unternahm einen Sturm auf das Hauptthor. Aber ein Dutzbruder des Reitknechts goß den Stürmern von oben herab

einen Eimer voll Wasser auf die Köpfe und schlug sie damit in die Flucht. Schimpfend fielen jetzt des Leinwebers Bundesgenossen mit Fäusten und Stöcken über ihn selbst her, weil er sie in ein so schlimmes Bad geführt hatte. Andere Leute kamen dem überwältigten Manne zu Hülfe. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Kämpfer. Einer schlug auf den andern, ohne daß er wußte, warum. Das Getümmel wälzte sich die Straße hinab und hinauf; alle Marktbuden, die im Wege standen, wurden umgestürzt; ein allgemeiner Stadtkrieg war im Ausbruch. Doch zum Glück erschienen die Gerichtspersonen, die Thomas zur Haussuchung herbeigerufen hatte, mit rühmlicher Eilfertigkeit auf dem Kampfplatze und geboten Frieden. Die Streiter gingen, theils lachend, theils fluchend auseinander.

Nun schritt man zur Haussuchung. Aber die heilige Justiz kehrte, nach ihrer alten Gewohnheit, nur gegen die Armen das Rauche heraus, und war glatt und geschmeidig gegen die Reichen. Jene mußten alle ihre Bündelchen und Koberchen bis auf den Grund durchwühlen lassen; doch des Hofraths großer Koffer, wo der Hund begraben lag, blieb unberührt. Folglich ward Herr Rammel aus seinem Nothstande nicht gerettet, und mußte noch die mit Sünden verdienten Gerichtskosten bezahlen.

Der christliche Löwenwirth, der gern den Nackten kleiden wollte, ging zu den drei dicksten Männern der Stadt und ersuchte sie um Darleihung dessen, was Jenem gebrach. Willfährig reichten sie ihm die Zierden ihres Kleiderschranks, mit welchen sie zum Theil am Traualtar geprunkt hatten; allein Herr Rammel konnte von diesen Prachthüllen keinen Gebrauch machen; er zersprengte sie sämmtlich bei der Anprobe. Nun rief man einen Schneider herbei, der von der ganzen Stadt, wegen seiner Geschwindigkeit im Arbei-

ten, der Hexenmeister genannt ward. Er sollte das entwendete Kleidungsstück durch ein neues ersetzen und innerhalb einer Stunde damit fertig seyn. Als sich ihm aber der nothhafte Mann zur Ausmessung vorstellte, gestand der Zauberer offenherzig, daß er bis zum späten Abend Zeit brauche, um ein Werk von solchem Umfange zu liefern. Doch erbot er sich scherzhaft, eine halbe Webe Leinwand, in gehöriger Form, aber mit fliegender Nadel, zusammenzunähen und in einer Stunde damit aufzuwarten. Dieser Vorschlag ward, in Ermangelung eines bessern, angenommen, und bald kam noch andere Hülfe. Der regierende Bürgermeister, dem die Natur ein mitleidiges Herz und die standesmäßige Dicke und Breite gegeben hatte, übersandte seinen kostbaren seidenen Bräutigams-Schlafrock, der von so wohlthätiger Weite war, daß sich sogar Herr Rammel doppelt darein wickeln und seine Blöße recht anständig bedecken konnte.

So häuslich bekleidet und ritterlich dazu gestiefelt und gespornt, gab er seinen Freunden ein herrliches Frühstück. Wer aber nur jemals den ängstlichen Traum hatte, daß er sich im Schlafrock, oder mit der Nachtmütze in einer großen, festlich geschmückten Gesellschaft befinde, der wird ungefähr beurtheilen können, wie dem Ehrenmann zu Muthe war. Er wußte sich vor Verlegenheit nicht zu fassen, und das Gespött seiner Nebenbuhler trieb ihn noch mehr in die Enge. Lottchen war in dieser peinlichen Stunde für ihn verloren. Er wagte nicht, sich ihr zu nähern oder ein Wörtchen an sie zu richten. Auch ihm wichen ihre Augen, die ein innerliches Lachen nicht ganz verläugnen konnten, sorgfältig aus, ungeachtet der entlehnte Schlafrock, der einen großen, bunten Blumengarten darstellte, schon an und für sich verdient hätte, mit Wohlgefallen betrachtet zu werden.

Spitzkopf sang in seinem Herzen ein Triumphlied, daß er den feindlichen Goliath mit der Schleuder der Lächerlichkeit zu Boden geschlagen hatte. Nun gab er ihm noch den Genickfang, indem er ihn mit der verstorbenen Anne Liese hämisch aufzog, und ihm auf dem Kopf zusagte, daß er dieses Mädchen zärtlich geliebt habe. „Die gute Anne Lise," sprach er, „ist eine zweite Braut von Corinth. Sie entstieg dem Grabe, um mit ihrem Geliebten die Brautnacht zu feiern." — Lottchen, die das Gedicht von Göthe, worauf er anspielte, auswendig wußte, wandte das Gesicht mit einem verächtlichen Blicke, der dem schuldlosen Rammel alle Hoffnung auf ihre Hand entscheidend absprach.

Neuntes Kapitel.

Die Ausforderung.

Gerhard erwiederte die genossenen Bewirthungen durch ein auf seine Kosten veranstaltetes Mittagsmahl. Die ganze Gesellschaft, die wir schon mit einander speisen und frühstücken sahen, war dabei zugegen. Auch des Bürgermeisters Schlafrock mußte mit zur Tafel gezogen werden, weil der reitende Bote, den Herr Rammel auf sein Gut abgefertigt hatte, um einen Stellvertreter des erlittenen Verlustes zu holen, erst gegen Abend wieder eintreffen konnte.

Jetzt, da Spitzkopf nicht Tafelquartiermeister war, hatte der Finkenritter das unbestrittene Glück, an Lottchens grüner Seite zu sitzen. Jener sah ihn sogar aus gewissen Ursachen recht gern auf diesem Platze. Er setzte sich gegenüber, und freundschaftlicher als jemals unterhielt er sich mit dem Ritter, der in der Nähe des geliebten Mädchens aller Sorgen und Manichäer vergaß.

Aber diese goldene Zeit dauerte nur bis zur Ankunft des Bratens. Hinter dem Truchseß desselben schlüpfte ein garstiger und besonders dem Finkenritter höchst widriger Mann ins Zimmer. Arglistig lächelte sein Judasgesicht aus einer brandgelben, verworrenen Stutzperücke heraus, und ein fingerlanger Ziegenbart spitzte den Keil seines spitzen Kinnes noch schärfer zu. Diese Figur war der Jude Ezechiel, von welchem schon im vierten Kapitel vorläu-

fige Meldung geschah. Er kam mit einem demüthigen Katzenbuckel auf den Zehen getrippelt, drehte sich mit bebenden Verbeugungen rechts und links, wand sich so, wie eine Schlange, bis zum Stuhle des Herrn von Finkenbusch, blieb da stehen, zog ein Papier aus dem Busen und hielt es entfaltet in der Hand. Der Edelmann ward roth, sobald er den Israeliten über die Thürschwelle schreiten sah; er stellte sich aber, als wenn er ihn nicht bemerke, und setzte mit anscheinender Gemüthsruhe sein Gespräch mit Lottchen fort. Ezechiel stand fünf Minuten, ohne einen Laut von sich zu geben. Er machte nur Bückling auf Bückling, und rückte zugleich mit dem Papiere immer weiter vor, bis er dem Finkenritter so nahe vor den Augen war, daß er schlechterdings davon Kenntniß nehmen mußte. Er wandte sich rasch und fragte: „Was gibt's?"

„Ein Wechselchen, ein verfallenes, gnädiger Herr!" sagte der Jude.

„Verdammter Mauschel!" rief der Ritter. „Ist hier der Ort zu solchen Geschäften? Das Geld liegt längst auf meinem Gute bereit. Warum kamst du nicht?"

„Halten Sie mir's zu Gnaden!" versetzte der Jude. „Ich hab' Sie gesucht wie eine Stecknadel — —"

„Das ist eine unverschämte Lüge!" fiel Herr von Finkenbusch ein, und schalt und prahlte in einem Athem fort, daß Ezechiel nicht wieder zum Wort kommen konnte.

Lottchen sah während dieses Auftritts vor sich nieder und kritzelte mit der Gabel auf den Rand des zinnernen Tellers den Namen Ewald, wie noch heutiges Tages im Gasthofe zum goldenen Löwen zu sehen ist.

Je mehr der Ritter auf den Juden loswetterte, je mehr nickte der Hofrath ihm Beifall zu.

Herr von Finkenbusch zog nach und nach gelindere Sai-

ten auf und sagte: „Höre Zechel, du bist sonst ein Mensch, der Lebensart versteht; darum kann ich mir nicht vorstellen, daß du mir aus eigener Bewegung den Streich spieltest, mich hier in der Mitte schätzbarer Freunde mit einer Mahnung zu überfallen. Gesteh, wer reizte dich dazu an? Ich schenke dir einen Louisd'or, wenn du mir stehenden Fußes den Nichtswürdigen nennst!" —

Er warf den ausgesetzten Preis auf den Tisch. Und wie ein Vogel, dem man Futter vorstreuet, mit den Fittichen flattert, so bewegte der Jude freudig die Arme. Seine Augen wurden größer und feuriger, die Lippen zitterten, als wollten sie sprechen, und mit lüsterner Verlegenheit sah er bald das Goldstück, bald den Hofrath an.

„Ich weiß, was ich wissen wollte!" sprach Herr von Finkenbusch mit einem wilden Blick über den Tisch hinüber. Spitzkopf entfärbte sich. Ezechiel griff nach dem Golde. „Halt!" sagte der Ritter: „das Geld ist nicht verdient. Du hast mir den Aufhetzer nicht genannt; nur deine Augen verriethen ihn. Geh' zum Teufel!"

Der Jude wollte sich mausig machen; aber der Finkenritter sprang auf, ergriff einen Stock und prügelte ihn zur Thür hinaus.

Von diesem Geschäfte zurückgekommen, sprach er mit kaltem Ernst: „Herr Hofrath, ich erwarte Sie morgen früh um sechs Uhr auf der Gränze unserer Güter mit Pistolen!" —

„Bewahre mich der Himmel! wie käm' ich zu dieser Fehde?" rief Spitzkopf, starr und bleich.

„Ihr Gewissen antworte!" versetzte Herr von Finkenbusch. „Ich will nicht Worte, sondern Kugeln mit Ihnen wechseln!" —

Aengstlich sah der Hofrath an der Reihe der Tischgenos-

sen auf und nieder. Er hoffte, es würde sich einer zum Schiedsmann und Friedensstifter aufwerfen. Doch alle schwiegen, wie verschworen. „Nun, so muß ich mir selbst helfen!“ sprach er für sich. „Besitz' ich doch das Mittel, womit man Alles ausrichten kann. Der Junker ist arm, er läßt sich mit zehn oder zwanzig Dukaten beschwichtigen, und Lottchens Mitgift ersetzt mir den Verlust tausendfältig.“ —

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Des Tischgesprächs zerrissener Faden war kaum wieder angeknüpft, als die Thür plötzlich aufging und ein junger Offizier, mit dem Ehrenzeichen der Tapferkeit auf der Brust, hereintrat.

„Ewald!“ — schrie Lottchen mit freudigem Entsetzen auf; die Freier starrten ihn mit versteinerten Gesichtern an; Gerhard rief: „Willkommen!“ seine Gattin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und die Liebenden stürzten einander in die Arme. Dieß Alles war das Werk eines Augenblicks, aber für die Freier ein erschütterndes Schauspiel, das sie mit langen Nachwehen bedrohte.

Ewald kam als Kourier aus dem Feldlager. Er sollte der Hauptstadt die Botschaft bringen, daß ein Waffenstillstand geschlossen und der Friede gewiß sey. Sein Weg ging am goldenen Löwen vorüber. Hier auf frische Pferde wartend, erfuhr er Gerhards und der Seinigen Anwesenheit. Was war natürlicher, als daß er zu ihnen eilte?

Gerhard entdeckte ihm das ausgesprengte Gerücht von seinem Tode. Er versicherte, daß er nicht die unbedeutendste Wunde aufzuweisen habe. „Aber das Offizierspatent und den Verdienstorden erhielten Sie doch gewiß nach einem heißen Tage,“ versetzte Gerhard. „Das Glück that mehr als ich,“ sagte der bescheidene Jüngling, und rühmte sich seiner Thaten mit keinem Worte.

Spitzkopf wollte bersten, da er sich, nachdem er drei Gegner glücklich zu Boden gestreckt hatte, nun selbst aus dem Sattel gehoben sah. Mit stiller Wuth schlich er aus dem Zimmer, ließ eiligst anspannen, und fuhr, ohne daß ihn jemand vermißte, mit seinem Kammerdiener davon.

Kaum waren sie aus dem Thore, so bat Fuchsbalg, ihm des folgenden Tages die Summe von hundert Thalern auszuzahlen, die ihm der Hofrath für seine Mitwirkung bei den Freiersränken versprochen hatte.

„Wie kannst du daran noch denken?“ sagte Spitzkopf. „Mein Versprechen geschah unter der Bedingung, wenn ich Lottchens Gemahl würde, und mit dieser Hoffnung ist auch dein Lohn in den Brunnen gefallen.“

„Herr, das sind faule Fische!“ fuhr der Kammerdiener hitzig auf.

Spitzkopf, der eben in einer wahren Bärenlaune war, bestrafte diese Grobheit mit einer Ohrfeige. Ergrimmt gab ihm der Empörer zwei dafür, sprang aus dem Wagen, und lief, von Rachgier gespornt, in den goldenen Löwen zurück. Die Gesellschaft war noch beisammen. Keuchend trat er in ihre Mitte und beichtete haarklein alle sie betreffende Pfiffe und Kniffe seines Herrn. Man erstaunte und fragte ihn, ob er diese Aussage vor Gericht eidlich bestätigen wolle. Er erklärte sich dazu bereit, und ward vor der Hand entlassen.

Indessen hatte das Posthorn den glücklichen Ewald mehrmals zur Abreise gemahnt. Er riß sich endlich los. Sobald er fort war, machte ihn Gerhard den dreien, nun in Ruhestand versetzten Liebhabern als seinen künftigen Eidam bekannt. Sie stutzten und erblaßten; der schuldige Glückwunsch erstarb ihnen auf der Zunge, und einer nach dem andern empfahl sich mit gezwungener Höflichkeit.

Doppelt wurmte sie jetzt der Hohn und die Schmach, die sie wegen ihrer verunglückten Freierschaft ausgestanden hatten. Sie beschlossen, den Quälgeist vor Gericht zu fordern. Zuvor aber dachte ihm der Finkenritter noch eine andere Züchtigung zu. Er schickte, da er ihn der Ehre des Zweikampfes nicht mehr würdig achtete, ein Paar handfeste Pferdeknechte mit Hetzpeitschen auf den bestimmten Platz, und befahl ihnen, die Sache auszumachen. Wer sich aber nicht einstellte, war der Hofrath. Er fand für gut, sich dem Duell und allen schlimmen Folgen, die er von der ihm ahnenden Verrätherei seines en laufenen Kämmerlings besorgte, durch schleunige Flucht über die Landesgränze zu entziehen, und kam nicht wieder. Sein Gut, das er durch einen Bevollmächtigten ausbieten ließ, kaufte Gerhard für das junge Paar, und in denselben Gemächern, wo eine Zeit lang Schelsucht und Arglist einheimisch waren, wohnen jetzt Liebe und Redlichkeit.

II.

Der Fliegenprozeß.

Aus einer alten Chronik.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1625 schmauchte der Gewürzkrämer und regierende Burgemeister des Städtleins Ziegenberg, Herr Tobias Nußknacker, ein Pfeiflein Tabak zum Fenster hinaus und ergötzte sich an den ehrfurchtsvollen Bücklingen seiner vorübergehenden Unterthanen. „Es ist doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu seyn!“ sprach er für sich. „Ich bin in jeder Betrachtung, sowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trotz sey dem geboten, der mir Achtung und Gehorsam verweigert!“

Dieser Trumpf galt einem jungen Maler, der gegenüber wohnte und bei dem Pfefferkönig Tobias im schwarzen Register stand, weil er oft und auf mancherlei Art an den Tag gelegt hatte, daß er sich aus ihm so viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er stieß mit heftigem Geräusch seine Fenster auf, zog vor dem erhabenen Nachbar, der ihn ernsthaft anstarrte, sein Käpplein nicht ab, sondern begann mit einem hochgeschwungenen Tuche ein Treibejagen der unzähligen Fliegen, die sich bei ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer bekannten punktirten Manier malen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader Richtung über das schmale Gäßlein hinüber, flogen dem Burgemeister ins Angesicht, und, als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgesagter Feind ihres Geschlechts, fluchte, stampfte mit den Füßen und ballte dem Maler eine Faust; aber mit über einander geschlagenen Armen stand der Unheilsstifter ruhig am Fenster und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majestätsverbrechen, das der stolze Häuptling von Ziegenberg nicht ungeahndet lassen konnte. Er schickte nach dem Rathsfrohn, der mit einem armsdicken Stocke, dem Zeichen seiner Würde, sogleich erschien. „Hört!“ sprach Herr Tobias, „geht stracks zu dem Farbenklecker Dietrich hinüber und sagt ihm in meinem Namen: er könne Gurken malen so viel er wolle, nur mög' er sich bei seiner Obrigkeit keine Gurke zu viel herausnehmen. Er solle sich insonderheit, bei Vermeidung harter Pön, der Fliegenjagden enthalten, immaßen das Geschmeiß zu mir herüber komme und meine Gemächer anfülle. Ich, der regierende Burgemeister, leide das nicht; das sagt dem Burschen mit Nachdruck! Und sollt' er sich mit schnöden Worten oder gar thätlich an Euch vergehen, so nehmt ihn beim Fittich und führt ihn in die Frohnfeste!“

Der Rathsdiener entledigte sich des Auftrags mit möglichster Grobheit. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sich Dietrich an ihm vergriffen und sich dadurch in die Büttelei befördert hätte. Allein er antwortete kaltblütig: „Wie kann mir der Herr Burgemeister verbieten, ein lästiges Ungeziefer aus meinem Zimmer zu jagen? Ich werde das thun, so oft mir's gefällt, und es kümmert mich nicht, ob die Fliegen, die ich austreibe, in der Kabuse eines Bettlers oder im Palaste des Kaisers eine Freistätte suchen.“

„Warte, Bube!“ rief Herr Tobias, als der Frohn mit dieser Meldung zurück kam. „Das freche Wort von kaiserlicher Majestät soll dir gelegentlich theuer zu stehen kommen!“ Er setzte sofort ein Protokoll darüber auf. Der Büttel, der seinen Namen nicht schreiben konnte, zeichnete mit tölpischer Hand drei Kreuze darunter.

Es war im Städtchen kein Geheimniß, woher des Burgemeisters Haß gegen den Künstler entsprang. Jener erzog in seinem Hause ein armes, aber sehr reizendes Mühmchen, das dem Maler ins Auge stach, als er, mit einer ledernen Mappe auf dem Rücken, das Land durchstrich, um schöne Gegenden aufzusuchen. Da er nun an Kunigunden eine vorzügliche betrachtenswerthe Naturschönheit fand, so ließ er sich auf unbestimmte Zeit in Ziegenberg nieder und miethete eine Wohnung, wo er die liebliche Aussicht auf Gundchens Nähtisch und Schlafkämmerlein hatte.

Anfangs ging alles recht glücklich. Er machte dem Burgemeister seine Aufwartung, strich geschickt den Fuchsschwanz, und schmeichelte sogar mit seinem Pinsel, indem er den Herrn Tobias, sammt seiner ungeheuren Knotenperücke, so stattlich malte, daß der einfältige Gewürzkrämer wie ein kluger Staatsminister aussah. Das Bildniß war unter Brüdern fünfzig Thaler werth; doch Dietrich nahm keinen Pfennig dafür. Dieses Opfer ließ sich der geizige Vater der Stadt in Gnaden gefallen; allein er merkte bald, daß Kunigunde mit Küssen bezahlte. Darüber ward er bärbeißig, und verbot auf der Stelle seinem Cabinets-Maler das Haus. „Und auch Dir,“ sprach er zu Kunigunden, „setz' ich nächstens den Stuhl vor die Thüre, wenn Du Dich ferner so wegwirfst! Wie kann sich ein solcher Mensch unterfangen, die Muhme eines regierenden Burgemeisters zu liebkosen? Maler, Poeten und Musikanten sind ein un-

nützes Gesindel. Ich wollte Dich lieber mit dem Gemeindehirten, als mit einem Laffen von jenem Gelichter verheirathet sehen."

Kunigunde dachte nicht so philistermäßig von den schönen Künsten, und liebte den Maler so innig, daß der Oheim mit allen seinen Abmahnungen nichts dagegen vermochte. Es wurden Blicke und Briefchen gewechselt, heimliche Zusammenkünfte verabredet und gehalten; kurz, die Sache ging ihren natürlichen Gang. Der Oheim lauerte, polterte, sperrte das Mädchen ein, und wollte den Liebhaber, als einen gefährlichen Fremdling, aus der Stadt verweisen; aber Dietrich verschaffte sich von höherer Hand einen Schutzbrief, und schlug, darauf gestützt, bei jeder Gelegenheit dem aufgeblasenen Burgemeister ein Schnippchen.

Diese Feindseligkeiten und Neckereien waren das Vorspiel des Fliegenstreites.

Herr Tobias rief, als er den Schergen wieder entlassen hatte, seine Hausleute zusammen, bewaffnete sie mit Fliegenklappen, und lieferte den bei ihm eingedrungenen Feinden ein Treffen. Sie litten eine völlige Niederlage; man sah und hörte keine Fliege mehr. Des Burgemeisters aufgeregte Galle beruhigte sich. Er wirbelte mit eigener Hand alle Fenster zu, und verbot die Oeffnung derselben, um vor neuen feindlichen Einfällen sicher zu seyn.

Es war aber dennoch, ungeachtet man seine Anordnung nicht übertreten hatte, am nächsten Morgen ein zehnfach stärkeres Heer eingerückt und durchschwärmte summend und brummend das Haus. Tobias wollte aus der Haut fahren; seine Dienerschaft fand das Ding unbegreiflich; besonders Kunigunde drückte sehr wortreich ihre Verwunderung aus. Nach langem Geschwätz und vergeblicher Mühe, den unerklärlichen Vorfall zu enträthseln, zog man mit

vereinter Macht gegen das geflügelte Volk zu Felde, und nach einer thätigen Viertelstunde war es gänzlich vernichtet.

Jetzt ließ Herr Tobias ein paar hundert Ellen Bindfaden bringen, schnürte und fessellte damit alle Fensterflügel zusammen, und drückte überall sein Siegel darauf. Der Ladendiener und die Köchin bewunderten diese Gränzenbefestigung als ein Meisterwerk. Gundchen aber lachte hinter dem Rücken des geschäftigen Ingenieurs. „Das soll mir wohl helfen!“ sprach er, als er das letzte Fenster petschirte. Er ward auch wirklich den ganzen Tag von keiner Fliege an der Wand weiter geärgert. Mit Gemüthsruhe legte er sich Abends zu Bette und schlief bis an den hellen Morgen. Da weckte ihn ein Kriebeln in der Nase. Er griff hastig dahin, erhaschte eine hinein spazierte Fliege, und entsetzte sich über einen zahllosen und erzfrechen Schwarm, der seine Kammer durchschwirrte.

„Ist denn der Teufel hier los?“ schrie er auf, sprang vom Lager, fuhr in seinen Schlafrock und stürmte seine Leute aus den Betten. Sie sahen ihr blaues Wunder an der Insectenschaar, die während der Nacht, wo doch die Fliegen gewöhnlich keine Reisen unternehmen, angekommen war, und durch Mauern und versiegelte Fenster ihren Einzug gehalten hatte.

Mit offenem Munde standen die Gaffer da; die Haut grieselte ihnen, und einstimmig betheuerten sie: das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Burgemeister commandirte zum Angriff: aber seine feigen Haustruppen, die sich mit Zaubergeschöpfen in keinen Kampf einlassen wollten, nahmen Reißaus. Nur Gundchen hielt treulich Stand und half dem Oheim die fliegende Rotte vertilgen. Doch gewann sie dadurch keinen Dank. Er beobachtete vielmehr,

als er mit ihr allein war, ein hartnäckiges Stillschweigen, und beschielte sie blos von der Seite mit finstern, mißtrauischen Blicken, die den nahen Ausbruch eines Sturmes verkündigten.

Bald nachher ließ er seine Collegen zu einer ausserordentlichen Berathschlagung auf's Rathhaus berufen. Sie eilten vom Backofen, von der Braupfanne und vom Wurstkessel hinweg, um den Vortrag ihres hochverehrten Oberhauptes zu vernehmen. Herr Tobias eröffnete ihnen seine Fliegennoth mit den kleinsten Umständen, erwähnte der häuslichen Vorsichtsmaßregeln, die er fruchtlos dagegen getroffen hatte, und zog aus dem allen den Schluß, daß Zauberei im Spiele sey.

„Das läßt sich gar nicht anders denken!“ riefen die ehrlichen Jaherren. „Aber wer sollte wohl in unserer guten Stadt einen Bund mit dem Teufel geschlossen haben?“ „Welche Frage!“ versetzte Tobias. „Ich dächte, das könntet Ihr nach dem allen, was ich Euch von dem fremden Maler erzählt habe, mit Händen greifen.“

„Ja, daß ist wahr!“ sagten sie, und bestraften sich einander selbst durch Kopfschütteln und flämische Gesichter, daß sie das nicht früher eingesehen hatten.

„Man sollte und könnte den Schwarzkünstler sogleich in Verhaft nehmen;“ fuhr Tobias fort: „um jedoch recht sicher zu gehen, wollen wir noch erst einen neuen Hexenstreich abwarten. Aber dann, meine Herren, fahren wir zu und treiben die Sache bis zum Scheiterhaufen.“

„Ja, bis zum Scheiterhaufen!“ wiederholten die Rathsherren, und schlugen mit ihren harten Fäusten grimmig auf den Tisch. Damit schloß sich die Sitzung.

Gundchen errieth es, daß die ungewöhnliche Rathsversammlung ihren Geliebten betreffe. Daher schlich sie, als

der Oheim wieder nach Hause kam, lauernd und lauschend um ihn herum. Sie wollte aus seinen Mienen und Geberden den Rathschluß herausbuchstabieren; aber der schlaue Mann bewachte sein Amtsgeheimniß mit unüberwindlicher Vorsicht. Der Tag — es war ein Sonnabend — verstrich übrigens so ruhig, als wäre dem Unwesen der Fliegen gänzlich gesteuert.

Auch den Sonntagsmorgen entheiligte kein Aergerniß. Herr Tobias verließ wohlgemuth die Federn, um sich zum Kirchgange zu schmücken. Er wickelte zierlich seine Strümpfe von blauer Seide über das Knie hinauf, befestigte sie unter demselben mit goldenen Gürteln, knöpfte sich in eine grüne, mit silbernen Blumen bestreute Weste, und zog darüber ein scharlachrothes Kleid von unmäßiger Weite und Breite. Zuletzt vertauschte er die Nachtmütze mit der großen, den halben Rücken bedeckenden Allongenperücke, die der Haarkünstler des Orts frisch aufgekräuselt hatte, und eben, als das Kirchengeläut anfing, mit Eilschritten überbrachte. Gundchen reichte dem Oheim nach alter Gewohnheit einen tüchtigen Blumenstrauß. Den nahm er in die linke Hand; in die rechte den Prachthut mit goldener Tresse: und so begab er sich, stolz und mit würdevoller Haltung des Körpers, auf den Weg zum Tempel.

Aber er hatte kaum, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer hervorgeht, die Gasse betreten, als ihn ein Rudel Fliegen, das zur Störung seiner Kirchenparade verschworen schien, von allen Seiten umkreis'te und sich auf seine Perrücke niederließ. Ihr Zuflug war nicht abzuwehren: denn der Wohlstand machte es dem regierenden Burgemeister von Ziegenberg zur Pflicht, sich kerzengerade, wie Don Juan's steinerner Gast, zum Gotteshause zu bewegen. Herr Tobias war auch gar nicht der Mann, der solche

löbliche Sitten verletzte. Er that zwar jetzt das Aeußerste, indem er einige Mal den Blumenstrauß, den er steif vor sich her trug, etwas höher, als schicklich war, emporhob, um Schrecken auf seiner Scheitel zu verbreiten; allein das fruchtete so wenig, als wenn man ungezogenen Kindern die Ruthe zeigt, die sie nimmer zu fühlen bekommen. Die Perücke ward also immer stärker bevölkert, und er trug die zahlreiche Colonie in die Kirche hinein.

Die Fliegen des Gotteshauses sahen den Einzug ihrer Schwestern, stellten sich vor, es müsse dort Zucker zu lecken seyn, und blitzschnell versammelten sie sich aus allen Winkeln auf der Haarhaube des Consuls. Sie, die sonst mit dem frisch gefallenen Schnee wetteiferte, schien jetzt, als er das Schiff der Kirche langsam durchschritten hatte und im Rathsstuhl ankam, mit Ruß gepudert; so dicht saßen darauf die schwarzgrauen Gäste beisammen. Der geräuschvolle ehrerbietige Aufstand der schon gegenwärtigen Magistratspersonen verscheuchte sie einen Augenbilck; aber mit zornigem Brummen nahmen sie sogleich ihren Platz wieder ein. Die Vornehmen des Raths, besonders ihre alten Gemahlinnen, kreuzten und segneten sich. Einige der letztern bedeckten ihr faltiges Gesicht mit dem Fächer, um dahinter zu lachen. Als aber das Uebel immer ärger wurde, nahm ein entschlossener Rathsherr seiner Eva das Feigenblatt der Schadenfreude aus der Hand, stellte sich damit hinter den Regenten und wedelte aus allen Kräften, um die schwarze Legion zum Weichen zu bringen. Sie wich, durchschweifte einige Secunden lang die nächsten Kirchstühle, kam hastig zurück, und ward auf's neue in die Flucht geschlagen. So dauerte die Ebbe und Fluth des Fliegenmeeres unabläßig fort, bis der Pfarrer die Kanzel bestieg.

Mit Verwunderung sah er Aller Augen, die sonst nach

ihm gerichtet waren, auf des hochweisen Raths Betstübchen geheftet. Er wandte die seinigen auch dahin, erblickte das wunderbare Gewimmel auf dem Haupte des Burgemeisters, und gerieth darüber in eine solche Zerstreuung, daß er fünf Minuten hustete, stammelte, und dann den Vorhof der Predigt eilig schloß, um sich während des Kanzelliedes zu fassen.

Da Ziegenberg meistens von Ackerbürgern bewohnt wurde und die Erndte nahe war, so hatte der Herr Pastor ein paar Verse gewählt, die sich auf den Feldbau bezogen. Es kamen darin die Worte vor:

„Heuschrecken und andres Geziefer
Sind Ruthen deines Zorns.“

Diese Stelle war Wasser auf die Mühle der Frau Accise-Inspectorin Krallfinger, die in der Kirche dem hochedlen Rathe gegenüber thronte, und den Burgemeister tödtlich haßte, weil er gegen ihren Eheherrn einen Rangstreit erhoben hatte. Sie krähte jene Worte so laut als möglich, um dem Feinde zu verstehen zu geben, daß seine Perückenplage eine göttliche Strafruthe sey. Indem sie aber in dieser christlichen Absicht das weite Thor ihres zahnlosen Mundes von Ohr zu Ohr aufriß, stürzten sich fünf oder sechs Fliegen hinein, die zu der großen, von dem Fächerschwinger eben hart gedrängten und versprengten Bande gehörten. Frau Krallfinger sprudelte, kotzte und stöhnte, als wollte sie ersticken. Zwei Gevatterinnen wackelten mitten durch die Kirche hindurch ihr zu Hülfe, klopften ihr den Rücken, schnürten sie auf, führten sie fort, und belferten scheltend in den Rathsstuhl hinein. Die ganze Gemeinde fuhr mit langen Hälsen von ihren Sitzen empor, Gesang und Orgel verstummten; ungehobeltes Volk lachte

laut; man glaubte, nicht in der Kirche, sondern in einer Gaukelbude zu seyn. „O Dietrich! Dietrich!“ ächzte Tobias, und Scham und Verzweiflung jagten ihn durch die gaffenden Reihen aus dem Tempel.

Er lief in den Hof seines Hauses, warf die Allongenperücke die noch immer mit Fliegen bedeckt war, in eine Wasserkufe, und rannte mit kahlem Kopfe und einem grimmigen Löwengesichte in seine Wohnstube. „Himmel! was ist Ihnen begegnet?“ schrie Gundchen und schlug die Hände hoch zusammen. Er antwortete nicht, streckte sich in den Sorgestuhl und versank in tiefes Nachdenken.

Eine Stunde darauf erschien, aus der Kirche kommend, der gesammte Magistrat, nebst seinem gelehrten Anhange, dem Stadtschreiber Fidibus. Es ward eine lange Conferenz bei verschlossenen Thüren gehalten. Nach Endigung derselben begab sich der Senat hinweg; aber den Schreiber zupfte Herr Tobias traulich am Aermel, führte ihn in den Kramladen, schob ihm in die rechte Tasche ein Pfund Tabak, und in die linke eine Flasche Branntwein: denn beide Genüsse waren des Herrn Fidibus Himmel auf Erden. Er trieb auch seine Dankbarkeit so weit, daß er seinem Wohlthäter die Hand küßte. „O, nicht doch, Männchen!“ sagte Tobias, als es mit dieser Weigerung zu spät war. „Aber ich bitte Dich,“ — setzte er mit Wangenstreicheln hinzu — „thu in der bewußten Sache Dein Bestes!“ — Herr Fidibus schlug betheuernd an seine Brust und schwänzte mit der angenehmen Bürde fröhlich nach Hause.

Nachmittags wollte Kunigunde, um dem mürrischen Oheim aus den Augen zu kommen, in die Kirche gehen und nachher eine Freundin besuchen; allein er belegte sie mit Hausarrest, unter dem scheinbaren Vorwande: es sey ihm nicht

wohl; er werde vielleicht ihrer Hülfe bedürfen. So erfuhr sie denn nicht, was ihrem Freunde bevorstand.

Herr Fidibus brachte nämlich eine Macht von dreißig bewaffneten Spießbürgern auf die Beine, rückte damit gegen Abend vor Dietrichs Wohnung, und nahm ihn nach einer lebhaften Gegenwehr, die dem vorwitzigen Heerführer selbst einen Zahn kostete, gefangen.

Gundchen war außer sich, als sie den Geliebten unter dem jauchzenden Zulauf der ganzen Stadt ins Gefängniß schleppen sah: Aber sie bot alle Geisteskraft auf, um ruhig zu scheinen: denn nur unter dieser Maske hielt sie es für möglich, die Hände zu seiner Unterstützung frei zu behalten.

Kaum war sie so mit sich einig, als der Oheim in ihr Kämmerchen trat und höhnisch fragte: ob sie ihres Seladons Verhaftung gesehen habe.

„Den Maler Dietrich sah ich arretiren;“ antwortete sie mit einem gleichgültigen Tone. „Was hat er denn verbrochen?“

„Er ist ein Zauberer!“ sagte der Oheim: „Er steht mit dem Fliegenfürsten Satan im Bunde; er hat mein Haus und meine Perücke behext; er hat den Kaiser gelästert. Du kannst ihm immer ein Todtenhemd nähen! Sein einziger und letzter Weg, den er noch auf Erden wandeln wird, geht zum Scheiterhaufen.“

„Gott sey seiner Seele gnädig!“ seufzte Kunigunde. „Hat er sich wirklich in die schwarze Kunst eingelassen, so hab' ich kein Mitleiden mit ihm.“

„Das ist vernünftig gesprochen!“ rief Herr Tobias, der nichts weniger als ein Seelenkenner war, und von der Liebe — die zum Gelde ausgenommen — keinen Begriff hatte.

Der Criminalprozeß begann des folgenden Tages mit grimmiger Strenge. Herr Fidibus hoffte, durch eifrige Betreibung desselben nicht nur Tabak in Hülle und Fülle zu gewinnen, sondern auch sogar, wenn Dietrich in Asche verwandelt sey, Kunigundens Hand zu erobern: denn daß er schon vor einiger Zeit einen Korb von ihr empfangen hatte, schrieb er einzig und allein auf des Malers Rechnung, und brannte deßhalb vor Begierde, den Nebenbuhler brennen zu sehen. Dietrich läugnete freilich Beelzebubs Bekanntschaft in allen Verhören und lachte über diese Anschuldigung laut; der Stadtschreiber verließ sich aber auf die ersprießliche Wirkung der Folter, und arbeitete mit rastloser Feder nach diesem menschenfreundlichen Ziele hin.

Der Brand des Scheiterhaufens ward wie ein Lustfeuerwerk von allen Ziegenbergern mit Ungeduld erwartet. Männiglich hielt den Inquisiten um so weniger für unschuldig, da jeden Abend eine riesenhohe, in weiße Tücher gehüllte Frauengestalt, aus den Ruinen eines Klosters herschreitend, ins Stockhaus ging, ohne dem Kerkermeister, nach dessen gerichtlicher Aussage, sichtbar zu werden. Es war Kunigunde, die unverrathen von dem bestochenen Manne, ihren Freund besuchte und ihm Speisen brachte, indem ihr Oheim ruhig am andern Ende der Stadt in einem Bier- und Tabaksklubb saß. Der hintere Theil seines Hauses gränzte mit den öden Klostermauern: das liebende Mädchen konnte daher, von keinem Menschen gesehen, hineinschlüpfen, sich darin vermummen und mit feierlichen Geisterschritten heraus gehen. Entlarvung hatte sie nicht zu befürchten. Zu einer solchen halsbrechenden That war in ganz Ziegenberg kein Heldenherz vorhanden. Wer das vermeinte Gespenst nur von fern sah, warf sich über Hals und Kopf in die Flucht. Unter diesen Umständen litt der

Gefangene keine Noth. Er besaß überdieß eine reichlich gefüllte, den Schnapphähnen der Gerechtigkeit entgangene Goldbörse, durch die er sich alle nur mögliche Freiheiten und Bequemlichkeiten verschaffte.

Nach fünf oder sechs Wochen lief von dem Schöppenstuhl zu N. N. ein hartes Urtheil ein, das dem Inquisiten die beiden ersten Grade der Folter zuerkannte. Es ward ihm vorgelesen, und man ermahnte ihn beweglich, sich ohne Martern zum Geständniß zu bequemen. Er aber sagte mit Gleichmuth: man möge den Scharfrichter nur kommen lassen; er wolle doch sehn, ob Meister Hämmerling oder die Wahrheit den Sieg davon tragen werde.

In Ziegenberg wohnte kein solcher Schreckensmann; es mußte einer sechs Meilen weit herberufen werden. Er kam mit Knechten, mit Daumenschrauben und andern furchtbaren Geburtszangen der Wahrheit, die er zum Theil, nach geheimer Vorschrift des Schöppenspruchs, in der Folterkammer nur drohend vorzeigen sollte, um Angst zu erwecken. Der Magistrat gab ihm eine Audienz. Die sechste Morgenstunde des folgenden Tages ward zur Folterung bestimmt. Herr Tobias ging mit den Hühnern zu Neste, um recht früh, ohne Verkürzung seiner gewöhnlichen Ruhezeit, auf dem Platze zu seyn.

Das erste Hahnengeschrei weckte ihn auf. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, und lernte noch im Bett eine Rede auswendig, die er in der Folterkammer halten wollte. Herr Fidibus hatte sie entworfen und aus schwülstigen Worten zusammengesetzt, die dem alten Grützkopf, der nur Zahlen zu merken gewohnt war, schwer eingingen.

Als er sich noch damit quälte, ward die Hausglocke heftig gezogen. Bald darauf klopfte die Köchin an seine Thür und meldete durchs Schlüsselloch: der Rathsfrohn

verlange den hochedeln Herrn Burgemeister unverzüglich zu sprechen. „Mir ahnt schon, was er bringt!“ sagte Tobias zu sich selbst, indem er den Schlafrock anzog. „Der Arrestant will gutwillig beichten, um gesunde Glieder zu behalten. — Recht gut! So bin ich der verdammten Rede überhoben. — Doch bei dem allem ist's Jammer und Schade, daß die heutige Solennität rückgängig wird; sie hätte im ganzen Lande ein für uns rühmliches Aufsehen gemacht. — Nun, desto gewisser bleibt uns der Scheiterhaufen!“ —

Er öffnete jetzt; der Scherge stürzte todtenbleich ihm zu Füßen und schrie wie ein Wahnsinniger: „Ich bin ein unglücklicher Mann! der ganze hochweise Rath ist unglücklich!“ —

„Ei, warum nicht gar!“ sagte Tobias. „Die Sache ist nicht so schlimm; ich bin schon darauf vorbereitet.“

„Gott sey Dank!“ sprach der Frohn, und stand getrost wieder auf. „Ich hatte eine schreckliche Nacht. Von elf bis zwölf Uhr wirthschaftete der Teufel in der Frohnfeste. Es heulte wie Eulen, es brüllte wie Löwen, es lief wie auf Hufeisen die Treppe auf und nieder. Wer da? schrie ich herzhaft in den Tumult hinaus. Da erhielt ich von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige, die sich gewaschen hatte. Ich wühlte mich zitternd und zagend in meine Betten. Das Getöse dauerte fort, und endigte sich erst, da es zwölf schlug, mit einem Gekrach, als stürzte das Haus ein.“

„Hu! mich schaudert!“ sagte Tobias. „Lauft zum Stadtschreiber und laßt den Spuk registriren, damit der Inquisit bei der peinlichen Frage darüber vernommen werden kann.“

„Der Inquisit? — vernommen?“ — fragte der Scherge kleinlaut. „Ich denke, der Herr Burgemeister wissen es schon, daß er verschwunden ist.“ —

„Kerl, Ihr seyd toll!“ brüllte Tobias, und packte ihn an der Brust.

„Ja, er ist fort!“ sagte der Frohn. „Das wird nun einmal nicht anders, wenn mich auch Ew. Hochedeln zerreißen und verschlingen. Ich ging diesen Morgen in sein dreifach verschlossenes Gefängniß, um ihn zur Tortur zu wecken; aber das Nest war leer, und auf der Bank lag dieser Zettel.“

Hastig griff der Burgemeister nach dem beschriebenen Blättchen und las:

„Lebt wohl, Herr Consul! Ich reise von hier.
Verzeiht, daß ich deß mich erkühne.
Ich bin ein Bischen klüger als Ihr;
Das ist der Teufel, dem ich diene!“

„Impertinent!“ brummte Tobias. Das Blut kochte in seinen Adern. „Margarethe!“ rief er zur Thür hinaus: „Sagt Kunigunden, sie soll mir die Schachtel mit niederschlagendem Pulver schicken.“ — Den Häscher fuhr er an: „Schert Euch zum Stadtschreiber!“ — Dann warf er sich auf einen Stuhl, las die Abschiedskarte nochmals durch und zerriß sie.

„Ach, daß sich Gott erbarme!“ heulte jetzt Margarethe herein. „Um Gotteswillen, Herr Burgemeister, erschrecken Sie nicht! Jungfer Kunigunde ist über alle Berge! Das Bett steht da, wie ich es gestern gemacht habe, und der Kleiderschrank ist offen und leer.“ —

Tobias starrte sie an: die Lippen wurden ihm blau; er fiel in Ohnmacht. Margarethe kreischte zum Fenster hinaus um Hülfe. Es fehlte nicht an Beistand; denn das ganze Städtchen war schon in Bewegung, um den Inquisiten zur Marterkammer führen zu sehen. Man schrie dem

Ohnmächtigen in die Ohren, besprengte ihn mit Wasser, kitzelte seine Nase mit Federn, und er schlug zur höchsten Freude aller Anwesenden die Augen wieder auf. Er winkte seinen Aerzten, sich zu entfernen. Sie gehorchten mit Seufzen; doch er behielt keinen Augenblick Ruhe. Herr Fidibus stürmte herein und geberdete sich wie ein Besessener über die Entweichung seiner Auserwählten. „Auch meine treffliche Rede,“ fuhr er kläglich fort, „geht in die Pilze! Ich wollte sie in der Landtrompete, dem beliebten Wochenblatte, abdrucken lassen, und wir hätten Ehre damit eingelegt: aber nun wird die Trompete unsre Schande verkündigen.“ —

„Wer kann helfen?“ seufzte der Burgemeister. „Was können wir thun?“

„Den Flüchtlingen reitende Boten nachsenden;“ versetzte der Stadtschreiber.

„Das müßten solche seyn, die in der Walpurgisnacht auf Ofengabeln reiten;“ spöttelte Jener. „Denn wer sonst könnte Gesindel einholen, das wahrscheinlich der Geier durch die Lüfte fortgeführt hat?“ —

Herr Fidibus behauptete rechtsgelehrt: es müßten wenigstens Haftbriefe erlassen werden. Diese bewilligte Tobias gegen den Maler, verbot aber klug genug, Kunigundens darin zu erwähnen, damit die Familie Nußknacker nicht öffentlich um Ehre und Reputation komme.

Die Haftbriefe fruchteten nichts. Man hörte sechs Monate lang von beiden Entflohenen kein Wort.

Endlich brachte die Post einen Brief an Herrn Tobias Nußknacker, regierenden Burgemeister zu Ziegenberg. Der Umschlag war mit den Ortsnamen: Basel, Mainz und mehrern andern bezeichnet, die dem Postmeister insgesammt böhmische Dörfer waren. Neugierig ließ er sich von dem

Pfarrer ein Post- und Zeitungs-Lexicon ausbitten, und versteinerte ganz, als sich beim Nachschlagen fand, daß Basel eine Stadt in der Schweiz und von Ziegenberg über hundert Meilen entlegen sey. Ein Brief aus einer solchen ungeheuren Ferne war ihm während seiner zwanzigjährigen Amtsführung nicht unter die Hände gekommen. Er vertraute ihn daher seinem Dienstmädchen, der gewöhnlichen Briefträgerin, nicht an, sondern bestellte ihn persönlich an die Behörde.

Herr Tobias machte große Augen und entfärbte sich, als er nach Erbrechung des Siegels Dietrichs Namen erblickte.

„Ich habe die Ehre," — schrieb Dietrich — „Ew. Wohledlen zu melden, daß ich mich mit Kunigunden, meiner mir angetrauten Gattin, in der Schweiz befinde. Wir leben überaus glücklich im Schooße der Freiheit und Natur. Einem Künstler steht die ganze Welt offen; aber ein Krämer Ihres Schlages kann sich, ohne zu verhungern, von seiner Häringstonne nicht trennen. Es ist das lustigste Abenteuer meines Lebens, daß ich von Ihnen für einen Hexenmeister gehalten und mit Folter und Scheiterhaufen bedroht ward. Sie würden sich Ihrer Einfalt schämen, wenn ich Ihnen meine natürlichen, fast kindischen Zaubereien erklärte; ich enthalte mich aber dessen, um einige Personen, die ich als Gehülfen brauchte, Ihrer Rache nicht bloßzustellen."

(Da diese Gefahr vorbei ist, so wollen wir die unbedeutenden Geheimnisse dem Leser entdecken. Des Burgemeisters Perücke hatte der bestochene Haarkräusler mit Jungfernhonig bestrichen und mit Zuckerstaub gepudert. Die Fliegen, die im verschlossenen und versiegelten Hause schwärmten, wurden von Gassenbuben eingefangen, und Kunigunde ließ sich durch die Ueberredungskunst der Liebe bewegen,

die damit gefüllten Flaschen heimlich in Empfang zu nehmen und im Hause zu öffnen. Der Gespensterlärm in der Frohnfeste war endlich weiter nichts als eine Erdichtung des Kerkermeisters, der den Gefangenen gegen ein Lösegeld von zehn Ducaten in Freiheit gesetzt hatte.)

„Ich bitte Sie übrigens“ — fuhr Dietrich in seinem Briefe fort — „wegen jener Possenstreiche nicht um Verzeihung. Sie reizten mich selbst dazu, indem Sie sich anmaßten, mir eine freie, unverbietliche Handlung verbieten zu wollen. Nehmen Sie eine Lehre von mir an! Es ist zwischen Himmel und Erde nichts abgeschmackter als Hoffart und Uebermuth, und das lächerlichste Wesen unter der Sonne ist ein kleiner, machtloser und dennoch aufgeblasener Herrscherling.“ —

Mit diesen goldenen Worten, die sich jeder übermüthige Mensch hinter's Ohr schreiben mag, endigte sich der Brief und unsere Geschichte.

III.

Der Pfeil.

Legende.

Ritter Olf, der eine Burg mit trefflichen Ländereien an dem Strande der Weser besaß, war von Jugend auf und immerdar ein finsterer, scheelsüchtiger Mensch. Es ärgerte ihn, daß er der Sonne nicht verbieten konnte, auf fremde Fluren zu scheinen. Er gönnte sich selbst weder einem Freunde noch einem Weibe. Ungesellig und unvermählt lebte er bis in sein fünfzigstes Jahr.

Das einzige, was er gern verschenkt hätte, waren die Gebrechen des Alters, die sich allmählig bei ihm einstellten. Jetzt wünschte er sich eine Hausfrau, die sein pflege und warte, und ihm zugleich eine schöne Mitgift zubringe. Er suchte nach einer reichen Braut weit umher; doch eben so weit, als er warb, war der Ruf seiner rauhen Gemüthsart erschollen, und in allen Ritterburgen, wo begüterte Jungfrauen wohnten, lehnte man seinen Antrag glimpflich ab. Er richtete nun sein Augenmerk auf ein armes, älternloses Fräulein, das bei Verwandten das Gnadenbrod aß. Adelgunde war erst siebzehn Jahre alt

und an Schönheit und Herzensgüte ein Stern ihres Geschlechts. Ihr ahnte, daß sie als Olfs Gattin nicht glücklich seyn würde; doch, von ihrer Sippschaft überredet und gezwungen, ergab sie sich dem lieblosen Manne, und fügte sich mit solcher Geduld und Geschicklichkeit in seine Launen, daß er mit ihr vollkommen zufrieden war.

Desto unzufriedener war ein nahes Kloster, dessen Abt und Mönche bis zur Vermählung des Ritters der Hoffnung lebten, ihn zu beerben. In dieser Absicht hatten sie sich bei ihm eingenistet, und ängsteten ihn mit furchtbaren, sinnlichen Schilderungen der Hölle. Sie stellten ihm die Gestalten der Teufel und die Qualen der Verdammten so genau und lebendig dar, als wären sie selbst durch diese Schule gegangen. Olf, der alles glaubte, was ihm die geistlichen Schreckensmänner sagten, ersuchte sie dringend, fleißig für ihn zu beten, damit er dereinst in den Himmel gelange. Sie erklärten aber freimüthig: das werde schwer halten, denn er habe sich noch keine Verdienste um die Kirche erworben, und das sey einzig und allein der rechte Schlüssel des Paradieses. Doch lasse sich — setzten sie tröstlich hinzu — das Versäumte noch nachholen. Er dürfe nur sein zeitliches Vermögen, das er doch nicht mit ins Grab nehmen könne, ihrem armen Kloster vermachen, und der heilige Petrus werde ihn dann mit der größten Bereitwilligkeit in die Wohnung der Seligen einführen.

Das klang dem Ritter gar lieblich, und er schien nicht abgeneigt, mit seiner irdischen Habe den himmlischen Freibrief zu lösen. Wenn aber die Erbschleicher darüber Schwarz auf Weiß verlangten, so erhielten sie immer die kahle Antwort: kommt Zeit, kommt Rath!

Nach seiner Vermählung war vollends nichts mit ihm anzufangen. Er fürchtete sich jetzt, da er immer einen gu-

ten Engel um sich sah, weniger vor dem Teufel, und die Mönche verloren allen Einfluß bei ihm.

Sie waren aber nicht gemeint, sich den Stuhl vor die Thür setzen zu lassen: sie wollten vielmehr das Widerspiel thun und Adelgunden verdrängen.

Das unternahmen sie auf eine ganz besondere Weise.

Der Abt besaß eine geheime Sammlung schlüpfriger Gemälde, woran er sich bisweilen bei verschlossener Thür in Ruhestunden ergötzte. Einsmals bemerkte er, daß ein schönes, üppig gekleidetes Mädchen, welches sich auf dem einen Bilde in einem höchst unanständigen Selbander mit einem Liebhaber befand, mit Adelgunden die sprechendste Aehnlichkeit hatte. Diesen zufälligen Umstand benutzte der heilige Mann. Er ging des nächsten Morgens zu dem abtrünnigen Olf und sagte: „Herr Ritter, ich habe Euch eine sehr unangenehme Sache zu melden. Ich ward in der vorigen Nacht durch den Ruf meines Namens aus dem Schlafe geweckt, und als ich darüber aufschrack, siehe, da stand vor meinem Lager ein glänzender Bote des Himmels. Frommer Dionysius, sprach er, begib dich morgen in der Frühe zum Ritter Olf, und thu ihm kund, daß ihn sein treuloses Weib hintergeht und mit einem jungen Gesellen verbotner Liebe pflegt. Das Auge des Himmels, das die sorgfältigsten Hüllen der Geheimnisse durchdringt, sah ihre Frevelthat, und ein Wink der Allmacht schuf dieses Blatt, das du dem Ritter als Urkunde der Wahrheit vorzeigen sollst. — So sprach der Engel und verschwand. Ich glaubte geträumt zu haben; aber mit Entsetzen fand ich am Morgen diese unzüchtige Schilderei auf meiner Decke, und überlasse nun Euch, wie Ihr die himmlische Botschaft, die ich mit betrübtem Herzen überbringe, zu Eurem Besten gebrauchen wollt.“ —

Olf starrte bald den Verläumder, bald das Bild an, und fand selbst, daß die gemalte Buhlerin der schuldlosen Adelgunde sehr ähnlich sah. Er gerieth in Wuth, mißhandelte sie grausam, hielt sie acht Tage lang bei Wasser und Brod in einem Thurme gefangen, und stieß sie endlich, weil Dionysius täglich Oel ins Feuer goß, aus dem Hause. Sie floh, gesegneten Leibes, zu ihren Verwandten; aber diese nahmen sie nicht auf, sondern versagten den Betheuerungen ihrer Unschuld Gehör uud Glauben, um ihrer weitern Ernährung überhoben zu seyn. Verlassen irrte sie umher, bis ihr ein mitleidiger Bauer, ein Unterthan ihres tyrannischen Gemahls, ein Obdach in seiner Hütte gab, wo sie bald darauf eines Knäbleins genaß.

Lustig zogen nun die Mönche wieder beim Ritter ein und setzten die abgebrochenen Erbschaftsunterhandlungen fort. Er war und blieb aber der alte Starrkopf, der seine Worte auf Schrauben stellte, und sich auf keine Weise zu schriftlicher Errichtung eines letzten Willens bewegen ließ.

Nach einiger Zeit ward er gefährlich krank. Er fühlte, daß der Tod im Anzuge war. Die Klosterherrn spannten alle Segel auf, um in den Hafen der Erbschaft einzulaufen; aber sie scheiterten auch jetzt an der Klippe des neidischen Sinnes, der ihnen so wenig als andern Menschen etwas gönnte.

„Ich bin entschlossen, die Verfügung über mein zeitliches Vermögen dem Himmel anheim zu stellen;“ sagte der Kranke, als ihn seine zunehmende Schwachheit aller Lebenshoffnung beraubte. „Ich will einen Schenkungsbrief, an einen Pfeil gebunden, in die Luft schießen, und zu wem ihn die unsichtbaren Hände der Vorsehung leiten, der sey mein Erbe!“ —

Dieser abenteuerliche Einfall erweckte großen Verdruß

im Kloster. Doch des Ritters Erklärung war entscheidend; er verbot mit Heftigkeit allen Widerspruch, und so mußte man sich lediglich auf den lieben Gott verlassen, daß er den köstlichen Pfeil zu seinen Dienern lenken werde. Darum flehten sie mit brünstigen Gebeten; doch stützten sie sich darauf nicht allein, sondern eingedenk des alten Sprichworts: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“ sandten sie an dem Tage, da der Pfeilschuß geschehen sollte, zwei listige und bei dem Ritter wohlgelittene Ordensbrüder zu ihm, mit dem Auftrage, ihn während der wichtigen Handlung zu umgeben und den schwachen, zitternden Mann unbemerkt in eine solche Stellung zu bringen, daß der Pfeil seinen Weg nach der Gegend des Klosters nehmen müsse.

Der Ritter ließ seinen Bogen spannen und sich auf den Söller des Schlosses tragen, um von dort aus den Erbschuß zu thun. Die als Stimmhämmer abgeordneten Mönche drängten sich schmeichelnd an ihn, und es gelang ihrer Schlauheit, ihn so zu wenden und zu richten, daß der abgeschossene, mit dem Schenkungsbrief umwundene Pfeil schnurstracks dem Kloster zuflog.

Der Abt und seine Jünger standen, in die Luft blickend, vor der Pforte. Sie sahen den Pfeil kommen, jubelten laut und tanzten ihm entgegen. Er senkte sich gemach zu ihnen herab; Dionysius streckte die Hand aus, um ihn aufzufangen; aber plötzlich, wie von einem Sturm ergriffen, hob er sich wieder, flog sausend bei dem Kloster vorbei, und sank Adelgunden, die mit ihrem Söhnlein vor der Bauerhütte saß, leicht und sanft, wie ein Rosenblatt in den Schooß.

Und in diesem Augenblicke verschied der Ritter auf derselben Stelle, wo er den Schuß gethan hatte.

Adelgunde und ihr Kind beerbten ihn, und wer die Ge-

schichte vernahm, der freute sich, daß Gott so gerichtet und die heimtückischen Anschläge der Klosterbrüder zu Schanden gemacht hatte.

In dem nun ganz verfallenen Schlosse, das Olf bewohnte, ward noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Wandgemälde gezeigt, das jene Begebenheit darstellte. Man sah den Ritter, in Betten gehüllt und mit dem Bogen in der Hand, auf dem Söller; der Pfeil ruhte gleichsam in der Luft über den Häuptern der Mönche; aber ein vom Himmel niederschwebender Engel ergriff ihn, um seinen Flug, wie es Gottes Gerechtigkeit erheischte, zu der Verstoßenen zu lenken, die man, mit ihrem Kindlein in den Armen, in einiger Entfernung erblickte.

IV.

Liebe und Frauenhaß.

Eduard, ein junger Mann in Berlin, betrachtete die Fluth der Unfälle, die sich im Herbst des Jahres 1806 über Stadt und Land ergoß, als ganz unbedeutend gegen sein eigenes schreckliches Unglück, daß eben damals seine Geliebte von ihrem grämlichen Vormunde unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Er ging täglich einige Stunden lang vor dem Staatsgefängnisse der schönen Julie vorüber, und hoffte von Augenblick zu Augenblick, sie wenigstens an einem Fenster zu sehen; aber die festzugezogenen Vorhänge bewegten sich so wenig, als Mauern. Das ärgerte ihn unaussprechlich; doch war niemand daran Schuld, als er selbst. Herr Elias Wipper, der Vormund, hatte seine Mündel blos darum mit Beistand des gerichtlichen Armes der nachsichtigen Obhut einer Base entnommen und im tiefsten Hinterzimmer seines Hauses eingekerkert, damit aller Verkehr zwischen Eduard und dem Mädchen auf immer abgebrochen und zerstört werde.

Bei diesem strengen Verfahren hätte man glauben sollen, es müßte gegen den Liebhaber viel einzuwenden seyn: doch das war nicht der Fall. Der alte Neidhart wußte dem

wackern Jungen nichts Böses nachzusagen und kannte ihn nicht einmal von Person. Er wollte durch seine harten Maßregeln nichts anders bewirken, als daß sich die junge, blühende Gefangene entschließen sollte, mit ihm, einem gichtbrüchigen Greise, vor den Altar zu treten und ihn dadurch der Ausantwortung ihres beträchtlichen Vermögens, in welches er brünstig verliebt war, zu überheben.

Von dieser selbstischen Absicht stand freilich im Protokolle des Vormundschaftsamtes kein Wort. Da war niedergeschrieben: Herr Elias Wipper finde seine Mündel den größten Gefahren für ihre Tugend ausgesetzt, so lange sie sich in dem Hause einer hochbetagten Matrone aufhalte, die, mit Schwachheiten und Gebrechen beladen, zur Ehrenhüterin eines siebzehnjährigen lebhaften Mädchens wenig geschickt sey. Er trage deßhalb, von seinem Gewissen gedrungen, darauf an: daß Julie gerichtlich bedeutet werde, künftig im Hause ihres Vormunds still und ehrbar zu wohnen und allem Umgange mit der Außenwelt zu entsagen.

Auf dieses Gesuch, das sehr billig und lobenswerth schien, erfolgte der erwünschte Bescheid, und der schlaue Gleißner, der seinen Eigennutz so künstlich mit dem glänzenden Mantel des Pflicht- und Tugendeifers verdeckte, ward noch überdieß, als ein braver, gewissenhafter Mann, von tausend Zungen gepriesen. Nur die getrennten Liebenden, die sich im Hause der Base täglich ungehindert gesehen und gesprochen hatten, durchschauten und verwünschten ihn. Aber Julie mußte der gerichtlichen Anordnung gehorchen, und Eduard konnte nicht als ihr Verlobter öffentlich auftreten und sie in Schutz nehmen: denn, ohne Amt und Einkünfte, lebte er von den Wohlthaten eines begüterten Oheims, den er einst, wenn er sich klug aufführte, beerben sollte.

Es war aber, nach Oheim Rohrdommels Meinung, ein höchst unkluges Beginnen, wenn man sich verliebte. Er, ein erklärter Weiberfeind, behauptete: ein Mann, der glücklich leben wolle, müsse nicht heirathen, wenigstens nicht vor dem sechzigsten Jahre, damit ihn der Tod bald wieder aus den Folterbanden der Ehe befreie. Diesen Grundsatz predigte er seinem Neffen fast täglich, und der junge Mensch mußte, wenn er einen gnädigen und freigebigen Oheim behalten wollte, die Miene annehmen, als sey er mit ihm über diesen Punkt völlig einverstanden.

Herr Rohrdommel war ein kleines, eingedorrtes, aber überaus hitziges Männlein, das von Leuten, die einigen Genuß von ihm hatten, durchaus keinen Widerspruch litt. Wagten solche Vasallen seines Reichthums gegen ihn den bescheidensten Einwand, so strampelte er, wie besessen, mit Händen und Füßen, kollerte wie ein Truthahn, und sprang wohl gar, gleich einer wilden Katze, dem Gegner nach dem Gesichte. Uebrigens war er bieder und gut, liebte seinen Neffen ungemein, und wäre für ihn durch ein Feuer gelaufen. Nur in der gegenwärtigen Liebessache ließ sich von ihm weder Rath noch Beistand erwarten. Sie mußte im Gegentheil sorgfältig vor ihm verheimlichet werden, weil er sonst wahrscheinlich mit dem Vormunde, den er seit langer Zeit kannte, ein gefährliches Schutz- und Trutzbündniß errichtet hätte.

So stand Eduard ganz verlassen, und es war ihm sogar alle Gelegenheit zu einem Briefwechsel mit Julien abgeschnitten. Des Vormunds Haus, das er allein bewohnte, glich einer unüberwindlichen Festung. Es vergingen oft mehrere Tage, ohne daß die dreifach verschlossene und verriegelte Thür ein einziges Mal um ihre Angeln bewegt wurde. Klingelte jemand, so steckte ein alter,

verdrießlicher Aschenbrödel, der einem Drachen ähnlicher sah, als einem Menschen, seine Nase durch eine zollbreite Oeffnung, und begann mit dem, der einwandern wollte, ein haarscharfes Verhör. Bestand der Fremdling nicht, wie er sollte, so ward er mit Schimpf abgewiesen. In der Regel waren nur vortheilhafte Geldgeschäfte ein gültiger Paß, der Einlaß verschaffte. Einsmals machte Eduard einen Versuch, ob ein Brief an Julien Eingang finden würde. Er schrieb, unter dem Namen einer ihrer Freundinnen, ein paar gleichgültige Zeilen und übergab sie einem Knaben zur Bestellung. Der Junge kam unverrichteter Sache zurück und klagte mit weinenden Augen: das Briefchen sey nicht angenommen worden, man habe ihm aber dennoch zum Botenlohn eine gewichtige Ohrfeige verabreicht.

Bei allen diesen ungünstigen Umständen mußte sich Eduard den Zügel der Geduld anlegen und sich auf die fruchtlosen Wanderungen in der Gegend der vormundschaftlichen Bastille beschränken.

Eines Tages war er eben dort auf den Beinen, als ein französisches Infanterie-Regiment in die Stadt einrückte. Die rauschende Feldmusik, die tausend Andern, denen sie unwillkommenen Besuch in ihren Wohnungen ankündigte, höchst widrig klang, machte auf ihn, der keinen eigenen Herd hatte, und daher vor unerfreulichen Tischgenossen gesichert war, einen angenehmen Eindruck. Er folgte der Heerschaar zum Wilhelmsplatze, wo die dort aufgestellten fünf Standbilder altpreußischer Helden mit Unmuth anzusehen schienen, daß ein fremdes, bewaffnetes Kriegsvolk in der Hauptstadt des von ihnen ruhmvoll vertheidigten Landes erschien und mit Quartierzetteln versorgt wurde. Jauchzende Gassenbuben erboten sich zu Wegweisern, trabten

lustig, mit den ausgetheilten Panisbrieflein in der Hand, dahin und dorthin vor einzelnen Soldaten her, und glaubten damit ein so verdienstliches Werk zu thun, daß sie dafür von den Hausvätern, denen sie die Gäste zuführten, ein Geschenk verlangten und sich laut über Undank beklagten, wenn sie mit schnöden Worten oder gar noch schlimmer belohnt wurden.

Schon hatte sich beinahe das ganze Regiment zerstreut und eilte nach seinen Quartieren. Nur wenige der Waffenmänner entbehrten noch eines Führers und sahen sich darnach um. Einer derselben ging auf Eduarden zu, überreichte ihm sein Quartierbillet und bat um Auskunft, wohin er seinen Weg zu richten habe. Eduard nahm das Blättchen in die Hand und las mit sonderbarer Ueberraschung: „Herr Elias Wipper, Friedrichsstraße Nro. .... Einen Mann.“ Zufällig war also der Soldat vor die rechte Schmiede gekommen. Ihm konnte das in Frage stehende Haus Niemand zuverlässiger anzeigen, als der, an den er sich deßhalb gewandt hatte.

Gedankenvoll, und noch immer das anziehende Blättchen beschauend und lesend, schritt Eduard quer über den Heldenplatz nach der Mohrenstraße zu, um den Franzosen auf dem nächsten Wege nach Wippers Hause zu leiten. Aber kaum war er bei dem steinernen General Ziethen vorbei, als er, von einem abenteuerlichen Einfall ergriffen, rasch umkehrte. „Wir kommen auf jener Seite näher,“ sprach er zu seinem Begleiter und entfernte ihn im Gegentheil von seinem Quartiere, indem er ihn die Wilhelmsstraße hinauf, unter den Linden entlang, am Lustgarten vorbei, über den Schloßplatz hinweg, bis in die Mitte der Königsstraße führte. Der Franzose, der von einem langen Marsch ermüdet und hungrig und durstig war, fragte jetzt mit ei-

niger Ungeduld, ob sein Quartier noch weit entlegen sey. „Wir haben noch kaum den halben Weg zurückgelegt, mein Freund!“ antwortete sein Irrwisch. „Aber lassen Sie uns hier eine Station machen und ein Glas Wein zusammen trinken.“ Ein solches Anerbieten schlägt kein Franzmann aus. Sie gingen also mit einander in die nächste Weinstube.

Hier ließ Eduard seinem Gast eine Flasche guten Franzwein auftragen, und als diese getrunken war, eine zweite folgen. Der Soldat dachte bei diesem Zeitvertreibe nicht weiter an sein Quartier; aber Eduard desto mehr. Er stand auf, bezahlte in der Nebenstube die Zeche, schlich mit dem Quartierbillet, das er an sich behalten hatte, aus dem Hause und überließ den Soldaten, der indessen bei seinem flüssigen Landsmanne ruhig sitzen blieb, dem verdrießlichen Schicksale, am Ende nicht zu wissen, wohin er sein Haupt legen sollte.

Eduard kaufte im nächsten Bandladen eine dreifarbige Cocarde und flog dann zu seinem vertrautesten Freunde. „William, bester William!“ rief er, „schaff' mir sogleich einen alten dreieckigen Hut, einen grauen Mantel, einen Tornister, einen Säbel und eine Muskete!“

William, ein ernster, bedachter Rechtsgelehrter, sah ihn mit großen Augen an, und es ward ihm bei diesen seltsamen Forderungen etwas unheimlich zu Muthe.

„Du hältst mich für wahnsinnig;“ sagte Eduard: „ich bin aber eben heute recht klug. Sieh einmal dieß Quartierbillet! Ich hab' es einem französischen Soldaten abgelistet, und mit Hülfe dieses mächtigen Talismans will ich in Wippers feste Burg eindringen und, ihm zum Trotz, Julien sehn.“

William bestritt dieses Wagestück als gefährlich; aber

sein Freund war gegen alle Einwendungen taub und drang auf kriegerische Ausrüstung. Es mußte Rath geschafft werden. Ein alter Sarraß und eine Flinte waren im Hause vorhanden. Den Hut, den Mantel und den Ranzen kaufte Williams verschwiegener Bedienter in einer Trödelbude, deren Inhaber ihn nicht kannte. Alle drei Stücke hatten zu ihrem Zweck ein treffliches Ansehen. Besonders war der Hut ein so plattes und brandgelbes Wesen, und griff, wenn man ihn auf den Kopf setzte, so keck nach den Schultern hinab, daß man darauf geschworen hätte, er müsse viele Jahre lang in einem französischen Linienregimente gedient haben. Als sich Eduard damit bedeckt, den kurzen Mantel mit Aermeln angezogen und sich überhaupt in marschfertigen Stand gesetzt hatte, erhob William, so still und ernsthaft er sonst war, ein ausgelassenes Gelächter und Händeklatschen, und sagte: „Wahrlich, du siehst aus, als hättest du schon in dreißig Schlachten gefochten!“

So kam die Abenddämmerung heran: der Zeitpunkt, den Eduard erwartet hatte. Er machte sich nun auf den Weg in sein romantisches Quartier, nachdem er zuvor seinen Freund beschworen hatte, ihn nicht zu verrathen. Schon sah er Wippers Haus von Weitem, als er noch einen Knaben, der ihm begegnete, zum Wegweiser aufrief, um sich durch diese Geleitschaft vollends ganz das Ansehen eines wildfremden Menschen zu geben.

„Aber Monsieur schenken mir doch etwas?“ sagte der Knabe.

„Das ist des Wirths Schuldigkeit!“ antwortete Eduard, der sich gleich an der Thür einen lustigen Auftritt zubereiten wollte.

„Ach, lieber Monsieur, die Wirthe geben nichts?“ versetzte der Kleine.

„Mordio! sie geben nichts?“ fuhr Eduard auf. „Ist's etwa den deutschen Philistern keine Ehre, einen französischen Soldaten zu beherbergen? — Fordre du herzhaft ein Trinkgeld! Es muß dir werden.“

Es versteht sich, daß er diese Worte nicht, wie ein geborner Deutscher, leicht und glatt hinsprach, sondern schwerfällig und gebrochen, wie sich Ausländer gewöhnlich vernehmen lassen.

So kamen sie ans Haus. Der Knabe zog die Klingel. Es währte eine geraume Zeit, ehe sie ein paar Pantoffeln die Treppe herab schlarfen hörten. Eduard erschütterte jetzt, wie ein ungeduldiger Bramarbas, mit seinem Muskedonner die Hausthür.

„Ho! ho!“ rief inwendig die alte Köchin Rebecka. „Ist das wüthende Heer draußen?“

Murrend schob sie drei Riegel zurück, schloß auf, öffnete jedoch die Thür nur so weit, daß sie ihr Lämpchen auf Kundschaft hinaus schicken konnte.

„Einquartierung!“ sagte der Knabe, und Eduard stieß die ungastliche Thür angelweit auf.

„Herr meines Lebens!“ seufzte Rebecka. „Hat denn das Elend nimmer ein Ende?“

„Ein Trinkgeldchen, werthe Madame!“ flüsterte bittlich der Wegweiser.

„Da hast du eins!“ schnob sie und schlug grimmig nach ihm. Aber der behende Bursch, der sich schon auf solche Münze gefaßt hielt, zog seinen Kopf unberührt zurück.

„Sehen Sie, Monsieur!“ sprach er kläglich. Eduard reichte ihm ein Stück Geld. Er sprang vergnügt damit fort.

Mit finsterem Gesicht und zornigem Gerassel brachte Rebecka die Schlösser und Riegel wieder in Ordnung und

schlappte murrend die Treppe hinauf. Eduard folgte ihr mit unruhigem Herzklopfen. Sie ging nach der herrschaftlichen Wohnstube, trat hinein, ohne mit ihm über den Vortritt zu complimentiren und sagte: „Schöne Wirthschaft! Da führt uns der Teufel noch in stockfinsterer Nacht Einquartierung auf den Hals!“ — Herr Wipper, der im Schlafrock und mit einem Lichtschirm über den Augen an seinem Schreibtische saß, erhob sich wild und griff mit unhöflicher Hastigkeit nach dem Quartierbillet, das ihm Eduard darreichte. Und indem sich dieser zugleich in französischer Sprache entschuldigte, daß er noch so spät die Ruhe des Hauses störe, trat Julie, mit einem Lichte in der Hand, durch eine Nebenthür herein und erschrack über die bekannte Stimme, die unter dem fremden, häßlichen Hute hervortönte, so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß und zurückfuhr.

„Liebchen, entsetze dich nicht!“ sagte Herr Wipper. „Wir müssen diese Landplage mit christlicher Geduld ertragen.“

Eduard zog den entstellenden Filz ab und verbeugte sich gegen Julien. Sie kannte ihn. Ihr Gesicht erglühte. Er aber, um des Vormunds Aufmerksamkeit von ihr abzulenken, wandte sich schnell wieder zu Jenem und ängstigte ihn mit einem Schwall französischer Worte.

„Schon gut!“ rief Elias mit abwehrender Hand. „Ich verstehe Seinen Wischwasch nicht.“

„Ich aber verstehe *Ihre* Sprache!“ versetzte Eduard deutsch.

„So?“ sagte der Vormund, etwas unangenehm überrascht.

„Das ist auch kein Wunder;“ fuhr Jener fort. „Wir gehen ja lange genug in Deutschland ein und aus.“

„Ihr bezahlt aber Eure Sprachmeister übel!“ sagte Wip-

per. „Doch wozu das hohle Geschwätz? — Rebecka, bringe Sie den Menschen in sein Behältniß!“

Julie hatte Mühe, sich in gleichgültiger Fassung zu erhalten. Eduards Verwandelung in einen gemeinen französischen Soldaten war ihr ein banges Räthsel. Um sie so viel als möglich zu beruhigen, ließ er, indem sich der Vormund jetzt wieder an seinen Schreibtisch setzte, einen heitern Trostblick zu ihr hingleiten und folgte dann der vor ihm her wandelnden Lampe, die ihn in ein wüstes und unsauberes Kämmerlein führte. Doch er nahm das Nest ohne Widerspruch in Besitz.

„Begehrt man heute noch etwas?“ brummte die Alte verächtlich.

„Nichts, als Wasser und Tinte!“ sagte Eduard.

Herr Wipper, der indessen befürchtet hatte, daß Küche und Keller stark in Anspruch genommen werden würden, war seelenfroh, als ihm die Köchin diese Antwort überbrachte. „Das muß ein Gelehrter seyn!“ rief er aus. „Nun, wenn er morgen ohne Frühstück wieder fortgeht, so kommen wir dießmal mit einem blauen Auge davon.“

Eduard hatte seinen Tornister mit Speisen und Wein gefüllt und konnte daher auf hauswirthliche Beköstigung leicht Verzicht thun. Rebecka versah ihn hurtig mit Wasser und Tinte, damit er sich nicht etwa bei längerem Verzug anders besinnen sollte. Er hingegen erfreute sie jetzt noch sogar durch die Erklärung, daß er keines Frühstücks bedürfe. Diese Höflichkeit erwiederte sie mit dem freundlichsten Anwunsch einer guten Nacht.

Er setzte nun für Julien die Geschichte seines Soldatenspiels auf und schloß mit der Betheuerung: er werde diese Maske nicht eher ablegen und aus dem Hause weichen, bis er die Genehmigung ihrer Heirath von dem Oheim

und dem Vormund erzwungen habe. Mit diesem Blatte stellte er sich an die halbgeöffnete Thür und erwartete mit Zuversicht, daß Julie bald eine schickliche Gelegenheit ergreifen würde, sich auf dem Gange sehen zu lassen.

Er hatte nicht falsch gerechnet. Sie kam, als hätte sie da ein häusliches Geschäft zu verrichten; ihre Augen suchten und fanden den Laurer; doch da sie, wegen der Nähe des Vormunds, keinen Laut wagen durfte, so drückte sie blos durch Geberden ihre Verzweiflung aus: denn sie glaubte wirklich, Eduard habe sich bei der feindlichen Armee anwerben lassen. Aber mit lachendem Gesichte flog er ihr entgegen, reichte ihr das Blatt und schlüpfte mit leisen, unhörbaren Schritten in seine Kammer zurück.

Die Nacht hatte für ihn bleierne Flügel und bestrafte einiger Maßen seinen Muthwillen. Er brachte sie schlaflos und unbequem auf einem Stuhle zu, weil er sich nicht entschließen konnte, von dem vorhandenen Bette, dessen Beschaffenheit nicht einladend war, Gebrauch zu machen. Am Morgen sagte er zu Rebecken: sein Regiment habe in Berlin einige Rasttage; er werde aber den Herrn Wirth in keine Unkosten setzen, sondern immer ausser dem Hause speisen. Wipper konnte sich über diese Großmuth, als sie ihm von seiner Köchin gemeldet ward, nicht genug verwundern. „Dieser brave Soldat," sprach er schmunzelnd, „ist ein seltener Phönix, den ich bis ans Ende des Krieges bei mir zu haben wünschte, wenn ich nämlich dadurch von andern unartigen Gästen befreit bliebe." —

Eduard ging aus, um bei seinem Freunde zu erfahren, ob ihn der Oheim (der ihn als seinen Hausgenossen sogleich vermißt haben mußte) dort gesucht habe. Ehe er aber noch Williams Wohnung erreichte, kam ihm Herr Rohrdommel auf einem Miethpferde entgegengesprengt

und hätte ihn bei einem Haare, ohne ihn zu kennen, über den Haufen geritten. Neben ihm jagte ein Polizeidiener, den er aufgefordert hatte, ihm seinen verlorenen Neffen suchen zu helfen. Sie waren im Begriff, den Thiergar- zu durchstreifen und in Charlottenburg Haussuchung zu halten, weil sich Eduard bisweilen an diesen Orten vergnügte.

In einer andern Straße stand der Soldat, den er Tages vorher auf Irrwegen geführt hatte, im Kreise einiger Kameraden und sprach sehr lebhaft mit ihnen. Eduard verhüllte sich das halbe Gesicht mit dem Taschentuche, als hätte er Zahnschmerzen, und trat dann keck zu der kleinen Gesellschaft, die ihn für einen ächten Kriegsmann hielt und sich seinen vertrauten Zutritt unbedenklich gefallen ließ. Sein Weingeist hatte eben erzählt, wie er ums Quartierbillet gekommen war, und schilderte nun das ihm daraus entstandene Ungemach. „Ich saß bis Abends um zehn Uhr im Weinhause,“ sprach er, „und wartete wie ein Narr auf den Narren, der mich dort im Stiche gelassen hatte. Wo sollt' ich nun mein Quartier suchen? Ich hatte den verdammten Zettel nicht angesehn, wußte weder Straße, noch Haus, noch Wirth, und irrte so die halbe Nacht in der Stadt umher. Niemand nahm mich ein; niemand gab mir einen Bissen Brod. Endlich ward ich von der Runde aufgegriffen. Ich mußte bis an den Morgen in der Hauptwache bleiben und komme jetzt aus dem Einquartierungs-Bureau, wo ich nach vielen Weitschweifigkeiten und Verweisen ein neues Billet erhielt. Man warnte mich derb, es besser in Acht zu nehmen: und wahrlich! nicht der Kaiser soll mir's eher anrühren, bis ich Dach und Fach habe!“

Der horchende Unglücksvogel griff in seine Tasche, gab

dem armen Schlucker einen harten Thaler, und murmelte aus dem Tuche hervor: „Kamerad, ich fand dieß Geld vorhin auf der Gasse; nimm es hin und ertränke deinen Verdruß in Wein!“ Das gesagt, entfernte er sich schnell. Die Franzosen sahen ihm, wie einer Wundererscheinung, mit sprachlosem Erstaunen nach.

Er eilte zu William. „Du hast mir eine sehr unruhige Nacht zugezogen;“ sagte Dieser. „Gegen zwölf Uhr, als ich eben zu Bett gehen wollte, stürmte die Hausglocke. Es ward zugleich mit Hand und Fuß an die Thür gedonnert. Kurz darauf stürzte dein Oheim zu mir herein und fragte keuchend, ob du hier seyst, oder ob ich deinen Aufenthalt wisse. Ich sagte nein. Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, brach in ein Jammergeschrei aus, riß mich unwiderstehlich mit sich fort, setzte zehn oder zwölf Kaffee- und Weinhäuser, wo er dich zu finden glaubte, in Allarm und rief zuletzt die Polizei zu Hülfe: denn er ließ sich nun nicht ausreden, daß du unter Räuber und Mörder gefallen seyst. Ich machte mich jetzt von ihm los; aber der gute, von Angst und Kummer gefolterte Mann dauerte mich in einem solchen Grade, daß ich ihm beinahe den ganzen Handel entdeckt hätte.“

„Das wär' ein schönes Freundschaftsstück gewesen!“ rief Eduard.

„Nun, ich habe geschwiegen;“ sagte William. „Aber ich bitte dich, wie weit willst du die Geschichte treiben? Soll sich dein Oheim über dich zu Tode grämen?“

„Nein, er soll nur so geschmeidig werden, daß er in meine Verbindung mit Julien willigt.“

„Und dahin denkst du den Ehefeind auf diesem Wege zu bringen?“

„Unfehlbar, wenn du nur noch vier und zwanzig Stunden reinen Mund hältst.“

„Wohl! das soll geschehn. Bestürmt er mich aber dann noch einmal in solcher Verzweiflung, wie in der vorigen Nacht, so kann ich durchaus nicht länger schweigen.“ —

Eduard pflegte nun seines Leibes durch Speise, Trank und Schlaf, und rüstete sich so zu der langweiligen Nachtwache, die ihm auf einem harten Stuhle bevorstand. Als er aber in sein Quartier zurückkam, führte ihn Rebecka in ein nettes Stübchen, wo ein gutes Bett für ihn aufgeschlagen war. Er fragte nach der Ursache dieser Veränderung. „Der Herr hat's selbst so angeordnet,“ antwortete Rebecka. „Unser Soldat, sagt' er, ist ein Mensch von feinen und bescheidenen Manieren, und vermuthlich hübscher Leute Kind: wir wollen auch ein Uebriges thun, sagt' er, und ihn besser quartieren und betten, als seine Vorgänger, die manchmal gern unser Hab' und Gut auf Eine Mahlzeit verschlungen hätten. Und wie nun der Herr das gesagt hatte, da war's eine Lust zu sehen, wie gefällig Mamsell Julie Kisten und Kasten aufschloß, Bett- und Leinenzeug herausgab, und hier im Stübchen alles selbst mit schichten und richten half. Ja, Herr, darauf können Sie stolz seyn! Das liebe Kind hat bis jetzt noch keinem Einquartierten zu Gefallen einen Finger geregt.“

„Viel Ehre für mich!“ sprach Eduard. „Mamsell Julie ist wahrscheinlich die Tochter des alten Herrn?“

„Ei bewahre!“ versetzte Rebecka mit einer wichtigen Miene. Darauf sah sie sich um, ob jemand horche, trat näher und flüsterte ihm traulich ins Ohr: „Nicht seine Tochter — seine Braut! Sie zimpert zwar noch ein wenig, wie die jungen Mädchen thun; doch die Sache wird richtig,

und wenn Sie noch eine Weile in Berlin bleiben, so können Sie mit bei der Hochzeit seyn."

„Das hoff' ich," erwiederte Eduard.

Sie bot ihm jetzt Ehren halber ein Abendessen an. Er dankte dafür. Sie trat vergnügt ab, kam aber bald wieder und sagte: Herr Wipper trage großes Verlangen, mit ihm ein wenig zu plaudern, und bitte um seinen Besuch. Er folgte fröhlich der Einladung, und hatte das so lange entbehrte Glück, zwei Stunden lang in Juliens Augen wie in einen Himmel zu blicken. Es ward viel Liebes und Gutes mit den Augen gesprochen: die mündliche Unterhaltung aber führte Herr Wipper mit nichts als Klagen über die Unersättlichkeit der bisher gehabten Einquartirung. Dagegen überhäufte er seinen gegenwärtigen Gast mit Lobsprüchen, und ließ sich nicht träumen, daß ihm sein gepriesener Held mehr Verdruß machen würde, als alle die andern, über die er sich bitter beschwerte.

Als Eduard am folgenden Morgen ausging, flammten an allen Straßenecken feuerfarbene Bogen Papier vom größten Formate, auf welchen gedruckt stand:

Fünfhundert Thaler zu gewinnen!

Es wird seit vorgestern ein junger Mensch vermißt — (Hier folgte eine ausführliche Beschreibung von Eduards Gestalt und gewöhnlicher Kleidung.) Wer von ihm sichere Nachricht geben kann, empfängt obgedachte Belohnung bei

Daniel Rohrdommel.

Denselben Aufruf fand Eduard bei William in der Zeitung, mit dem erfreulichen Zusatz: „Wenn sich der junge Mann, den sein Oheim mit dem größten Leidwesen vermißt, noch am Leben befindet, so wird ihm die unbe-

dingte Bewilligung aller seiner Wünsche, ohne Ausnahme, hiermit öffentlich zugesichert."

„Triumph! mein Spiel ist gewonnen!" rief Eduard. „Nun, Freund, geh hin zu meinem lieben Oheim und sag' ihm: ich sey aus Verzweiflung über seinen Weiberhaß, der meiner Verbindung mit Julien bisher im Wege gestanden, Soldat geworden, und habe mich in Wippers Haus einquartieren lassen."

„Nichts als Finten und Ränke!" murrte William. „Du kennst meine Abneigung dagegen, und wozu sind sie noch nöthig? Dein Oheim hat ja in der Zeitung erklärt, daß er deine Wünsche erfüllen wolle."

„Das ist mir nicht genug!" versetzte Eduard. „Er muß mich in dieser traurigen Verfassung sehen, muß sich im Geiste vorstellen, wie ich heut oder morgen in die Schlacht ziehe und vom Donner der Geschütze niedergeschmettert werde. Dann bewilligt er alles, und heirathete wohl selbst auf der Stelle, wenn ich durch kein anderes Mittel zu retten wäre. Weiß er mich aber außer Gefahr, so tritt er, wie man zu sagen pflegt, auf die Hinterbeine, und es bleibt alles beim Alten."

„Das fürcht' ich ohnedieß;" sagte William. „Der Oheim wird sich durch dein Blendwerk nicht täuschen lassen."

„Er wird es!" sprach Eduard fest. „Er ist kein sonderlich verschlagener Kopf, und versieht sich von mir keiner Ränke, weil ich bisher, ohne Ruhm zu melden, immer ehrlich und aufrichtig mit ihm umging."

William ließ sich hierauf bewegen, den Gang zum Oheim zu thun, und Eduard begab sich stracks wieder in sein Quartier, um dort die Lösung des Knotens zu erwarten.

Nach Verlauf einer Stunde hörte er im Hause die Stimme des Oheims. Er fragte hastig nach dem ein-

quartierten Soldaten und wollte vor Ungeduld zu allen Thüren hinein, ungeachtet ihm Rebecka zehnmal die rechte zeigte. Eduard warf sich schnell auf einen Stuhl, und legte, wie tiefsinnig, den Kopf auf die Sorgensäule des Armes.

„Unglückskind!" schrie Herr Rohrdommel, indem er mit offenen Armen hereinstürzte. Eduard fuhr auf, wie ein Träumender, und seufzte tief. Der Oheim drückte ihn an seine Brust und vergoß Ströme von Thränen. „Lieber, böser Junge, ich danke Gott, daß ich dich wieder sehe!" sprach er schluchzend. „Aber in welcher elenden Knechtsgestalt find' ich dich hier! Hast du denn wirklich, als gemeiner Soldat, zur Fahne des Feindes geschworen?"

„Ja, Herr Onkel, schon vorgestern."

„O weh! o weh! warum hast du mir das gethan?"

„Ich suche den Tod; ich kann ohne Julien nicht leben."

„Weibernarr! Jungfernknecht!" brauste Rohrdommel auf und stieß ihn von sich. „Geh zum Teufel, laß dich todt schießen, du bist keines bessern Schicksals werth!" Er lief bei dieser Verwünschung wie unsinnig auf und ab, schlug Schnippchen mit den Fingern, warf den Hut auf den Kopf und riß die Thür auf, als ob er im Zorne fortrennen wollte. Doch plötzlich fiel er seinem Neffen wieder um den Hals und rief: „Nein, nein, ich lasse dich nicht! Ich muß dich wieder haben, und soll mich's Haus und Hof kosten!"

„Das rettet mich nicht, lieber Onkel! Aber einige Federzüge geben mich Ihnen zurück."

„Goldjunge, Papier her! Ich will zehn Rieß voll schreiben. Sage nur was?"

„Eine feierliche Bewilligung für mich, das Mädchen zu heirathen."

„Pah! was werden die französischen Generale darnach fragen!“

„Allerdings! Denn ich nahm Dienste unter der Bedingung, daß ich in diesem Falle sogleich meinen Abschied wieder erhielte.“ —

Mit rollenden Augen und wilden Schritten durchkreuzte Herr Rohrdommel von neuem die Stube, und schnalzte dazu mit den Fingern. Indessen nahm Eduard, wie aus langer Weile, sein Gewehr in die Hand, zog den Hahn auf, setzte ihn wieder in Ruhe, und ließ den Ladestock in den Lauf hinabklirren.

Dieses stumme Spiel dauerte einige Minuten. Dann rief der Oheim mit trotziger Stimme: „Papier her!“

„Sie wollen mich also glücklich machen?“ sprach Eduard freudig.

„Ja, auf vier Wochen! — Dann wird der geplagte Ehemann zum zweiten Mal unter die Soldaten laufen, um nur von der Frau wieder loszukommen.“

Eduard lachte; doch des Oheims ernstes Gesicht schien versteinert, und heftig rief er nochmals: „Papier her!“

„Gleich, bester Onkel! Lassen Sie uns aber zuvor mit Juliens Vormund unterhandeln; denn auch dessen schriftliche Genehmigung muß ich bei dem Regimente vorzeigen.“

„Und wenn er sie verweigert? Was wird dann?“

„So bleibe ich Soldat und ziehe morgen gegen die Russen.“ —

Der gute, leichtgläubige Mann, der schon einen Schwarm Kosaken auf seinen Liebling ansprengen sah, eilte fort nach dem Zimmer des Vormunds und brach ohne Anklopfen hinein. Herr Wipper und Julie, die eben bei Tisch saßen, erhoben sich bestürzt. „Gesegnete Mahlzeit, alter

Freund!“ rief Rohrdommel. „Ich kann Euch nicht helfen, ich muß Euch stören; mein Anbringen leidet keinen Verzug.“

„Und worin besteht es denn?“ fragte Wipper.

„In der kurzen und runden Bitte, Eure Mündel dem Burschen da zur Frau zu geben.“ —

Der Vormund erstarrte zu einer Säule und sah dem Freiwerber steif in die Augen.

„Macht geschwind! Euer Essen wird kalt.“

„Wohl wahr!“ sagte Wipper mit einem sehnsüchtigen Blick nach der Schüssel. „Drum scheint mir Euer Scherz sehr zur Unzeit angebracht.“

„Ei, zum Teufel! wer scherzt denn?“

„Wer kein Narr ist!“ versetzte der Vormund ganz barsch. „Denn nur ein Narr könnte im Ernst von mir fordern, ein Mädchen mit zwanzig tausend Thalern einem fremden, gemeinen Soldaten an den Hals zu werfen.“

„Nun, ich bin der Narr!“ schrie Rohrdommel. „Ich fordre das im Ernst, und ich rath' Euch, Alter, sprecht mir nicht verächtlich von meinem Neffen!“ —

Ein schrecklicher Blitzstrahl erhellte jetzt dem Vormunde das Dunkel der Geschichte. Er sah mit Entsetzen, daß der Wolf in den Schaafstall geschlichen war, und sträubte sich mit den heftigsten Worten und Geberden, ihm das geliebte Lämmchen zu überlassen. „Und wollt' ich auch einwilligen,“ sprach er am Ende, „so bin ich doch fest überzeugt, daß die verständige Julie die Hand des jungen Abenteurers ausschlagen und sich lieber mit einem gesetzten Manne von reiferm Alter verbinden wird. Nicht wahr? mein Liebchen!“

Er blickte sie bei diesen Worten zärtlich an und streichelte ihr die Wangen; aber sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort!“ sagte Rohrdommel.

„Ja, ich sehe wohl, ich bin verrathen und verkauft!“ rief Elias. „Aber ich will mich als Vormund in meiner ganzen Macht zeigen. Ich gebe zu der abgekarteten Heirath durchaus nicht mein Jawort.“

„Das wollen wir wohl sehn!“ schrie Rohrdommel, und faßte ihn an der Brust und schüttelte ihn. „Ihr müßt Ja sagen! Ihr habt nichts Erhebliches einzuwenden! Und wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zum Ziele legt, so gehen wir mit einander vor Gericht, und Eure Hartnäckigkeit soll Euch theuer zu stehen kommen!“

Elias stutzte, doch kam das streitige Ja noch nicht bei ihm zum Durchbruch. Rohrdommel, glühend wie eine Feueresse, packte ihn auf's neue, zog ihn gewaltsam in einen Winkel und raunte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, die plötzlich sein Gesicht mit der Farbe des Schreckens überzogen und eine völlige Sinnesänderung bei ihm bewirkten. Man weiß nicht eigentlich, was ihm der Hitzkopf ins Ohr blies; aber es läßt sich vermuthen, daß es Drohungen waren, die auf geheime Gaunerkniffe, wovon der habsüchtige Geldkautz in frühern Jahren nicht ganz rein gewesen seyn soll, Bezug hatten. Kurz, das Nothmittel (das man übrigens nicht loben kann) schlug an, und die beiden Alten entwarfen und unterschrieben sofort eine Urkunde, worin sie in den bündigsten Ausdrücken ihre Einwilligung zum Eheverein der Liebenden ertheilten.

Mit diesem Blatte lief der Scheinsoldat fort, um es dem Vorgeben nach seinem General vorzulegen und sich den Abschied ausfertigen zu lassen. Die Regimentskanzlei war bei William. Da ward ein förmlicher Abschied in französischer Sprache geschmiedet, mit erdichteten Namen un-

terzeichnet, und Williams großes Notariatssiegel, auf welchem sich zufällig ein Adler befand, darauf gedrückt. Die alten Herren, die kein Wort Französisch verstanden, und die lateinische Umschrift des Siegels nicht lesen konnten, waren leicht zu umnebeln, und nickten leichtgläubig mit den Köpfen, als ihnen Eduard den vorgeblichen Entlassungsbrief zeigte. Dem raschen Oheim war es schon genug, daß er den theuren Neffen, der seine Maskentracht bei William abgelegt hatte, in bürgerlicher Kleidung zurück kommen sah. Er sprang wie ein fröhliches Kind ihm entgegen und erdrückte ihn beinahe vor Freuden in seinen Armen.

So wurden Eduard und Julie ein Paar, und die junge schöne Frau that bald nach ihrer Verheirathung Zeichen und Wunder, indem sie den rauhen Weiberfeind so von Grund aus bekehrte, daß er ihr bis auf den heutigen Tag ordentlich den Hof macht. Er, den man sonst nie in Gesellschaft eines Frauenzimmers sah, lustwandelt oft mit ihr Arm in Arm unter den Linden; und neckt ihn darüber ein Bekannter, so sagt er: „Ich war ein ungerechter Thor, daß ich ohne Einschränkung ein Geschlecht haßte, das freilich zum Theil aus bösen Sieben besteht, aber dagegen auch wahre Engel aufweisen kann. Denn bei Gott! wer ein so treues, gutes häusliches Weib hat, wie mein Neffe, der könnte mitten unter den Geistern des Himmels nicht glücklicher seyn."

V.

Sieg des Edelmuths.

Martin Zander, Obermeister und Oberalter der Fischerinnung im Dorfe Hagenau, war in seiner Art ein sehr angesehener Mann. Sein steinernes Haus erhob sich mit einem brennenden Ziegeldache über strohbedeckte Hütten, und wenn in der Mittagsstunde rings umher kein Schornstein rauchte, so stiegen doch aus dem seinigen die Dampfwolken des wohlbestellten Küchenherdes empor. Auch bezeugte des Ehrenmannes körperlicher Umfang unwidersprechlich, daß er sich nicht mit trockenen und schmalen Bissen begnügte.

Bei diesen Umständen spielte er in seinem Dörfchen, wo er zugleich das Schulzenamt verwaltete, eine große Rolle. Hinter seinem breiten Rücken afterredete zwar der Neid: er habe sein Vermögen nicht durch redlichen Fleiß erworben, sondern in seinen jüngern Jahren, da er noch behender war und die Taucherkunst übte, einige Geldfässer, die zur Ladung eines verunglückten Schiffes gehört hätten, aus der Tiefe des Stromes heraufgeholt und heimlich an sich behalten; doch diese Sage und mehrere von ihm umlaufende böse Gerüchte verstummten, sobald er den Vollmond

seines Angesichts zeigte. In allen Hütten lauschte man neugierig hinter den trüben Ochsenaugen der Fenster, wenn er Sonntags, von seiner Ehehälfte begleitet, mit feierlichen Schritten zur Kirche ging. Er trug dann gewöhnlich ein feines, braunes Kleid, das bis an die Kniegürtel herab mit gediegenen silbernen Knöpfen besetzt war. Seine Gattin prunkte nicht minder, und in beider Händen strahlten prachtvolle Gesangbücher. Wer dem stattlichen Paare begegnete, wich ehrerbietig auf die Seite und verbeugte sich; aber Herr Zander schritt kerzensteif fürbaß und berührte höchstens das Zobelgebräme seiner Sammtmütze mit den Fingerspitzen.

Ließ er sich bisweilen herab, die sonntägliche Gesellschaft im Wirthshause zu besuchen, so führte er das große Wort, und niemand durfte ihm widersprechen. Er war, mit Ausnahme des Pfarrers und des Schulmeisters, der einzige Zeitungsleser in Hagenau, und entschied daher an der Trinktafel, wo jene Herren nie Platz nahmen, über Krieg und Frieden. Die Engländer hatten an ihm einen schwärmerischen Verehrer und treuen Bundesgenossen. Er betrachtete sie gewissermaßen wegen ihres Reichthums und ihrer neptunischen Geschäfte als seine Verwandten, und sie galten ihm mehr, als seine leibliche Tochter, die doch ein schönes und gutes Kind war und sich durch eine edle Gestalt und ein noch edleres Gemüth über tausend andere Landmädchen erhob.

Margarethe verdankte den Vorzug feinerer, doch unverkünstelter Sitten ihrer städtischen Erziehung, die sie vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre bei einer Base genossen hatte. Als sie in die Heimath zurückkam, fand die väterliche Eitelkeit an der Ausbildung ihres Körpers und Geistes großen Gefallen. Gegen jedermann ergoß sich

Herr Zanders Mund in prahlende Lobeserhebungen seiner Tochter. Er drang in die Mutter, für eine glänzende Ausstattung schleunig zu sorgen; denn er sah schon im Geiste von allen Seiten wichtige Freier ankommen, und nahm sich vor, rechts und links Körbe auszutheilen, wenn sich unbedeutende Sponsirer heranwagten. Sein Ehrgeiz rechnete wenigstens auf Pfarrherren, Rittergutsbesitzer oder angesehene Kaufleute. Einen geringern Eidam wollte er sich durchaus verbitten.

Margarethens Gedanken flogen nicht so hoch. Sie liebte den ärmsten Jüngling des Dorfs; aber Wilhelm Röding war auch der bravste, und Margarethens Liebe machte sein ganzes Erdenglück aus. Diese gegenseitige Zuneigung war nicht neu. Schon in der frühesten Jugend waren die Leutchen unzertrennliche Gespielen. Gretchens Vater hatte damals gegen die herzliche Eintracht der Kinder nichts zu erinnern und nannte sie oft Bräutigam und Braut. Aber eine Feuersbrunst, die in spätern Jahren Wilhelms wohlhabende Aeltern ihres gesammten Vermögens beraubte, vernichtete auch Zanders freundschaftliche Gesinnungen gegen sie. Er wollte seitdem mit den verarmten Leuten nichts weiter zu thun haben, und des Brautstandes ward vollends gar nicht mehr gedacht. Im Gegentheil litt er nicht einmal, daß Margarethe bei ihrer Abreise nach der Stadt ihrem jungen Freunde ein Lebewohl sagte.

Während ihrer dreijährigen Abwesenheit starben Wilhelms Eltern. Ein Oheim, der alte ehrliche Fischer Leuthold, nahm den verwaisten Knaben zu sich und gewann durch ihn einen treuen Stab seines Alters: denn Philipp, sein eigener Sohn, befand sich in der Hauptstadt, hatte dort eine reiche Wittwe geheirathet und den Titel

eines Hoffischers erhalten, war aber über diese Standeserhöhung völlig zum Narren geworden.

Der gefällige Tod versetzte ihn, nach einer kurzen unlustigen Ehe, in den fröhlichsten Wittwerstand und in den Besitz einer nicht unbedeutenden Erbschaft. Kurz nachher machte er eine Reise in sein Vaterdorf, um sich dort im Glanze eines städtischen Modeherrn dem staunenden Volke zu zeigen. Er trug goldene Ohrringe, blinzelte durch eine Brille, und eine große englische Dogge ging ihm überall auf der Ferse nach. Gegen seinen Vater und alle andere Bewohner seines Geburtsortes betrug er sich frech, naseweis und hoffärtig; dagegen rühmte er sich eines vertrauten Umgangs mit Standespersonen der Hauptstadt, und sprach von ihnen nicht anders, als wären es seine Dutzbrüder. Der alte Leuthold, dem das windige Wesen seines Sohnes im höchsten Grade mißfiel, zuckte bei dessen Aufschneidereien die Achsel und seufzte den biblischen Spruch: „So jemand sich lässet dünken, er sey etwas, so er doch nichts ist, der betrüget sich selbst.“ —

Philipp sah Margarethen, sie gefiel seinen bebrillten Augen, und in der nächsten Stunde warb er bei ihrem Vater um sie. Herr Zander besann sich keinen Augenblick, dem wichtigen Manne, der Vermögen und einen Hoftitel besaß, sein Jawort zu geben. Vergebens warf sich Margarethe vor ihm auf die Knie und bat weinend, ihrem widerstrebenden Herzen keine Gewalt anzuthun. Er stieß sie mit rauhen Worten von sich, und bestimmte im Einverständniß mit dem unzarten Bräutigam den Verlobungstag.

Welcher Schrecken für den armen Wilhelm, als Philipp nach Hause kam und sich deß über ihn erhaltenen Sieges mit schnöden Worten rühmte! Dem Unglücklichen war sein

Leben nun nicht mehr lieb. Er ging am einsamen Strome weinend auf und nieder, und stand oft auf dem Sprunge, sich hineinzustürzen. Doch immer war es ihm, als hielte ihn ein guter Engel zurück.

Um Mitternacht schlich er mit seiner Zither, worauf er oft an Margarethens Seite fröhliche Gesänge und Tänze gespielt hatte, vor ihr Fenster und sang ein trauriges Lied voll Verzweiflung und Lebensüberdruß. Er hoffte, Meister Zander schlafe so fest, daß er dieses Schwanenlied nicht höre; aber indem Wilhelm am Schluß desselben die Worte sang:

„Ins Fluthengrab
Hinab, hinab!“

stürmte der Alte aus der Thür heraus und schrie: „Immer ertränke dich, du Lump! An dir ist nichts verloren!“ — Wilhelm floh, von einem Steinhagel und nachgehetzten Hunden verfolgt.

Den Tag hernach hatte Meister Zander seinem künftigen Eidam zu Ehren eine große Fischerei angestellt. Wilhelm mußte als Gehülfe seines Pflegevaters dabei seyn und ertrug alle Kränkungen, die ihm von Margarethens Vater und ihrem aufgedrungenen Bräutigam widerfuhren, mit stiller Gelassenheit.

Es war ein schwüler, mit Gewittern drohender Tag. Bei der Heimfahrt, die sich bis gegen Abend verzog, brach das Unwetter aus. Wilhelm, Philipp und dessen Vater saßen in Einem Nachen beisammen. Vor ihnen her ruderte der Obermeister allein. Die sturmbewegten Wellen schäumten und tobten und trieben mit den leichten Fahrzeugen ihr gefährliches Spiel. Die Schiffer arbeiteten sich muthig hindurch und hatten beinahe schon ihr Dorf erreicht, als

der Sturm zu einem fürchterlichen Orkan wurde. Zander, in seinem fliegenden Kahne stehend, verlor das Gleichgewicht und fiel in den Strom. „Gott erbarme sich!“ schrie Leuthold und beschwor seinen Sohn, den Verunglückten zu retten. „Ei was!“ brummte Philipp: „Soll ich mir meine Kleider verderben? — Der alte Wallfisch kann schwimmen und wird sich selbst auf's Trockne helfen.“ — Doch eh' er noch diese Worte völlig ausgesprochen hatte, stürzte sich Wilhelm in die brausende Fluth und brachte mit Anstrengung aller seiner Kräfte den ohnmächtigen Alten glücklich ans Ufer.

Angstvoll war Margarethe ihrem Vater dahin entgegen gegangen. Sie sah ihn aus einer Lebensgefahr gerettet, von ihrem Geliebten gerettet! Stumm vor Wehmuth dankte sie Diesem mit einem Druck der Hand. In ihren Armen erhielt der Greis sein Bewußtseyn wieder. Er sah den Jüngling ganz durchnäßt vor sich stehen und fragte sanft: „Entrissest Du mich dem Tode?“ — „Gott, durch mich;“ antwortete Wilhelm. „Ja, dieser brave Junge war Euer Retter!“ rief Leuthold, der jetzt ans Land stieg. „Ich muß dagegen meinen eigenen Sohn bei Euch anklagen. Er versagte Euch seinen Beistand, um seine Kleider nicht naß werden zu lassen.“ —

„Ich hielt die Sache nicht für so gefährlich;“ sagte Philipp mit vornehmer Nachlässigkeit und rauchte seine Pfeife Tabak ruhig fort.

Zander sah ihn finster an, reichte Wilhelmen die Hand und sprach: „Ich danke dir indessen. Morgen reden wir weiter darüber.“

Tages darauf ließ er, zur Feier seiner Lebenserhaltung, ein Freudenmahl bereiten und Wilhelmen, Leutholden und andere Nachbarn dazu einladen. Philipp erschien als un-

gebetener Gast. Zander stellte sich, als bemerke er ihn nicht. Als die Eingeladenen versammelt waren, trat er in ihre Mitte und sprach: „Ich will heute zwei Würfe mit Einem Steine thun und neben dem Feste meiner Lebensrettung zugleich die Verlobung meiner Tochter feiern.“ — Philipp horchte hoch auf, bückte sich freundlich und kam mit zierlichen Tanzsprüngen näher. Doch Zander warf ihm die flache Hand entgegen und sagte: „Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen, Herr Hoffischer! Wer einen Lappen auf seinem Leibe höher schätzt, als mich, der ist nicht würdig, mein Schwiegersohn zu werden. — Aber dort steht ein edler Mensch! Ich verachtete ihn — ich höhnte und mißhandelte ihn — ich wollte das Band der Liebe zwischen ihm und meiner Tochter zerreißen — und es wäre daher wahrlich kein Wunder gewesen, wenn er gestern, als ich in den Strom fiel, gedacht hätte: der alte Murrkopf mag immer da enden, daß er nicht weiter hadern und dich von deinem Mädchen verdrängen kann. — Aber so menschenfeindlich dachte Wilhelm nicht. Er rettete mit eigener Lebensgefahr seinen Feind und erwarb sich dadurch einen Freund, einen Vater, ein liebes Weib und Haus und Hof.“ —

Das gesagt, führte er das frohbestürzte Mädchen dem hochherzigen Jüngling zu und vereinigte segnend ihre Hände.

Jedermann glaubte, Philipp würde einen lebhaften Einspruch thun, oder sich mit empfindlichen Aeußerungen entfernen. Doch er blieb, warf sich in die Brust und sagte mit einer frechen Miene: „Ich danke Euch, Herr Zander, daß Ihr mich von einer Fessel, die ich mir aus Uebereilung anlegte, wieder befreit. In großen Städten lebt ein unverheiratheter Mann viel glücklicher, als ein Anderer, der nach jedem lustigen Tage, den er sich ausser dem Hause ge-

macht hat, eine Gardinenpredigt erwarten muß. Ein Großstädter, wie unser einer, verträgt sich allenfalls nur mit einer in Residenzen erzogenen Gattin, die mit den dort herrschenden Sitten bekannt ist und an den liebenswürdigen Ausgelassenheiten eines Weltmanns kein Aergerniß nimmt.“ —

„Hört doch,“ rief Zander, „hört doch, wie der Fuchs die Traube, die er nicht erreichen kann, für sauer erklärt!“ — Es erscholl ein weibliches Gelächter; doch war es nicht mächtig genug, den Unverschämten von dannen zu treiben. Er setzte sich ohne Umstände mit zu Tische und plauderte vom Hof- und Stadtleben wie ein geschwätziger Staar. Es erging ihm aber auch wie diesem unnützen Vogel: man achtete nicht seines Geplärrs, sondern ergötzte sich nur an den beiden Liebenden, die glücklicher und zufriedener waren, als besäßen sie alle Throne und Hauptstädte der Welt.

VI.

Bestrafte Ruhmredigkeit.

Herr Arnold, ein unverheiratheter Mann von einigen dreißig Jahren, besaß in einer volkreichen Stadt ein schönes Haus, das wir mit einer Symphonie von Mozart oder einem andern berühmten Tonkünstler vergleichen wollen, weil wir die neuerlich verkündigte ästhetische Lehre, daß die Baukunst gefrorne Musik sey, in gläubiger Demuth annehmen. — Arnolds steinerne Symphonie war ein Werk von solchem Umfange, daß zehn Familien darin Platz gehabt hätten; er aber breitete sich in dem weiten Raume ganz allein aus, und zeigte sich meistens den ganzen Tag mit einem Buche in der Hand am Fenster. Mit dem Schlage der Mittagsstunde ging er sehr sauber gekleidet in ein öffentliches Gasthaus, nahm dort, getrennt von den übrigen Gästen, in einem einsamen Zimmer seine Mahlzeit ein, und eilte dann, ohne mit Jemand ein Wort gewechselt zu haben, in sein Kloster zurück.

Aus dem allen ergibt sich, daß er ein ungeselliger Sonderling war. Er hatte keinen Umgang als mit seinen Verwandten; und auch mit diesen kam er einzig und allein an den hohen Festen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnach-

ten an einer kleinen, nur aus drei Personen bestehenden Familientafel zusammen. Jeden ersten Feiertag machte sein Mühmchen, Ulrike Rebhuhn, die Wirthin; den folgenden Tag gab Vetter Kiesling ein Gastmahl von drei Gedecken, und am dritten Feiertage erwiederte Arnold Gleiches mit Gleichem. Bei diesem letztern Schmause ward aber mehr gegähnt, als gesprochen, weil Wirth und Gäste den seichten Born ihrer Unterhaltung schon in den vorigen Tagen erschöpft hatten.

Ulrike war eine vierzigjährige Jungfrau, die jedoch das Gelübde des ehelosen Lebens noch keineswegs gethan hatte. Es warben auch fort und fort, von ihrem nicht unbeträchtlichen Vermögen angelockt, mancherlei Glücksjäger um ihre Hand; aber sie hütete sich, ihr gutes Gold gegen die falsche Münze der Liebesheuchelei umzusetzen. Im Gegentheil wollte sie selbst durch Heirath ein ansehnliches Aufgeld gewinnen. Zu dieser Absicht hatte sie den reichen Arnold scharf auf dem Korne, und legte es seit vielen Jahren zu Ostern und Pfingsten darauf an, daß er ihr sich und seine Habe zum Weihnachtsgeschenk darbringen sollte. Doch der kalte Mann blieb immer abgeneigt, sie durch diese Bescherung zu erfreuen. Er bemühte sich vielmehr, den Vetter Kiesling zum Blitzableiter ihrer Zärtlichkeit zu brauchen. Aber dieser geizige Cyniker, der sogar das Waschwasser schonte, war der zierlichen Ulrike ein Dorn im Auge. Er schlotterte beständig, seinen Verwandten zur Schande, in geschmacklosen Kleidern herum, kaufte bei öffentlichen Versteigerungen, die er täglich besuchte, alles alte Gerümpel, das er wohlfeil erhalten konnte, und schämte sich nicht, einen eroberten Borstbesen oder eine Ofengabel selbst nach Hause zu tragen.

Einst gegen Ostern, als Ulrike schon zu dem gewöhnlichen Gastmahle die nöthigen Zurüstungen machte, verschwand

Herr Arnold. Man sah ihn weder am Fenster noch auf der Straße, und seine Hausthür war fest verschlossen. Die Nachbarn, denen er, da er täglich Punkt zwölf Uhr ausging, als Sonnenzeiger und Mittagsglocke gedient hatte, vermißten ihn mit Verwunderung. Es ward viel darüber gesprochen. Ulrike und Kiesling erfuhren es und machten sich eilig auf die Beine, um sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen.

Sie klopften zu verschiedenen Tageszeiten an die Pforte der Einsiedelei, aber Niemand that ihnen auf. Was sollten sie denken? Bei jedem Andern konnte man sich vorstellen, daß er eine Reise unternommen habe; aber Arnolds, des menschenscheuen und bequemen Arnolds eiserne Lebensgewohnheit ließ diesen Gedanken nicht aufkommen. Eher mußte man glauben, daß er plötzlich in seiner Wohnung gestorben sey. Diese Vermuthung ward immer wahrscheinlicher und bewog die Verwandten, das Haus gerichtlich öffnen zu lassen. Man fand die Zimmer in der zierlichsten Ordnung, aber keinen entseelten Leichnam, wie man erwartet hatte.

Kurz darauf, am ersten Ostertage, saßen Kiesling und Ulrike beisammen und genossen, unter langweiligen Gesprächen über den so räthselhaft verschwundenen Drittmann, das übliche Festmahl. Da kam ein eilender Unglücksbote mit der Nachricht: es sey am Ufer des Stroms ein todter Körper angeschwommen, der allgemein für Arnolds Leiche gehalten werde. —

Ulrike hatte sofort eine schickliche Ohnmacht bei der Hand. Herr Kiesling hinderte sie nicht im geringsten, diese Förmlichkeit zu beobachten. Er zog gelassen seine Schreibtafel aus der Tasche und berechnete mit der größten Gemüthsruhe den auf ihn fallenden Antheil der Erbschaft. Indes-

sen lebte die Dame aus ihrer theatralischen Erstarrung wieder auf, und ihr Gesellschafter, der gern des erfreulichen Todes völlig gewiß seyn wollte, lud sie ein, sich mit ihm an den Strom zu begeben.

Da lag denn wirklich am Ufer ein aus dem Wasser gezogener Leichnam, den Beide für ihren Vetter erkannten. Die Verwesung hatte zwar schon das Gesicht angegriffen und etwas zerstört; doch die ganze Gestalt, und besonders die Kleidung, bewiesen unwidersprechlich, daß Arnold der Verunglückte sey. Ihn umhüllte derselbe braune Frack, den er gewöhnlich trug, und den, nebst den übrigen Kleidungsstücken, sein Leibschneider, der sich unter dem versammelten Volke befand, für Schöpfungen seiner Hand erklärte. Aber den Hauptbeweis, daß man sich in der Person des Ertrunkenen nicht irre, gab das Hemd, das mit Arnolds Namen bezeichnet war.

Bei diesen Umständen hielt es Ulrike für eine heilige Pflicht, ein ehrenvolles Begräbniß zu besorgen. Aber Kiesling, mit dem sie nach der Rückkehr in ihre Wohnung darüber sprach, behauptete: ein muthmaßlicher Selbstmörder sey es nicht werth, daß man sich seiner annehme; man müsse ihn ganz verläugnen, und es der Obrigkeit anheim stellen, ihn unter die Erde zu bringen. „Himmel!“ rief Ulrike, „wie könnt' ich ein solches Kieselherz haben? Wie könnt' ich den Mann ohne Sang und Klang an der Kirchhofsmauer verscharren sehen, der wahrscheinlich aus Verzweiflung in die Fluthen sprang, um das Feuer einer geheimen Leidenschaft zu löschen?“ — Kiesling klotzte sie an und fragte, was sie mit diesen dunkeln Worten sagen wolle. „Das begreift so ein Eisbär, wie Ihr, freilich nicht!“ antwortete sie. „Aber ich weiß es leider nur zu gewiß, daß ich, obgleich schuldlos, Arnolds Mörderin bin.

Er liebte mich: doch meine jungfräuliche Strenge — —" Kiesling fiel ihr mit einem schmetternden Gelächter ins Wort und benahm ihr damit die Lust, ihr Hirngespinst weiter zu entwickeln.

Arnolds stiller und sittlicher Lebenswandel begünstigte den milden Glauben, daß er zufällig im Wasser verunglückt sey. Die Obrigkeit und die Geistlichen fanden daher kein Bedenken, eine feierliche Beerdigung zu gestatten. Ulrike veranstaltete sie mit verschwenderischem Pomp und bestellte bei dem berühmtesten Bildhauer des Orts einen prächtigen Leichenstein. Der geizige Miterbe regte sich nicht weiter dagegen, weil sie großmüthig erklärt hatte, die Kosten der Bestattung und des Grabmahls allein zu bestreiten.

Das konnte sie denn auch leicht. Arnolds hinterlassenes Vermögen betrug wenigstens fünfzig tausend Thaler. Es ward anfangs mit gerichtlichem Siegel belegt; da aber Kiesling und Ulrike ihr gemeinschaftliches Erbrecht erwiesen und ihnen kein anderer Anspruch in den Weg trat, so ließ man ihnen bald freie Hand, sich in den Nachlaß zu theilen.

Hierzu rüsteten sie sich wie zu einer Gerichtsfehde. Kiesling erkor den streitbarsten Advokaten der Stadt zu seinem Kampfgehülfen, und Ulrike, die gegen einen solchen Helden nicht allein bestehen zu können glaubte, wählte sich einen andern, der ebenfalls ein berühmtes Mundschwert besaß. Mit diesen Bundesgenossen begaben sie sich auf den Kampfplatz im Hause des Erblassers und führten über jedes einzelne Stück des Hausgeräths und Kleidervorraths einen hitzigen Zungenkrieg. Sie stritten vom Morgen bis in die Nacht, und hatten sich noch kaum über den dritten Theil der Gegenstände auseinandergesetzt.

Der Nachtwächter verkündigte eben die zehnte Stunde,

als sie über einen alten Schlafrock im heftigsten Zanke begriffen waren. Kiesling und sein Secundant behaupteten: der Schlafrock sey ein Stück des Heergeräthes und gebühre daher dem männlichen Erben. „Was ist Heergeräth?" versetzte Ulrikens Partisan. „Es ist die Kriegsrüstung des Mannes, sammt allem andern Geräthe, das im Kriege und zu dessen Führung erfordert wird. Also paßt der Schlafrock nicht in dieses Fach; denn der Soldat braucht keinen. Es mag zwar wohl in vorigen Zeiten mancher alte General damit versehen gewesen seyn und sich auch besser, als in den Harnisch, darein geschickt haben; doch solche Ausnahmen von der Regel können hier nicht entscheiden."

Trotz dieser vernünftigen Vorstellung bestand die Gegenpartei auf ihrem Kopfe, und Kiesling wollte sich in den Besitz des streitigen Kleinods mit Gewalt setzen. Er warf es auf den Platz, wo er seine schon abgetheilten Erbstücke aufgehäuft hatte. Ulrike zog es wieder nach ihrem Gebiete hin. Jener ließ die Beute nicht fahren; und so standen sie mit grimmigen Gesichtern und funkelnden Augen einander gegenüber, und zerrten und zogen an dem mürben Schlafrock so lange, bis er in der Mitte von einander riß und Beide, mit einer Hälfte in der Hand, rücklings zu Boden fielen.

Die Rechtsgelehrten brachen unaufhaltsam in ein Gelächter aus und jeder von ihnen half seiner Partei wieder auf die Füße. „Lassen Sie mich einen Vorschlag zur Güte thun!" sagte der Eine. „Friede nährt, Unfriede verzehrt! Davon sehen wir an diesem unglücklichen Schlafrock ein trauriges Beispiel. Wie wär' es daher, wenn Sie durch eine zärtliche Vereinigung aller Fehde ein Ende machten? Sie sind beide noch unvermählt, sind beide weder zu jung,

noch zu alt, in den Stand der Ehe zu treten: was hält Sie ab, sich mit einander zu verbinden und auf diese Art der schönen Erbschaft unzertrennt zu genießen?“ —

„Ein herrlicher Einfall, bei meiner Seele!“ rief Kiesling.

„Das glaub' ich!“ sprach Ulrike mit einem schnöden, gezierten Tone. „Der Herr Vetter könnte sich diesen Vorschlag ohne Bedenken gefallen lassen.“

„Ho! ho!“ fuhr Jener auf. „Es ist noch die Frage, wer dabei gewinnen oder verlieren würde. Aber ich wag's!“

Mit diesen schmeichelhaften Worten bot er ihr seine lange dürre Hand. Sie wandte sich und schüttelte sich, als griffe der Tod nach ihr. Doch der Anwalt, der sich zum Ehestifter aufgeworfen hatte, stellte ihr den Vortheil, die ganze ungetheilte Erbschaft zu erheirathen, mit so eindringender Beredtsamkeit vor, daß dadurch der unempfindliche Stein ihres Herzens bewegt wurde. Sie verbesserte nach und nach die unartige Stellung, in welcher sie dem verhaßten Freier den Rücken zukehrte; und als sie so ihre Vorderseite langsam herumgeschraubt hatte, sagte sie mit einem feierlichen Tone: „Ich weiß, Herr Vetter, daß ich die feine, zartfühlende Seele, die mich bis zum Sterben liebte, in Ihnen nicht wieder finde. Sie sind ein ungeschliffener — Diamant, denn Ihr Gemüth ist im Grunde nicht böse; und blos in dieser Rücksicht will ich mich zu dem heiligen Bunde, der allen weitern Streit zwischen uns aufhebt, entschließen. Ich bedinge mir jedoch, daß Sie die rauhe Rinde, die Sie umgibt, abwerfen und sich besonders des Aus- und Eingangs in den schmutzigen Höhlen der öffentlichen Versteigerungen gänzlich enthalten. Wagen Sie es ja nicht, wenn wir verbunden sind, Ihr bisheriges Tröd-

lerleben fortzusetzen, und Ofengabeln oder andern solchen Plunder in eigener hoher Person über die Straße zu tragen! Thun Sie das nur ein einziges Mal, so lasse ich mich schnell wieder scheiden!" —

Kiesling hörte diese Vorhaltung ruhig an, versprach mit Hand und Mund, sich zu verfeinern, und so kam auf der Stelle die Verlobung des edlen Paares zu Stande. Es wurden Ringe gewechselt und alle schon abgetheilten Erbstücke, zum Zeichen des nun gemeinschaftlichen Besitzes, durch einander geworfen.

Während dieses lustigen Tumults bemerkte man nicht, daß ein Wagen am Hause vorfuhr. Es kamen Leute die Treppe herauf; die Stubenthür ward ohne Anklopfen geöffnet, und herein trat — Herr Arnold, von einem jungen Frauenzimmer begleitet. —

Ulrike sank mit einem Schrei auf den Sopha; ihr Bräutigam kroch unter den Tisch; die beiden Advokaten faßten wie furchtsame Kinder einander an und zogen sich rückwärts in einen Winkel.

Der vermeinte Geist blickte die unerwartete Gesellschaft eine Minute lang stumm und bewegungslos an und verließ dann erst die Thürschwelle, um seine Verwandten zu begrüßen. Aber Ulrike lag, wie entseelt, mit geschlossenen Augen da, und Kiesling, zu dem er sich unter den Tisch bückte, strampelte mit den Beinen wie ein Besessener und verbat sich hiermit alles Gespräch. So überall abgewiesen, ging er den Sachwaltern zu Leibe und fragte: wie er zu der Ehre komme, sie in seiner Wohnung zu finden.

Der Muthigste von ihnen erwiederte: die ganze Stadt glaube, er sey auf nassem Wege in die Ewigkeit gegangen, und seine Verwandten hätten sich deßhalb hierher verfügt, um seine fahrende Habe zu theilen.

„Das ist lustig!“ rief Arnold. „Man hielt mich für todt, und ich will nun erst anfangen zu leben.“

Indem er so wie ein frischer und gesunder Mensch sprach, richtete sich Ulrike hinter seinem Rücken langsam auf. Auch ihr Bräutigam schlüpfte leise unter dem Tische hervor und setzte sich neben sie. Arnold führte nun seine Begleiterin zu ihnen hin und sagte: Meine Werthesten, ich habe das Vergnügen, Ihnen hier meine Frau vorzustellen.“

Ulrike sprang wie eine Furie auf. „Was sind das für höllische Blendwerke, die meinen Geist ganz verwirren! Sie ertrinken, mein Herr! werden in Ihrem alltäglichen braunen Frack aus dem Wasser gezogen, werden mit möglichster Pracht und einer Leichenpredigt begraben, und machen dann Hochzeit!“ —

„Wie?“ rief Arnold: „Ertrunken? In meinem braunen Frack? — O, der arme, unglückliche Mann!“ —

Es war nämlich, wie er nun erzählte, vor einiger Zeit ein dürftiger, von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößter, für einen reisenden Künstler sich ausgebender Fremdling zu ihm gekommen, hatte ihn um Unterstützung gebeten, und unter andern Gaben eine vollständige Kleidung von ihm erhalten. Aber bald nachher mußte er, wie sich jetzt zeigte, aus Lebensüberdruß in den Strom gesprungen oder durch einen widrigen Zufall hinein gerathen seyn; und so war während der Zeit, daß Arnold, nach vieljährigen Einladungen, einen entfernten Freund besuchte, sich in dessen Nichte verliebte und Hochzeit machte, die wunderbare Irrung entstanden.

Ulrike gerieth bei dieser Entwicklung ganz ausser sich, und ihre Lage war in der That nicht beneidenswerth. Sie hatte einen stockfremden Menschen mit großem Aufwande begraben lassen, hatte sich wegen einer Erbschaft, die nun wie

ein Traum verschwand, mit einem unleidlichen Gesellen verlobt, und der Mann, der sich aus Liebe zu ihr getödtet haben sollte, trat ihr mit einem jungen, schönen Weibchen unter die Augen. Wäre diese unselige Erscheinung ihr allein sichtbar geworden, so hätte sie sich allenfalls darüber beruhiget: aber sie ward dadurch vor der ganzen Stadt zu Schanden, da sie überall herum geprahlt hatte, daß Arnold zum Sterben in sie verliebt gewesen sey und ihre Sprödigkeit ihn in die Wellen gejagt habe. Die Vorstellung dieser öffentlichen und unauslöschlichen Schmach ergriff sie so heftig, daß sie in eine neue Ohnmacht fiel. Wir verlassen sie darin ohne Bedauern, weil eitle Ruhmredigkeit, sie zeige sich in welchem Felde sie will, Strafe verdient.

VII.

Der Dechant von Badajoz.

Das Hochstift zu Badajoz in Spanien erfreute sich vor uralter Zeit eines sehr gelehrten Dechanten, der durch seine Weisheit und Beredtsamkeit den Beinamen Goldmund gewann. Aber die leidigen Blasebälge des Ruhms und der Schmeichelei, die dem geistlichen Herrn immer in die Ohren hauchten, blähten ihn so auf, daß ihm seine Dechanei zu enge ward. Er dünkte sich eines Erzbisthums oder gar der dreifachen Krone würdig; doch sah er keine Möglichkeit, dahin zu gelangen, und das quälte ihn Tag und Nacht.

Während dieser Gährung seines unzufriedenen Gemüths erscholl das Gerücht: es hause in der Gegend von Toledo ein Schwarzkünstler, Namens Mendoza, der unerhörte Wunderthaten verrichte. „Ei, so kann er auch vielleicht einem Dechanten zum Bischofsstabe verhelfen!" sagte Goldmund zu sich selbst. „Es ziemt zwar einem Geistlichen nicht, mit solchen anrüchtigen Leuten zu verkehren: aber, vom Teufel der Ehrsucht besessen, bin ich gezwungen, bei einem Teufelsbanner Hülfe zu suchen."

Er sprach's, ließ sein Maulthier satteln, und ritt gen

Toledo. Unfern davon lebte Mendoza auf einem Dorfe. Sein Wohnhaus war leicht zu finden, denn Krüppel aller Art, die von ihm geheilt seyn wollten, hatten sich vor seiner Thür gelagert. Der Dechant sprengte sie auseinander, band seinen Maulesel an den Pfortenring, und ging mit dem Pfauenschritt des Stolzes ins Haus hinein.

Mendoza, ein silberhaariger Greis, empfing ihn mit ernster Feierlichkeit. Er trug ein schwarzes Gewand und einen wilden, struppigen Bart, der damals das Aushängeschild der Weisheit war, und jetzt an vielen Köpfen (die kriegerischen ausgenommen) das Handwerkszeichen der Thorheit ist. — „Sennor!“ sagte Goldmund: „es ist kaum nöthig, daß ich mich Eurer Allwissenheit nenne. Ich bin der Dechant von Badajoz, und gelte für einen Meister in Künsten und Wissenschaften, doch bin ich gekommen, um Euer Schüler zu werden. Lehrt mich Eure Weisheit, die das Geisterreich beherrscht, und sich sogar das widerspenstige Glück unterwirft! Ich brenne vor Begierde, mich auf den Flügeln der Magie zu hohen geistlichen Würden zu erheben; und gelingt mir das, Sennor, so werde ich mich dafür gegen Euch sehr dankbar bezeigen.“ —

„Dankbar?“ — sagte Mendoza mit ungläubigem Lächeln. „Die Menschen, Herr Dechant, sind ein undankbares Geschlecht. Das ist ein Erfahrungssatz, den wohl am wenigsten ein Priester widerlegen würde.“ —

„Was hör' ich!“ rief Goldmund. „Ihr beschuldigt die Glieder meines Standes vor allen andern Menschen der Undankbarkeit? — Wohlan, versuchts mit mir! Ich werde die Ehre meiner Amtsbrüder auf eine glänzende Weise retten.“

„Ein Wort, ein Mann!“ sagte Mendoza. „Auf dieses Versprechen will ich meinen Unterricht wagen.“ —

Er öffnete jetzt eine Thür, die nach der Küche hinaus ging, und rief mit lauter Stimme: „Anna, stecke zwei Rebhühner an den Spieß! Der Herr Dechant speiset hier.“

Darauf führte er seinen Gast in ein schwarzberauchtes, mit Zauberbüchern und Geräthen der Goldmacherkunst angefülltes Gewölbe, das er seine Werkstatt nannte. Die größte Merkwürdigkeit dieses Gemachs waren einige kleine schwarze Teufelchen, die, in gläserne Flaschen eingeschlossen, den ankommenden Fremdling mit drolligen Verbeugungen und Freudensprüngen begrüßten.

„Setzt Euch, Herr Dechant!“ sagte Mendoza. „Meine Weisheit ist trocken; wir wollen sie mit gutem Wein befeuchten.“

Er hob am Fußboden eine Fallthür auf, stieg mehrere Stufen hinab, kehrte mit einem steinernen Kruge zurück, schenkte daraus zwei Becher voll, nahm vom Sims eine krystallene Phiole, und goß aus derselben, unter dumpfem Gemurmel unverständlicher Zaubersprüche, ein paar purpurfarbene Tropfen in den Pokal, den er dem Dechanten, mit freundlicher Nöthigung zum Trinken, hinreichte. Goldmund trank. Wie lange sie aber gebechert haben, darüber sind keine sichere Nachrichten vorhanden, und wir haben auch wichtigere Dinge zu melden.

Es starb nämlich bald darauf der Bischof von Badajoz, und der erledigte Krummstab ward unserm Dechanten ertheilt. Von allen Seiten strömten ihm Glückwünsche zu. Auch Mendoza erschien in Person und empfahl sich seiner Gunst und — Erkenntlichkeit: denn die Erschaffung des neuen Bischofs war sein Werk. Der Hochwürdige dankte seinem Beförderer unter vier Augen mit den lieblichsten Worten, bat aber um Verzeihung, daß sich seine Dank-

beflissenheit nicht sofort thätig erweisen könne. „Ich muß mich jetzt,“ sprach er, „auf einen höhern Fuß einrichten, und diese dringenden Ausgaben erschöpfen meinen Seckel. Zieht aber deßhalb Eure Hand nicht von mir ab, lieber Freund! Arbeitet mich vielmehr noch höher empor, und der verschobene Abtrag meiner Schuld soll Euch treffliche Zinsen tragen.“

Mendoza verbeugte sich und nahm die Anweisung auf die Zukunft ohne Widerspruch an. Er trieb seine Artigkeit noch weiter; er ließ sich in Badajoz nieder und ging Sr. Hochwürden in allen Geschäften mit Rath und That an die Hand. So saß denn gewissermaßen der Teufel auf dem bischöflichen Stuhle. Doch er spielte seine Rolle untadelhaft, und mischte die Karten so geschickt, daß der Ruhm des Bischofs von Badajoz durch ganz Spanien erscholl und er nach kurzer Zeit zum Erzbischof von Sevilla ernannt wurde. Auf der Reise dahin hörte er von tausend Lippen das alte spanische Sprichwort: „Wem Gott wohl will, dem gibt er in Sevilla zu essen.“

Auch dahin folgte ihm Mendoza, und nahm sich bald nach ihrem Einzuge die Freiheit, seinen hochwürdigsten Schuldner um die versprochene Belohnung höflich zu ersuchen. „Ich begehre kein baares Geld;“ setzte er mildernd hinzu: „Ich erbitte mir blos ein Pfründchen für meinen Sohn, der eben jetzt seine gelehrte Laufbahn auf der hohen Schule zu Toledo vollendet hat.“

„Ich werde seiner bestens gedenken,“ sagte der Erzbischof; „laßt uns nur einen günstigern Zeitpunkt erwarten. Ich muß erst noch verschiedene andere Schützlinge, die mir von hoher Hand empfohlen wurden, unter Dach bringen. Sobald ich mir aber diese lästigen Menschen vom Halse geschafft habe, werde ich mich der Sorge für Euren lie-

den Sohn mit ganzer Seele widmen, und er soll bei diesem Verzuge gewinnen: denn ich steige wahrscheinlich indessen noch ein Stückchen weiter zum Vatikan hinauf, und je höher ich stehe, je mehr kann ich für meine Freunde wirken.“ —

Der Magus ließ sich abermals beschwichtigen, und fuhr unermüdet fort, alle Zaubermaschinen, die ihm zu Gebote standen, für seinen Gönner in Bewegung zu setzen. Sein Diensteifer hatte auch bald die ersprießliche Folge, daß Seine päpstliche Heiligkeit dem Erzbischof den rothen Hut übersandte und ihn nach Rom berief, um dort gleich den übrigen Fürsten der Kirche im Cardinals-Collegium Sitz und Stimme zu haben. Alle Welt staunte über des Emporkömmlings reißende Fortschritte, doch er selbst fand sie lediglich seinen hohen Verdiensten angemessen, und betrachtete das Glück, das ihn so wundersam auf den Händen trug, als einen unnützen Knecht, der nichts weiter als seine Schuldigkeit thue.

Mendoza begleitete den Cardinal nach Rom. Seine Eminenz bezeigte sich dort wie überall sehr gnädig gegen ihn, aber von Pfründen oder andern Belohnungen war nicht die Rede. Er sah sich endlich gezwungen, ein leises Mahnwörtchen fallen zu lassen. „Geduld, Alter!“ sagte der Cardinal: „wir wollen nächstens unsere Rechnung abschließen. Ich gleiche jetzt einem Manne, der sich unter Weges befindet und nur noch eine kleine Strecke von dem Orte seiner Bestimmung entfernt ist. Er hat nicht Zeit, sich aufzuhalten; er verschiebt alle Geschäfte bis zum ruhigen Ziele der Reise. — So auch ich. Mein Ziel ist der päpstliche Stuhl. Du und das Glück werden mich bald hinauf heben. Der heilige Vater wanket, alt und schwach, seiner Grube zu; er kann nicht lange mehr herrschen; und

nach allem, was bisher mit mir vorging, ist es außer Zweifel, daß ich zu seinem Nachfolger gewählt werde. Dann, Freund, dann sollst Du den Vorwurf des Undanks, den Du einst den Priestern machtest, durch das Oberhaupt der Kirche stattlich widerlegt sehen.“ —

Was geschah! der Papst starb; die Cardinäle bezogen die gewöhnlichen Wahlzimmer im vatikanischen Palaste, und Mendoza ließ sich in Goldmunds Zelle als dessen Famulus mit einschließen. Aber der vorgebliche Diener beherrschte durch seine geheimen Künste die erlauchte Wahlversammlung, und zauberte glücklich unserm spanischen Cardinal die päpstliche Krone auf's Haupt.

Der neue Statthalter Gottes hatte nun nicht nur die Schlüssel des Himmels, sondern auch die Schlüssel zu einer ergiebigen Schatzkammer in den Händen, und durfte nur einen tapfern Griff hinein thun, um den Schöpfer seiner Größe und Herrlichkeit zufrieden zu stellen: aber dessen ungeachtet bekam der Zauberer nicht so viel, als man vom Nagel blasen kann. Der heilige Vater bereicherte blos, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, eine Schaar von Verwandten, die gleich einem Schwarme hungriger Fliegen aus Spanien anlangte.

Mendoza blieb lange Zeit ein geduldiger Zuschauer. Da man aber seiner ganz vergaß, und ihn, dessen Hülfe nicht weiter nöthig war, als eine Null im Vatikan behandelte: so faßte er sich endlich ein Herz, den undankbaren Papst an die hohen Versprechungen des Dechanten, des Bischofs, des Erzbischofs und des Cardinals zu erinnern. Er that es mit der bescheidensten Demuth; aber stolz sah der heilige Vater auf ihn herab und sagte mit furchtbarer Stimme: „Wie kannst Du Dich erfrechen, die Aemter und Würden, die mir durch Gottes Gnaden zu Theil wur-

den, auf Deine Rechnung zu schreiben? — Dein Bekenntniß, daß Du Werke der Finsterniß treibst, überliefert Dich dem peinlichen Gericht und dem Tode: doch aus besonderer Huld will ich die verdiente Lebensstrafe in Verbannung verwandeln. Hebe Dich aus meinen Augen, verlaß sofort die Stadt Rom, und innerhalb dreier Tage den Kirchenstaat! — Findet man Dich nachher noch irgenwo auf meinem Gebiete, so ist der Scheiterhaufen dein Loos!“ —

Unerschrocken, ohne Vertheidigung, ohne Vorwurf ließ Mendoza diesen Bannspruch auf sich herabdonnern, wandte sich kaltblütig und rief: Anna, ziehe die Rebhühner vom Spieße! Der Herr Dechant speiset nicht hier!“

Der heilige Vater schauderte bei diesen Worten zusammen, rieb sich die Augen, und mit Schrecken sah er sich aus dem prächtigen vatikanischen Palaste in die rußige Werkstätte des Schwarzkünstlers versetzt, wo er in einem alten Lehnstuhle den schönsten Traum seines Lebens geträumt hatte. — Wie man in manchem Schauspiele von Shakspeare die Begebenheiten einer Reihe von Jahren in drei Stunden auf der Bühne darstellen sieht: so war Herr Goldmund, von einem Zaubertrank berauscht, in noch kürzerer Zeit Bischof, Erzbischof, Cardinal und Papst gewesen, und taumelte jetzt wieder als Dechant von Badajoz aus den hölzernen Armen eines gebrechlichen Schlafsessels empor. Mendoza, der Baumeister jener Luftschlösser, sah ihm scharf ins Gesicht; die Teufelchen in den gläsernen Kerkern sprangen mit Gelächter auf und nieder und klatschten in die Hände. Der entthronte Priester konnte vor Scham, daß er in der mit ihm angestellten Herzensprüfung so schlecht bestand, die Augen nicht aufschlagen. Er stürzte, ohne Abschied zu nehmen, zur Thür hinaus, fand

seinen Maulesel an der Hauspforte noch angebunden, schwang sich auf, und trabte durch Nacht und Nebel wieder nach seiner Dechanei zu.

Kaum war er einen Büchsenschuß weit geritten, als hinter ihm eine Person so rasch und unhöflich aufsprang, daß sie ihn beinahe vom Esel geworfen hätte. Wild sah er sich um. Himmel! da erblickte er einen langen, schwarzen gehörnten Unhold, dessen feurige Augen wie Laternen durch die Finsterniß leuchteten. Mit Entsetzen fuhr der Dechant im Sattel empor, um dem schrecklichen Reisegefährten den Esel allein zu überlassen; aber der Schwarze legte ihm seine Drachenklauen freundschaftlich auf die Achseln und sagte: „Bleib, Pfäfflein, bleib! Ich wollte Dir nur die Lehre mit auf den Weg geben, daß Undank sogar in den Augen des Teufels ein abscheuliches Laster ist.“ —

VIII.

Der natürliche Sohn.

Am Abend eines heißen Tages ging Hannchen mit leichten Schritten zwischen den Gartenbeeten auf und nieder und tränkte Pflanzen und Blumen. Plötzlich zog ihr Jemand, der hinter ihrem Rücken herangeschlichen war, die Gießkanne aus der Hand. Erschrocken wandte sie sich. Da stand Robert, ihr erklärter Liebhaber, und triumphirte über den gelungenen Spaß.

„Ei, du Faulenzer!“ sagte sie. „Hast du schon so zeitig Feierabend gemacht?“

„Schilt nicht, liebes Hannchen!“ sprach er mit einem kindlich bittenden Tone. „Das Wetter ist gar zu schön!“

„Und der Schelm wußte, daß meine Mutter nicht zu Hause ist!“ setzte sie mit einem sanften Backenstreiche hinzu.

Erröthend lief Robert mit der Gießkanne fort und schöpfte Wasser. Der Garten ward unter Scherz und Lachen vollends erfrischt. Nachher sangen sie fröhliche Lieder, spielten blinde Kuh, und befragten das bekannte Blumenorakel, welches für Beide den erfreulichen Ausspruch that, daß sie einander von Herzen liebten.

Indem sie sich in der Nähe des Gartenzaunes, der an

der Landstraße hinlief, auf solche Art unterhielten, hörten sie draußen den keuchenden Galopp eines Pferdes. „Da kommt wohl ein Courier!“ sagte Hannchen. Sie guckten über den Zaun und hatten Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken, als sie den Arzt des Städtchens, den Herrn Doktor Wurzel, daher sprengen sahn. Er war wie Don Quixote ein Ritter von der traurigen Gestalt. Die Schenkel seines alten Fliegenschimmels standen am Rückgrathe so spitz hervor, daß man sie zum Anhängen eines Korbes gebrauchen konnte. Aber wie ein standhafter, dem Unglück trotzender Mann trug der vierbeinige Greis seinen langen Hals sehr aufrecht; und ob er gleich fast ganz mit Blindheit geschlagen war, so sah er doch immer mit rückwärts geworfenem Kopfe nach den Wolken. Diese schlimme, auch vielen Menschen eigene Gewohnheit, hoch in die Lüfte zu schauen und unter sich die Steine des Anstoßes unbeachtet zu lassen, verursachte manchen Sturz, der unsern Ritter in Gefahr setzte, Hals und Beine zu brechen. Er verwahrte die letztern durch steife Stiefeln, die beinahe den ganzen Schenkel bedeckten, und dennoch in Ansehung ihrer Länge nur Knabenstiefeln glichen: denn ihr gelehrter Inhaber war ein kleines, winziges Männchen. Er und sein langhalsiges Roß bildeten zusammen die Gestalt eines Kameels, wobei Er die Rolle des Höckers spielte. Bei dem allen gab er sich durch seine Tracht das Ansehn eines tüchtigen Raufbolds. Er trug einen großen, soldatisch aufgestutzten Hut, und ein Schwert an der Hüfte, das so groß war als er selbst.

Hannchen, die sich mit dem possirlichen Manne gern neckte, warf ihm, als er, ohne sie zu bemerken, vorbei jagte, eine Erdscholle auf den Hut. Fluchend sah er unter dem gewaltigen Dreieck hervor, und warnte mit scheinbarem

Ernst, sein junges Pferd nicht scheu zu machen. Er ward aber sogleich wieder freundlich, als er Roberten erblickte. „Ha, Freund! bist du hier?“ rief er ihm zu. „Ich wollte dich eben besuchen, um dir eine Sache von höchster Wichtigkeit zu entdecken.“

Er stieg vor der Gartenthür ab, ließ seinen Gaul, der aus Schwäche treu war, frank und frei stehen und ging hinein. Robert und Hannchen kamen ihm entgegen. Er sprang, wie von einer unerwarteten Erscheinung überrascht, einige Schritte zurück, stellte sich mit ausgespreitzten Beinen und eingestemmten Armen dem Jüngling gegenüber, starrte ihn ein Weilchen an und rief aus: „Hol' mich der Tod! wie aus den Augen geschnitten!“ — Hierauf zog er seinen Hut ab und sagte mit einer feierlichen Verbeugung: „Ich empfehle mich Hochdenenselben zu Gnaden.“

Die jungen Leute wußten nicht, ob er ein Glas über den Durst getrunken habe oder im Kopfe nicht richtig sey. Robert lächelte schweigend; aber das lebhafte, mit besserm Mundwerk versehene Mädchen sagte: „Der Herr Doktor scherzen heute sehr räthselhaft.“

„Jüngferchen,“ war seine Antwort, „geh Sie unmaßgeblich an Ihre Arbeit, oder begebe Sie sich sonst ein wenig bei Seite! Ich habe diesem jungen Mann etwas Geheimes zu vertrauen.“

„Wenn's mich betrifft, Herr Doktor,“ fiel Robert ein, „so kann Hannchen in Gottes Namen hier bleiben. Sie wissen ja, wie wir mit einander stehen.“

„Gestanden haben, wird's bald heißen!“ versetzte Wurzel mit starker Betonung der zwei ersten Worte.

„Wie meynen Sie das?“ fragte Hannchen mit großen Augen. „Wollen Sie zwischen uns als Störefried treten?“

„Das wär' eine vergebliche Mühe!“ sagte Robert. „Aber

das werden Sie auch nicht im Sinn haben, Herr Doktor. Rücken Sie also frei mit der Sprache heraus! Ich wollte lieber taub seyn, als etwas anhören, was mein Hannchen nicht wissen dürfte."

Herr Wurzel schüttelte verdrießlich den Kopf und riß seinen Sarraß aus der Scheide. Erschrocken prallte das junge Paar zurück. „Fürchtet euch nicht!" sprach er.

„Ich aber fürchte mich, ein weibliches Ohr zum Zeugen meines Geheimnisses zu machen. — Drum will ich wenigstens die weibliche Zunge mit einem Eide binden, und ihn nebenbei auch dir, Freund Robert, abnehmen. Tretet demnach näher, legt beide die drei vordern Finger der rechten Hand auf meine Klinge und sprecht deutlich die Worte nach, die ich euch vorsagen werde."

Er nahm eine stolze, Ehrfurcht gebietende Stellung an und streckte sein Schwert vor sich hin. Das Liebespaar legte, nach einigem Sträuben, die Finger darauf und sprach ihm nach: „Wir schwören, daß wir das Geheimniß, welches uns der Doktor der Arzneigelahrtheit, Herr Wurzel, jetzt mittheilen wird, in unserm Herzen treu bewahren und solches bei Verlust unserer Ehre und unserer rechten Hand, um keinen Preis ausschwatzen wollen." — Als diese Worte gesprochen waren, schwang er sein Schwert hoch in die Luft und sagte mit furchtbarer Stimme: „Wer von euch meineidig wird, dessen Hand ist verfallen! Ich haue sie ihm ohne Barmherzigkeit ab, wenn ich auch zehn Jahre lang deßhalb auf der Festung sitzen muß. Dixi!" —

Nach dieser Ceremonie ließ er sich zwischen ihnen auf eine Rasenbank nieder, legte beide Hände auf Roberts Schulter und begann mit einem höchst feierlichen Tone: „Glücklicher Jüngling, schenke dein Bügeleisen, deine Scheere und den ganzen Vorrath deiner Nähnadeln einem armen

Zunftgenossen! Du bedarfst dieser Brodwerkzeuge nicht mehr, denn du bist unsers regierenden Herzogs leiblicher Sohn!"

Robert und Hannchen sprangen bestürzt auf. Sie glaubten nun wirklich einen Tollhäusler vor sich zu haben. „Herr, das heißt foppen!" schmählte das Mädchen von fern. „Erst legen Sie uns eidliches Stillschweigen auf, und dann erzählen Sie ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht, das nur ein Wahnsinniger glauben könnte."

Er lächelte bei diesem Vorwurf, wie ein Mann, der ein gutes Gewissen hat und ersuchte die Verscheuchten, wieder Platz zu nehmen, ihn ruhig anzuhören und es nicht wie mancher faselnde Kunstrichter zu machen, der nach Ansicht des Titelblattes sogleich sein Urtheil über das ganze Buch ausspreche. — Diese Vorstellung fand Eingang; die Flüchtlinge nahten sich wieder, setzten sich aber so weit als möglich von ihm auf die äußerste Kante der Bank, verbanden sich Arm in Arm zu Schutz und Trutz, und erwarteten so die Fortsetzung seiner Wundergeschichte.

„Ich unternahm vor vierzehn Tagen," hob er an, „eine Reise in die Hauptstadt, um meine leer gewordenen Arzneikasten in der Hofapotheke wieder füllen zu lassen. Dieses Geschäft war in wenigen Stunden abgethan, und ich sehnte mich zu meinen verlassenen Kranken zurück. Da ich aber nach dem scharfen Ritte, den ich gemacht hatte, meinem getreuen Bucephalus einen Rasttag gönnen mußte, so gewann ich Zeit, die große Babel unsers Landes, die ich vorher nur immer im Fluge sah, etwas genauer kennen zu lernen und Abends in die Comödie zu gehen. Es ward ein Singespiel: „Der Doktor und der Apotheker," gegeben; aber auf dem öffentlich angeschlagenen Zettel war ein Bock wider die Rangordnung geschossen, indem mit großen Buchstaben gedruckt stand: Der Apo-

theker und der Doktor.“ — Ich entrüstete mich dermaßen darüber, daß ich sogleich den Zettel mit meinem Stocke zerfetzte. Auch wäre wahrscheinlich meine Galle im Schauspielhause noch reger geworden, wenn nicht während der Vorstellung der schimpflichen Posse ein anderer Gegenstand meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt hätte. Das war die höchste Person Seiner Durchlaucht unsers gnädigsten Landesherrn, dessen Angesicht ich jetzt zum ersten Mal sah. Als er aber in seine Loge trat, dünkt' es mich, als hätte ich ihn schon tausendmal gesehen: denn die wunderbare Gleichheit seiner Gesichtszüge mit den deinigen, mein junger Freund, sprang mir wie ein Blitz in die Augen, und je länger ich sie auf ihn heftete, desto mehr überzeugten sie mich, daß er dein Vater seyn müsse.“ —

Hier unterbrach ihn Hannchen durch ein Gelächter; Robert hingegen sah ihn finster an und verbat es sich ernsthaft, ihm seine ehrliche Geburt streitig zu machen. „Damit läßt sich's gar nicht spassen, Herr Doktor!“ fuhr er scheltend fort. „Ich bin meines seligen Vaters, des weiland ehrsamen Bürgers und Schneidermeisters, Niklas Robert, eheleiblicher Sohn und der will ich seyn und bleiben. Bringen Sie also kein Schandmährchen von mir unter die Leute! Ich müßte ja sonst befürchten, als ein Bankart aus der Zunft gestoßen zu werden.“ —

„Das wär' ein großes Unglück für den Sohn eines Herzogs!“ versetzte der Doktor. „Aber bleib du meinetwegen ein armseliger Schneider! Ich will die Entdeckung, die ich machte, in meinem Busen verschließen und weiter kein Wort darüber verlieren.“ — Hiermit stand er auf und sagte trotzig: „Gute Nacht!“

Aber Hannchen, das eitle Mädchen, das sich lieber einen halben Prinzen als einen ganzen Schneider zum Bräuti-

gam wünschte, vertrat dem forteilenden Bramarbas freundlich den Weg und bat ihn, seine Erzählung zu vollenden.

Robert, der schon jetzt unter ihrem Pantoffel stand, wendete nichts dagegen ein, und Herr Wurzel, dessen rasches Aufstehen ein bloßer Schreckschuß gewesen war, ließ sich besänftigen und fuhr folgender Maßen in seiner Geschichte fort:

„Ich ging, als sich der Herzog am Ende des Possenspiels entfernt hatte, in meine Herberge und legte mich zu Bett; aber die wunderbare Sache, die ich nicht aus dem Kopfe bringen konnte, ließ mich nicht schlafen. Am Morgen war ich matt und krank: mir graute vor dem harten Trabe meines Schimmels; ich beschloß, noch einen Tag in der Residenz auszuruhen und indessen, wo möglich, den Grund oder Ungrund meiner im Theater gemachten Bemerkung zu erforschen. In dieser Absicht lud ich meinen alten Schulfreund, den Provisor Leisegang, zum Mittagsessen in die rothe Eule, wo ich herbergte. Er kam; wir unterhielten uns Anfangs von gleichgültigen Dingen; als aber der edle Würzburger, den ich ihm fleißig einschenkte, seine fahlen Wangen zu röthen anfing, lenkte ich das Gespräch auf den Hof und dessen geheime Geschichte, die meinem Freunde nicht fremd seyn kann, weil er bei der herzoglichen Apotheke, die sich im Schlosse befindet, seit dreißig Jahren in Diensten steht. Ich spielte mich besonders mit geschickten Worten in die Jugendjahre des Herzogs hinein und behauptete kühn: es habe damals hin und her verlautet, daß er kein Feind des schönen Geschlechts sey. — Mein vorsichtiger Gast sagte dazu weder Ja noch Nein: aber er lächelte, hustete, fuhr ein paar Mal mit der flachen Hand über die Stirn, sah sich aus Furcht vor Horchern rechts und links um, und zirpte mir dann wie

ein Heimchen ins Ohr: die Fürsten sind Menschen! — Das war mir genug! Denn das könnt ihr glauben: wenn Leisegang, der unaussprechlich behutsame Leisegang, in einem solchen Falle und mit solchen Geberden gesteht, daß die Fürsten Menschen sind, so ist das eben so viel gesagt, als wenn ein Anderer, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt, die ärgerlichsten Geschichten erzählte.“ —

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor,“ fiel Robert ein, „was geht denn das alles mich und meine selige Mutter an?“

„Diese Frage,“ versetzte Wurzel, „will ich dir beantworten, ohne dabei des Spruchs zu vergessen: De mortuis nil nisi bene! das ist verdolmetschet: Von Todten soll man nichts als Gutes reden. — Deine Mutter war in ihrer jungfräulichen Blüthe ein bildschönes Mädchen, das vielen Männern den Kopf verrückte. Im siebzehnten Jahre ihres Lebens verwechselte sie unser Altenhain, ihren Geburtsort, mit der Residenz, wo sie achtzehen Monate lang einer gräflichen Familie als Hausjungfer mit Ruhm diente. Dann aber kam sie plötzlich, mit Kleidern und Geld wohl versehen, nach Altenhain zurück; vier Wochen später war Meister Niklas Robert — ein schon ziemlich bejahrter hectischer Schwächling, den sie zuvor mit keinem Auge gesehen hatte — ihr angetrauter Ehekrüppel, und siebenthalb Monate nach der Hochzeit warst du geboren. — Das alles machte zu seiner Zeit großes Aufsehen, doch nun ist freilich Gras darüber gewachsen.“ —

„Und das wollen wir nicht muthwillig wegreißen;“ sagte Robert mit niedergeschlagenen Augen. „Es mag den Fehltritt meiner Mutter, wenn sie wirklich einen begangen hat, ewig bedecken.“

„In Gottes Namen," sprach Herr Wurzel und nahm eine Priese Tabak. „Damit ich jedoch, in Ansehung der bemerkten Aehnlichkeit, die Ehre meiner Augen rette, so will ich dir auf der Stelle ein Bildniß des Herzogs zeigen, das ich zu diesem Behuf in der Residenz gekauft habe."

Er ging hinaus zu seinem Schimmel, öffnete den Mantelsack, kam mit zwei zusammen gebundenen Pappendeckel zurück, und zog aus denselben einen mit bunten Farben ausgemalten Kupferstich. „Herr Jemine! welche Aehnlichkeit!" schrie Hannchen auf. „Ja, nun glaub' ich alles, was der Herr Doctor sagte. — Sieh nur, Robert, ganz deine Nase, dein Kinn, deine Stirn! Wärst du zwanzig Jahr' älter und mit Uniform und Orden ausstaffirt, man könnte dich von Sr. Durchlaucht nicht unterscheiden."

Schweigend genoß Herr Wurzel dieses Triumphs. Auch Robert, in Anschauung des Bildes vertieft, gab keinen Laut von sich. Hannchen forderte ihn auf, seine Gedanken zu eröffnen; er weigerte sich aber mit der Entschuldigung, daß er in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn könne. „Nun, so verlaß dich auf unser Urtheil!" sagte sie: „und triff Anstalten, dein Geburtsrecht geltend zu machen." — „Wie soll ich das anstellen?" sprach er verdrießlich. „Mir schaudert die Haut, wenn ich nur daran denke. Ich liebe Ruh' und Stille, das weißt du!"

„Was Ruhe, was Stille!" donnerte Wurzel. „Man muß sich regen, muß Lärm machen, sonst glauben die Leute, man schlafe." —

„Das mögen sie von mir denken!" entgegnete Robert. „Es ist besser, man schläft, als daß man wachend auf's Maul geschlagen wird." —

„Larifari!" fuhr der Doktor auf, und sagte dann mit einem langsamen pathetischen Lehrtone: „Empfange von

hoher Hand eine Ohrfeige mit Freude und Dank, damit du einem Geringern ein Dutzend dafür geben kannst! — Das ist mein Grundsatz, bei dem ich mich wohl befinde und den ich dir daher aufrichtig empfehle. Stellt sich der Herzog auch Anfangs etwas barsch gegen dich, so laß ihn nur austoben. Du trägst auf deinem Gesichte eine Urkunde, die er endlich anerkennen und wenigstens mit dem Grafentitel und einem ansehnlichen Rittergute bezahlen muß.“ —

Jubelnd durchschwärmte Hannchen den Garten und trat im Freudentaumel manche sorgsam gepflegte Blume nieder. Man sah es ihren lustigen Sprüngen deutlich an, daß sie schon in einer mit vier oder sechs Pferden bespannten Karosse zu sitzen glaubte. Der Doktor hatte zwar fest beschlossen, die beabsichtigte Mißheirath des Halbprinzen mit dem Gärtnermädchen zu zerstören; doch ließ er sich das jetzt nicht weiter merken: denn Hannchen und ihre kleine Eitelkeit waren ihm unentbehrliche Hebel, den bequemen und furchtsamen Burschen vom Platze zu bringen. Das gelang auch vollkommen. Robert ward von seinem Liebchen so lange gestreichelt, bis er sich ergab und versprach, unter des Doktors Leitung und Aufsicht in die Hauptstadt zu reisen.

Herr Wurzel brachte sich selbst zu dem Posten eines Führers in Vorschlag, weil er seinen Schnitt dabei zu machen hoffte. Er bestimmte den zweiten Morgen darauf zur Abreise, damit er des nächsten Tages noch Zeit habe, sich zu rüsten und seine Kranken zu besorgen. Diese guten Leute hätten ihn aber nicht gehindert, sich augenblicklich auf den Weg zu machen. Er fand sie alle frisch und gesund, und sie versicherten einstimmig, daß von dem Tage an, da er sie nicht mehr besucht habe, ihre Genesung eingetreten sey.

Robert nahm in ganz Altenhain von niemand Abschied, als von Hannchen; das war aber auch eine Scene, die vor lauter Zärtlichkeit ins Komische fiel. Er gelobte seiner Auserwählten auf den Knien, ihr ewig treu zu bleiben, und sogar, wenn er durch ein Wunder des Himmels regierender Fürst würde, seinen Thron mit ihr zu theilen. Sie wünschte dagegen herzlich, daß er in diesen Prüfungsstand der Liebe gesetzt werden möge. So trennten sie sich am Vorabend der Abreise, und gaben sich die Hand darauf, recht fleißig an einander zu schreiben.

Am folgenden Morgen erschien Herr Wurzel vor Roberts Wohnung mit einem kleinen Korbwagen, an den er seinen vielseitig brauchbaren Schimmel gespannt hatte. Das zwerghafte Doktorchen und der zarte Schneider wogen leicht, waren auch mit wenig Gepäck und noch weniger mit schwerem Gelde belastet; die Fahrt ging daher flüchtig über Stock und Stein. Unter Weges ermangelte der Doktor in keinem Gasthofe, wo sie einkehrten, die Wirthe zu fragen, ob sie nicht etwas Besonderes an seinem Gefährten bemerkten. Sie starrten den schamrothen Kleidermacher an und erklärten ihn dann insgesammt für einen gewöhnlichen Menschen, dergleichen sie schon Tausende gesehen hätten. Da lächelte Herr Wurzel gar spöttisch und sagte: „Ueber ein Kleines werdet Ihr aus der Residenz ein wunderbares Gerücht vernehmen, das Euch eines Bessern belehren wird.“ — Die schlauen Gastwirthe zogen aus diesen dunkeln Worten den Schluß: es müsse doch wohl eine hohe Person unter der ärmlichen Hülle verborgen seyn, und ließen sich nun Dach und Fach und Speise und Trank so theuer bezahlen, daß die Reisenden mit ganz erschöpften Beuteln in der Hauptstadt anlangten. Robert war darüber in Angst und Sorgen, doch sein Mentor versicherte tröstlich: er habe in

der rothen Eule unbeschränkten Kredit, könne auch allenfalls von seinem Freunde Leisegang ein Darlehen erhalten, und überdieß würden die Apanagegelder vom Hofe bald ausgesetzt und bezahlt werden und allen Bekümmernissen ein fröhliches Ende machen.

Es war Abends sechs Uhr, als sie vor der rothen Eule abstiegen. Der Doktor schickte sogleich den Hausknecht zu dem vorsichtigen Provisor, ließ ihm seine glückliche Ankunft melden und ihn ersuchen, sich möglichst bald im Gasthofe einzufinden, wo er Gelegenheit haben werde, eine neue, höchst anziehende Bekanntschaft zu machen. Nach Verlauf einer halben Stunde war Herr Leisegang schon da, betheuerte aber auch, er habe sein gewöhnliches, festgesetztes Schrittmaß beträchtlich erweitert, um der Umarmung seines werthen Freundes ohne langen Verzug theilhaftig zu werden. Er hatte, ungeachtet der Himmel ganz wolkenfrei war, einen seidenen, mit einem Futterale von Leinwand überzogenen Regenschirm unter dem Arme, und ließ sich, der damals herrschenden Hundstaghitze zum Trotz, einen ungeheuern Glockenmantel von Doppeltuch nachtragen, um sich beim Nachhausegehen nicht zu erkälten. Es schien, als hätte er sich auf ein nächtliches Bacchusfest eingerichtet, und es ward auch wirklich eine Flasche des guten Würzburgers, der ihm acht Tage vorher so trefflich geschmeckt und ihn so überaus offenherzig gemacht hatte, sogleich aufgetragen.

Der Doctor, auf dessen Befehl und Rechnung dieß geschah, nöthigte unablässig, wie ein gastfreier Krähwinkler, zum Trinken und beobachtete immer zugleich des Provisors aschenfarbene Wangen, auf welchen er je eher je lieber das heitere Morgenroth der Zecher aufgehen zu sehen wünschte, weil er den jungen Schneiderprinzen, den er indessen in eine Nebenkammer verwiesen hatte, nicht früher vorstellen

wollte. Bei der ersten Flasche graute nur der Tag; aber in der Mitte der zweiten, die nun nothwendig gereicht werden mußte, zeigte sich die erwartete Morgenröthe, und Herr Leisegang ward so ausgelassen lustig, daß er der hübschen Wirthstochter, die in Geschäften durch die Stube ging, einen Kuß mit dem Zeigefinger zuwarf. Nun ist's Zeit, dachte Wurzel und rief seinen Reisegefährten aus dem Versteck hervor. „Das ist der liebe junge Mann," sprach er, „auf dessen Bekanntschaft ich Sie, mein Theuerster, einladen ließ. Betrachten Sie seine Gesichtszüge genau, und Sie werden darin seine hohe Abkunft nicht verkennen." —

Da Herr Leisegang von hoher Abkunft hörte, machte er einen tiefen Bückling, bat um Vergünstigung, sich seiner Brille zu bedienen, sah den Schneider scharf damit an, fuhr zusammen und schlich stumm und verblüfft wieder zu seinem Stuhle.

„Nun, was sagen Sie?" fragte Wurzel. „Nicht wahr, Sie kennen den erhabenen Stamm dieses Sprößlings?"

„Ich? ich?" — stotterte der Provisor und rieb angstvoll die Hände. „Ich kenne nichts, weiß nichts." —

„Feiner Schalk!" versetzte der Doctor. „Sie wissen recht gut, wen und was ich meyne, und das ist auch nicht anders möglich, da Sie seit dreißig Jahren so oft Gelegenheit hatten, den Herzog zu sehen." —

Der Provisor hielt sich beide Ohren zu und sagte leise: „Still, still!"

„Warum denn still?" schrie Wurzel um so lauter. „Man spricht ja vom lieben Gott, so kann man doch wohl auch von einem Fürsten sprechen." —

„So viel Sie wollen, wenn ich nicht dabei bin. — Ich d i e n e diesem Fürsten." —

„Und wir alle dienen Gott, oder sollten ihm wenig-

stens dienen: denn freilich dienen auch viele Menschen dem Teufel.“ —

Empört stand Leisegang auf und sah sich nach seinem Regenschirm und Mantel um.

„Bleiben Sie, Freund!“ sagte Wurzel mit sanfterer Stimme. „Ich sehe wohl, daß ich mir von Ihrer unterthänigsten Behutsamkeit weder Rath noch Beistand in dieser kitzlichen Sache versprechen darf, und ich will Sie auch mit keinem Worte weiter darüber behelligen. Aber ich habe nun ein anderes Anliegen. Ich brauche eine unbedeutende Summe von fünfzig bis sechzig Thalern, die ich von Hause mitzunehmen schändlich vergaß. Haben Sie die Güte, mir damit auf acht Tage freundschaftlich auszuhelfen.“ —

Der Provisor ward leichenblaß. „Mein bester Herr Doktor,“ sprach er und schlug an seine Brust, „ich diene meinen Freunden willig mit Gut und Blut, aber Ihren Wunsch kann ich und darf ich nicht erfüllen. Ich würde mich dadurch zum Mitschuldigen eines gefährlichen Unternehmens machen. — Leben Sie wohl!“ —

Er warf den großen Glockenmantel um, ergriff den Regenschirm, trank noch im Hui sein Glas Wein aus, und eilte fort auf die Straße, wo er in seinem Aufzuge einem Sturm- und Regenvogel glich und von der herumschwärmenden Jugend verspottet wurde.

„Ach, lieber Herr Doktor, wie wird das werden?“ seufzte Robert. „Eine von unsern Stützen ist schon gebrochen!“

„Es war ein Strohhalm,“ sagte Wurzel. „Hol' ihn der Henker!“

Jetzt trat der Wirth, der wahrscheinlich die fruchtlos abgelaufene Darlehnsunterhandlung behorcht hatte, mit einem ernsthaften Gesichte herein, und erbat sich für Wein,

Zwieback, Wohnung und Roßfutter drei Thaler und etliche Groschen. Der Doktor sah ihn staunend an, und fragte mürrisch, wie diese voreilige Mahnung zu verstehen sey.

„Ganz buchstäblich!" versetzte der Wirth. „Ich habe mir's aus gewissen Ursachen seit gestern zum Gesetz gemacht, von Tag zu Tage mit meinen Gästen Rechnung zu halten und mir die Berichtigung derselben auszubitten."

„Wie viel Stunden hat denn Ihr Tag?" fragte Wurzel spitzig.

„Doch wohl so viel als der Ihrige!" brummte der Wirth.

„Also vier und zwanzig!" — fuhr Jener fort. „Nun gut, wenn seit meiner Ankunft vier und zwanzig Stunden verflossen seyn werden, bezahl' ich. — Indessen dient meine Equipage dem Mißtrauen zum Unterpfande."

„Equipage!" — wiederholte der Gasthalter und wiegte verächtlich den Kopf von einer Seite zur andern. So trat er hohnlachend ab.

Robert beseufzte den Bruch der zweiten Stütze. „Und wenn noch fünfzig andere brechen, so bricht doch mein Muth nicht!" sagte Wurzel, und ging mit theatralischen Heldenschritten in der Stube auf und nieder. Dennoch war er nicht beherzt genug, ein Abendessen vom Wirthe zu fordern. Er befürchtete eine abschlägige Antwort und den hämischen Entscheidungsgrund: daß ein solcher Zuwachs des Conto's den Werth der verpfändeten Equipage übersteige. Glücklicher Weise waren noch einige Brocken der Reisekost vorhanden, womit Hannchen ihren Geliebten versorgt hatte. Diese vertrockneten Reste theilten unsre Passagiere freundbrüderlich mit einander und begaben sich ermüdet zur Ruhe.

Am Morgen bekam Robert das Heimweh der Liebe,

und bat flehentlich, den Schimmel anspannen zu lassen. „Närrischer Junge," sagte Wurzel, „du weißt ja, wir haben uns fest getrunken!" Robert erbot sich, seine silberne Uhr zu verkaufen und den Wirth zu bezahlen; allein der Doktor war nicht zur Abreise zu bewegen. Er möge nicht, sprach er, einem feigen Soldaten gleichen, der, ohne einen Schuß zu thun, vom Kampfplatz entlaufe. „Kleide dich an," fuhr er fort, „wir wollen einen Spaziergang durch die Stadt machen und uns heute ganz dem Zufall überlassen. Ich halte viel auf ihn. Er ist oft der beste Wegweiser zum Glücke." —

Sie gingen. Der Doktor sah allen wohlgekleideten Männern, die er für angesehene Staatsbeamten hielt, scharf ins Gesicht und schielte zugleich seinen Begleiter an, um die Augen jener Herren auf den merkwürdigen Jüngling zu leiten. Aber sie bemerkten insgesammt nicht, daß ihnen die Wünschelruthe seines bedeutsamen Seitenblicks einen verborgenen Schatz anzeigte. Indessen machte er in den Straßen, die sie durchzogen, mancherlei Bemerkungen, die zum Theil den Zweck hatten, dem jungen Meister sein Handwerk zu verekeln. „Deine Zunftgenossen," sprach er unter andern, „sind wahre Gecken! Sie leben vom Schneiden, schämen sich aber, Schneider zu heißen, und mancher Narr schämt sich sogar, ein Deutscher zu seyn. Sieh, auf dieser Tafel steht: Louis Bocksbart, Tailleur pour homme, und gegenüber: Jean Pierre Feldkümmel, Tailleur pour femme. — Dort an der Ecke wohnt, wie es scheint, ein ganz vernünftiger Mann, der nennt sich Kleidermacher, hier aber stoßen wir wieder auf einen rechten Hauptfantasten, mit dem angemaßten Titel: Kleiderkünstler. — O, über die elen-

den Wichte! — Aber solche Stelzengänger gibt's leider in allen Ständen.“ —

So schwatzend, kamen sie an ein Thor. Der Arzt stellte sich, nach seiner Gewohnheit, mit ausgespreizten Beinen hin und betrachtete die Bauart desselben.

Der wachhabende Officier und ein anderer junger Fähnrich, der bei ihm zum Besuch war, machten auf Wurzels possierliche Figur sogleich Jagd, witzelten halblaut über ihn, und eine große englische Dogge, die ihnen zugehörte, schnüffelte um ihn herum. Er achtete das alles nicht. Doch der Himmel weiß, ob der Hund von seinem muthwilligen Herrn einen Wink erhielt, oder ob er nach dem Sprichworte, wie der Herr, so der Knecht, von selbst Lust bekam, einen Schwank auszuführen: kurz, er fuhr von hinten dem Doktor zwischen die Beine und ging mit ihm durch. — Der Reiter fluchte, verlor den Hut, und fiel, nach einer kleinen durchgeflogenen Strecke, vom Hunde herab. Die Officiere lachten sich aus dem Athem. Er stürmte auf sie los und setzte sie tapfer zur Rede. „Was können wir dafür?“ antwortete der Eine. „Es war des Hundes eigener Einfall. Er ist vormals bei einem Bärenführer zum Reitklepper eines Affen gebraucht worden, und wollte sich vielleicht jetzt einmal in die alten Zeiten zurück versetzen.“ — Ueber diese spöttische Ausrede (bei welcher jedoch die Lebensgeschichte des Hundes nicht erdichtet war) ergrimmte das Männlein entsetzlich, schimpfte wie ein Rohrsperling, und sagte unter andern: es sey sehr schlecht, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit von Leuten gestört werde, welche sie handhaben sollten. — Die Officiere geboten ihm Stillschweigen; er aber schmähte noch toller, fuchtelte ihnen mit dem Stocke vor dem Gesichte herum und zwang sie durch seine unbezähmliche Wuth,

ihn zum Arrest bringen zu lassen. Robert jammerte laut; doch der verhaftete Stoiker versicherte lachend, es werde ihm kein Haar gekrümmt werden.

Eine halbe Stunde darauf ward er, auf Befehl des Commandanten, einstweilen dem bürgerlichen Gericht überliefert. Doch erhielt er, in Betrachtung seiner gelehrten Würde, eine anständige Wohnung bei dem Stadtwachmeister. Er forderte sogleich Papier, Feder und Dinte, und schrieb höchst freimüthig an den Herzog: er sey in die Hauptstadt gekommen, um Sr. Durchlaucht einen verlorenen Sohn zu überbringen, habe jedoch, durch zwei junge Officiere zum Zorn gereizt, den Unfall gehabt, in gefängliche Haft zu gerathen, und bitte daher unterthänigst um Freiheit und Gehör. — „Sieh," sprach er zu Robert, der sich freiwillig mit ihm einkerkern ließ, „sieh, da hat gleich der Zufall, dem ich heute früh eine Lobrede hielt, ein Meisterstückchen gemacht. Ich hätte mich vielleicht, ohne seine Einmischung, noch acht Tage lang besonnen, an deinen durchlauchtigsten Herrn Vater zu schreiben, und nun ist der Brief schon fertig." —

Der Herzog hatte die löbliche Sitte, alle an ihn unmittelbar gerichteten Zuschriften, sie mochten kommen von wem sie wollten, selbst zu erbrechen und zu lesen, und es durfte Niemand auf keine Weise gehindert werden, sich brieflich an ihn zu wenden. So gelangte denn auch des Doktors Schreiben durch den ehrlichen Stadtwachmeister, der es in der Hofkanzlei abgab, schnell und richtig in die fürstlichen Hände. Nach Verlauf einer Stunde war der Gefangene in Freiheit gesetzt und durch einen Kanzleiboten beschieden, sich sofort, nebst seinem Gefährten, zu dem Minister von Seewald zu begeben. Der Bote begleitete sie zu ihm, und sie wurden sogleich vorgelassen.

Roberts Anblick setzte den Minister, wegen der wirklich unläugbaren Aehnlichkeit mit dem Herzog, in Erstaunen: er wäre aber wohl ein ungeschickter Staatsmann gewesen, wenn er diese Empfindung durch die flüchtigste Miene verrathen hätte. Mit unverändertem Gesichte, wie ein Marmorbild, und mit kalten, gleichgültigen Worten fragte er nach allen Umständen, die zur Erläuterung des an den Herzog erlassenen Briefes dienen konnten, und schloß dieses Verhör mit dem Bescheide, daß er ihre Aussagen Sr. Durchlaucht vortragen werde.

Der Doktor hüpfte lustig die Treppe hinab. In seinen Augen war die Sache nun schon gewonnen. Als er jedoch unten auf der Straße an die rothe Eule dachte, verwandelte sich seine Freude in Traurigkeit. Die Zahlstunde war da, er hatte kein Geld, aber viel Hunger. Auch Robert klagte darüber. Das war Jenem lieb, denn es bahnte ihm einen Weg zu dem Vorschlage, das silberne Uhrchen, das schon am Morgen verstoßen werden sollte, zu verschachern. Robert hatte jetzt weniger Lust dazu, da ihn dieses Opfer nicht zu Hannchen zurück führte; doch er willigte ein, und sie erhielten für das unbedeutende Werkchen von einem Hebräer gerade so viel, daß sie das drückende Conto bezahlen und auf ein neues loszehren konnten.

Am folgenden Tage wurden sie wieder zum Minister gerufen. Er empfing sie mit einer finstern Miene und sagte: der Herzog habe ihre, auf eine zufällige Aehnlichkeit gegründete Anmaßung, der sein Bewußtseyn widerspreche, mißfällig empfunden. Da der gütige Fürst jedoch glaube, daß ihr gewagter Anspruch nicht aus Frevel, sondern aus Einfalt entsprungen sey, so wolle er ihnen verzeihen und sie aus vorwaltender Milde sogar für die vergeblich aufgewandten Reisekosten mit fünfzig Thalern entschädigen.

Sie sollten sich aber stracks nach Altenhain zurück begeben und ohne weitere Schwindelgedanken ihren Geschäften obliegen. —

Schamroth, doch unbetrübt, senkte Robert schweigend den Kopf. Sein beherzter Sachwalter hingegen äußerte Verwunderung, daß der Herzog nicht die Gnade habe, sie persönlich vor sich zu lassen. Er trage hiermit darauf an, setzte er hinzu, und hoffe festiglich, daß die höchste Entscheidung alsdann ganz anders ausfallen werde.

Die Sache sey abgethan, erwiederte der Minister, und die begehrte Audienz könne um so weniger stattfinden, da der Herzog eben jetzt im Begriff stehe, eine Reise anzutreten, die ihn sechs Wochen lang von seinen Staaten entfernen werde.

Bei diesen Umständen nahm Herr Wurzel das fürstliche Geschenk ohne weitern Einwand an und empfahl sich.

Wer war froher als Robert! Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß ihn der Herzog nicht als Sohn anerkenne. Er wollte nun ohne Verzug zu seinem lieben Hannchen zurückeilen und ihr zum Andenken der merkwürdigen Reise ein schönes seidenes Band mitbringen. Als er aber beim Austritt aus dem Hause des Ministers diese Gedanken laut werden ließ, schalt ihn der Doktor einen Gimpel und that den Machtspruch: „Die Reise nach Altenhain unterbleibt vor der Hand! Wir erwarten die Rückkunft des Herzogs, drängen uns zu ihm, und sehen und hören, ob das Vatergefühl bei ihm erwacht, oder ob er Stirn gegen Stirn den Muth hat, dich zu verläugnen. Geschieht das letztere, wie ich jedoch nicht glaube, so mußt du freilich zu Scheere und Nadel wieder greifen. Aber nicht eher! durchaus nicht eher! Wer etwas unternommen

hat, muß es ausführen, muß das Höchste wagen, sonst ist er ein Schuft!" —

Robert, der sich nun einmal in des Kobolds Stricken befand, und nicht Mannes genug war, sie zu zerreißen, schlich traurig in die rothe Eule und schrieb an Hannchen. „Recht so!" sagte der alte Fuchs. „Ich will das Briefchen selbst auf die Post tragen." — Der Schwachkopf vertraute es ihm an; aber das liebevolle, herzliche Briefchen ward in der nächsten Straße von dem untreuen Boten erbrochen, gelesen und zerrissen. Dann ging er auf die Post, und ordnete an, daß alle Briefe, die an Meister Robert aus Altenhain ankämen, liegen bleiben sollten, bis sie abgeholt würden. „Ist Er der Meister Robert?" fragte der Postschreiber. „Ja, der bin ich," antwortete Wurzel. Auf diese Art bemächtigte er sich des Briefwechsels der Liebenden, die schlechterdings gegen einander erkalten und sich entzweien sollten, damit Robert, im Fall seiner Standeserhöhung, eine vortheilhaftere Heirath schließen könne.

Auf dem Rückwege von der Post miethete der Ränkeschmied eine nette Wohnung von einigen Zimmern in einem Privathause. Die Herberge in der rothen Eule war ihm nun, da er fünfzig Thaler in der Tasche hatte, zu schlecht. Er wollte sich auch an dem Grobian, der seinen Gästen nur vier und zwanzig Stunden Credit gab, durch plötzliche Verlassung des Gasthofes rächen. Mit Verachtung warf er ihm hin, was er noch zu bezahlen hatte, und zog aus.

Indessen war es in der Residenz ruchbar geworden, daß ein Schneider angekommen sey, der sich für einen Sohn des Herzogs ausgebe. Jedermann war begierig, den jungen Prätendenten zu sehen. Der Doktor befriedigte dieses Verlangen, indem er ihn oft in Kaffeegärten und an andere öffentliche Orte führte. Da drängte sich überall ein

Kreis von Gaffern um sie her, und der redselige Charlatan gab jedem neugierigen Forscher Rede und Antwort. Roberts feine Gestalt und bescheidenes Wesen gefielen allgemein. Die halbe Stadt ergriff Partei für ihn gegen den Herzog. Auch zeigte man thätige Theilnahme. Die Abenteurer wurden fast täglich zu Tische geladen und ansehnlich beschenkt. **Monsieur Louis Bocksbart** übersandte jedem von ihnen, aus eigener Bewegung, ein vollständiges **habillement à la mode**, und der Doktor erklärte freudig: der **Tailleur pour homme** sey ein deutscher Ehrenmann. Es lief auch unter andern ein anonymes Schächtelchen mit Magenmorsellen ein. Herr Wurzel errieth sogleich, daß sie eine geheime Spende des Provisors waren. Er verzehrte sie mit Appetit, und sagte zur schuldigen Danksagung: „Sie schmecken gut und stärken den Magen, aber Leisegangs zähen Geiz kann ich doch nicht verdauen."

Bei allen diesen Almosen und mitleidigen Speisungen, die Roberts natürlichem Schamgefühl widerstanden, befand sich der Doctor in seinem Elemente. Er wirthschaftete toll in den Tag hinein, ließ gute Weine nicht von seinem Tische kommen, verkaufte seinen alten Schimmel an einen Miethkutscher, schaffte sich dafür ein Paradepferd, spielte in Kaffeehäusern hohe Spiele, und mußte, weil er sie nicht verstand, immer Lehrgeld bezahlen. Dieser Aufwand ließ sich freilich mit den vom Hofe erhaltenen fünfzig Thalern und andern Geschenken, die man ihm hier und da in baarem Gelde machte, nicht bestreiten; allein er fand Credit, indem er jedermann zu überreden wußte, daß sich der Herzog, nach persönlicher Bekanntschaft mit seinem natürlichen Sohne, unfehlbar anders bezeigen werde.

Robert ward indessen mit jedem Tage trauriger, weil er auf ein volles Dutzend zärtlicher Briefe keine Antwort aus

Altenhain bekam. Auch Hannchen weinte dort und hielt ihren Geliebten für untreu; denn sie schrieb eben so oft an ihn, und empfing keine Zeile von seiner Hand. Der alte Spitzbube hatte die ganze Correspondenz vernichtet, und glaubte steif und fest, ein gutes Werk gethan zu haben.

So verfloßen sechs Wochen. Der Landesherr traf in der Residenz wieder ein. Ihn begleitete ein fremder Fürst, dem zu Ehren des folgenden Tages ein freier Maskenball gegeben wurde. Diese Umstände wollten es nicht gestatten, daß sich der Doktor sofort Gehör bei dem Herzog erstürmte, und die Sache hatte auch, da es ihm jetzt wohlging, keine Eile. Er verschaffte sich zur Maskerade zwei Einlaßkarten. Der schwermüthige Robert hatte zwar keine Lust, sich unter fröhliche Menschen zu mischen, doch sein Hofmeister zwang ihn dazu. Sie gingen in ein Haus, wo Maskenkleider verliehen wurden. Ein türkischer Turban mit hohen Federn stach dem Doctor in die Augen. Er wollte dadurch seiner Länge eine Elle zusetzen; aber der Trachtenverleiher sagte lächelnd: „Zum Turban gehört ein morgenländisches Gewand: doch nothwendig müßten Sie, mein Herr, zwischen jetzt und dem Abend fünfzehn bis zwanzig Zoll wachsen, sonst hab ich keins, das Ihnen paßt.“ — Diesen Scherz nahm Herr Wurzel so übel, daß er den Turban, den er eben in der Hand hatte, dem Witzling an den Kopf warf und eiligst davon lief. Zum Glück waren noch an einem andern Orte Redoutenkleider zu bekommen. Hier wählte er eine Pantalonstracht, und die Besitzerin des Kleidermagazins, eine junge, lustige Frau, unterrichtete ihn, wie er, dem Charakter dieser Maske gemäß, mit kurzen schnellen Schrittchen herumtrippeln müsse. Robert erkor sich einen ganz einfachen rosenrothen Domino, weil dies Hannchens Leibfarbe war.

Da unsre beiden Kleinstädter noch keine Redoute gesehen hatten, so stutzten sie nicht wenig, als sie in den großen, mit tausend Kerzen erleuchteten Saal traten, wo sich so viel seltsame Gestalten durch einander bewegten. Pantalon vergaß zu trippeln, und sein Gesellschafter sperrte unter dem Florbart seiner Larve den Mund weit auf. Die rauschende Musik und das Geschwirr der Masken um sie her machte sie schwindlich. Sie eilten zu einer Bank, um sich gleichsam auf festem Lande an die vor ihnen auf und nieder wallende Fluth zu gewöhnen.

Als sie eine Viertelstunde gesessen hatten, ging eine schlanke, zierliche Gärtnerin vorbei, die ein Körbchen voll Blumen am Arme trug und sie rechts und links an schmeichelnde Schmarotzer vertheilte. Robert, den diese Maske an sein Hannchen erinnerte, stand schnell auf, und folgte der freundlichen Erscheinung. Pantalon wunderte sich, daß der junge Mensch, ohne von ihm Urlaub zu nehmen, davon lief. Väterlich besorgt, sprang er auf und trippelte nach. Das leichtfüßige Blumenmädchen durchflog den Saal; Robert eilte immer hinter her, und ehe sich's der alte Pantalon versah, hatte er ihn aus den Augen verloren. Er rannte ins Kreuz und in die Quere, ward von seinen Erbfeinden, den Harlekinen, verfolgt, geneckt, gepritscht, und von einigen hellrothen Domino's, die er für seinen Flüchtling hielt und mit zornigen Worten anfiel, verlacht und gescholten. So hatte er eine halbe Stunde lang nichts als Verdruß, und erboßte sich gewaltig darüber. Endlich kam er dem rechten Domino auf die Fährte. Er sah ihn einer andern, noch hübschern Gärtnerin nachlaufen. Wie ein Stoßvogel schoß er auf ihn zu, ergriff ihn am Arme, gab ihm einen Verweis, und wollte ihn auf eine nahe Bank in sichere Verwahrung bringen.

Aber Robert, den die schönen Gärtnermädchen mit einem neuen Geiste beseelt hatten, widersetzte sich muthvoll, und sie zankten sich so laut und ungezwungen, als wären sie zu Hause.

Plötzlich flog von der nächsten Bank eine schwarze, mit rothen Ohren geschmückte Fledermaus auf, und stürzte mit dem Ausruf: „Ach, mein Robert!“ ihm in die Arme. Er stieß ein Freudengeschrei aus, drückte den Nachtvogel an seine Brust, und jauchzte: „Hannchen, bestes Hannchen! welcher gute Engel führte dich hierher?“ — „Ich zweifle, daß es ein guter war;“ sagte sie heimlich. „Laß uns fliehen, dort ist die Thür!“ — Arm in Arm durchbrachen sie den Kreis neugieriger Masken, der sie umgab, und eilten mit behenden Schritten dem Ausgange zu. Ehe sie ihn aber erreichten, fühlten sie sich von hinten ergriffen und gehalten. Pantalon hatte sich in den Domino eingekrallt, und ein großer Raubvogel, mit einer mächtigen Allongenperücke hatte die Fledermaus gefaßt. Robert wehrte sich gegen beide; die Grenadierwache an der Saalthüre stand ihm bei, trieb die Häscher zurück, und die Fliehenden entkamen glücklich.

Unten an der Pforte des Redoutenhauses schöpften sie Athem. „Robert,“ sagte Hannchen, „ehe wir einen Schritt weiter gehen, beantworte mir eine Gewissensfrage! — Liebst du mich noch, oder hat dir in dieser Stadt ein anderes Mädchen besser gefallen?“ —

„Mein Herz, mein Leben! wie kommst du auf diesen Gedanken?“ versetzte Robert. „Ich bin ganz dein, ewig dein, so wahr die Sterne des Himmes über uns stehn!“

„Nun, so laß uns geschwind mit einander fliehn!“ sagte das Mädchen. „Sieh, dort das nächste Thor führt nach Altenhain!“

„O, das ist herrlich!“ sprach er. „Hinaus, hinaus! Und sobald wir heim kommen, lassen wir uns aufbieten und trauen, damit uns der alte Quacksalber nicht weiter in die Quere kommen kann.“ —

Rasch wanderten sie, ohne die Maskenkleider abzulegen, zum Thore hinaus. Es war eine schöne, mondhelle Septembernacht. Sie eilten so sehr, daß sie sich ganz ausser Athem liefen. Als sie aber die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich hatten, wurden sie ruhiger und schütteten ihre Herzen gegen einander aus. Da kam denn vor allen Dingen die vermeinte Unterlassungssünde des Briefschreibens zur Sprache. Beide vertheidigten sich mit den stärksten Betheuerungen gegen die wechselseitigen Vorwürfe, und überzeugten sich zuletzt, daß der Doctor ihre Briefe auf die Seite gebracht hatte.

„Ach, Robert, was hab' ich gelitten!“ fuhr Hannchen fort. „Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Bald hielt ich dich für untreu, bald für todt. Ich konnte diesen peinlichen Zustand nicht länger ertragen, und faßte mit Bewilligung meiner Mutter den Entschluß, dich in der Hauptstadt aufzusuchen, um mit einem Worte zu erfahren, woran ich sey. Mein erster Gang war in die rothe Eule, weil ich mich erinnerte, daß der Doktor von diesem Gasthofe gesprochen hatte. Es dämmerte schon, als ich heute dahin kam. Ich fragte nach dir und dem Doktor. Der Wirth antwortete kurz und rauh: sie sind ausgezogen, ich weiß nicht wohin. — Da stand ein ältlicher Herr, der in einer Ecke des Gastzimmers bei einer Flasche Wein saß und mich immer mit einem Fernglase betrachtete, von seinem Stuhl auf, kam freundlich näher und sagte: er wisse eure Wohnung und wolle mich dahin führen. Sein Alter flößte mir Vertrauen ein; ich folgte ihm. Er ging in

einem Hause, wo du seinem Vorgeben nach wohnen solltest, die Treppe hinauf, ließ mich an der Hausthüre warten, kam nach einigen Minuten zurück und sagte: du seyest nicht daheim, sondern befändest dich auf einem Maskenballe, der bis an den hellen Tag dauere. Doch das schade nichts, setzte er hinzu, wir wollten dich dort wohl finden. Ich hatte zu dieser Aufsuchung keine Lust: da ich aber auch nicht wußte, wo ich in dieser Nacht bleiben sollte, so gab ich den Vorstellungen des scheinheiligen Pharisäers nach, und ging in aller Unschuld mit ihm in seine Wohnung, um Maskenkleider anzulegen. Als wir dort ankamen, fragte ich, weil er sich für verheirathet ausgegeben hatte, nach seiner Gemahlin. Er antwortete: sie sey ausgefahren, wir würden sie auf dem Balle treffen. Hierauf sandte er seinen Bedienten nach Maskenkleidern, setzte mir Wein und Gebackenes vor, und fing an zärtlich zu werden. Voll Erstaunen sah ich mich nach der Thür um: doch er änderte sogleich seine Sprache wieder und beunruhigte mich nicht weiter. Ein altes widriges Weib, das vermuthlich seine Haushälterin war, kleidete mich an; wir fuhren zum Balle; es war aber gewiß nicht seine Absicht, daß ich dich dort finden sollte. Der Betrüger betrog sich selbst.“ —

„Ei, so war das wohl der alte Duckmäuser, der dich hinten am Mantel hielt? fragte Robert.

„Ja, das war er!“ antwortete sie.

„Nun, so ist mir's recht lieb, daß ich ihm einen derben Klapps auf die Finger gegeben habe;“ sagte Jener. — „Aber liebes Hannchen,“ fuhr er seufzend und kläglich fort, „mit der Sohnschaft des Herzogs war's nichts. Du mußt mit einem armen Schneider fürlieb nehmen.“

„O, mit tausend Freuden!“ — rief sie aus. „Ich bin glücklicher als eine Fürstin, da ich meinen lieben Schneider gesund und treu wieder habe.“ —

Unter solchen Gesprächen gingen sie die ganze Nacht in einem Zuge fort. Der anbrechende Morgen erinnerte sie, die Maskenkleider abzulegen. Hannchen schob ihre Fledermaus-Hülle in einen hohlen Baum, weil sie sich kein Bedenken machte, den Ersatz derselben dem alten Sünder zu überlassen. Robert aber bewahrte seinen Domino auf, um ihn der Eigenthümerin wieder auszuliefern.

Nach zwei starken Tagereisen kamen die Wanderer glücklich nach Altenhain. Robert ging am nächsten Morgen zum Pfarrer, um das Aufgebot zu bestellen.

„Sie bleiben also bei uns, lieber Meister?“ sagte der Geistliche. „Haben in der Residenz nichts ausgerichtet?“

Der Bräutigam schwieg verlegen. Er wollte den geleisteten Schwerteid nicht brechen.

„Ihre Reise und die Absicht, die Sie dabei hatten, ist mir kein Geheimniß!“ fuhr der Pfarrer fort. „Wir können aufrichtig darüber sprechen, und es ist gewisser Maßen meine Pflicht, Ihnen zu entdecken, daß nicht unser regierender Herzog, sondern ein längst verstorbener Halbbruder desselben, ein natürlicher Sohn des vorigen Regenten, ihr Vater war. — Das gestand mir Ihre selige Mutter auf dem Todbette und bat mich, es Ihnen zu gelegener Zeit bekannt zu machen. — Ich hielt es bis jetzt nicht für nöthig; doch es wäre geschehen, wenn ich von dem Endzweck Ihrer Reise unterrichtet gewesen wäre, und ihn nicht erst gestern durch einen Brief aus der Residenz erfahren hätte.“ —

So lösete der Pfarrer auf Einmal das Räthsel von Roberts Familienähnlichkeit mit dem Herzog.

Hier endiget sich eigentlich die Geschichte; doch des Doktors fernere Fata gehören auch noch zur Sache, und mögen als ein kleines Nachspiel hier Platz finden.

Er durchschwärmte die Ballnacht und sprach den Schenktischen fleißig zu. Als er am Morgen nach Hause kam, wunderte er sich, daß Robert nicht da war. Allein er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken; er mußte schlafen, und schlief, bis ihn ein Jude weckte, an den er einen Wechsel, worin die Rückkunft des Herzogs zum Zahlungstermine bestimmt war, ausgestellt hatte. Er konnte nicht Wort halten; der aufgebrachte Gläubiger ließ ihn verhaften.

Auch in Altenhain stieg ein Ungewitter gegen ihn auf. Robert erzählte von ungefähr einem seiner Kunden, dem Advokaten Schlendrian, daß alle zwischen ihm und seiner Braut gewechselten Briefe entweder verloren gegangen oder unterschlagen worden wären. „O, das that der alte Schelm!“ sagte der Advokat, ein geschworener Widersacher des Doktors. Die Ursache dieser Feindschaft war sonderbar. Schlendrian hatte eine alte böse Frau, die er gern dem Himmel abgetreten hätte. Einsmals ward sie krank. Er war froh und glaubte sie am sichersten los zu werden, wenn er sie dem Doktor Wurzel in die Kur gäbe; aber wider alles Erwarten genas sie unter seinen Händen, und seit dieser Stunde warf auf ihn der getäuschte Ehemann einen unversöhnlichen Haß. —

Zum Unglück für den Doktor hatte Schlendrian eben jetzt, als ihm Robert den Verlust der Liebesbriefe geklagt hatte, ein Geschäft in der Hauptstadt, und ergriff mit beiden Händen diese Gelegenheit, sich an dem ungefälligen Arzte zu rächen. Robert mußte ihm eine Vollmacht ausfertigen, daß er wegen der fehlenden Briefe bei dem Hofpostamte nachfragen solle. Das that er, die Briefe von Altenhain an Meister Robert waren richtig angekommen, und der Postschreiber erinnerte sich genau, sie von Zeit zu Zeit einem alten, kleinen Männlein ausgeliefert zu haben.

Aber nach Altenhain an Jungfer Hannchen war kein einziger Brief eingezeichnet. Freudig veranstaltete nun Herr Schlendrian eine Untersuchung gegen den Doktor, der sich noch in Wechselhaft befand. Er ward des angeschuldigten Verbrechens überwiesen und auf vier Monate zu Festungsgefängniß verurtheilt. Dann ward er wieder völlig frei; denn auch der Jude ließ ihn laufen, weil er das Wechselchen auf keine Weise bezahlen konnte. Es hätte ihn nun nichts gehindert, sich wieder nach Altenhain zu begeben; aber er schämte sich, dort zu erscheinen, ließ sich an einem andern Orte nieder, und das beklagte in Altenhain Niemand als der Todtengräber.

Robert und Hannchen hingegen leben dort in großer Achtung und sind das glücklichste Paar. Die junge Frau gesteht offenherzig, daß sie nach dem Titel einer Gräfin und nach einem Rittergute ein wenig lüstern gewesen sey; doch versicherte sie auch, daß sie in dem Augenblicke, da sie ihren Geliebten mit unveränderten Gesinnungen wieder gefunden, jene verschwundenen Seifenblasen nicht im geringsten vermißt und bedauert habe. „Liebe, treue Liebe,“ sagte, sie, „ist das höchste Gut, und da ich das noch besaß, war ich reich und zufrieden.“

IX.

Das Geheimniß.

1.

„Ich möchte nur wissen,“ sagte der Koch, als er eines Abends am Bediententische wie gewöhnlich das große Wort führte — „ich möchte nur in aller Welt wissen, was drüben im andern Flügel des Schlosses vorgeht, und was für Leute dort wohnen.“

„Ratzen und Mäuse!“ fiel der alte Kammerdiener ein. „Diese haben seit dem Tode des vorigen Herrn — und das sind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein im Besitz.“

„Jetzt nicht mehr!“ versetzte der Koch. „Es leben und weben seit acht Tagen andere Wesen dort.“

„Ach, Himmel! wohl gar Gespenster?“ kreischte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menschen, natürliche Menschen! Sie essen und trinken, wie wir; das weiß ich am besten. Man hat mir zwar verboten, davon zu sprechen; aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und so will ich denn sagen, was mir von der Sache bekannt ist. — Es war gerade heut

vor acht Tagen, als mir das Fräulein befahl: ich solle, außer dem gewöhnlichen Bedürfniß an Speisen, noch für sechs Personen zurichten und täglich so fortfahren; aber das dürfe niemand wissen, sogar der Herr nicht. — Nun, ich that, was meines Amtes war, und schwieg. Das geheime Essen war fertig; das Fräulein hieß mir, alles in einen Korb zusammenzupacken und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf setzten wir uns, wie wir hier versammelt sind, zu Tische, und als ich in die Küche zurückkam, waren die Speisen verschwunden. — Des folgenden Tages paßte ich auf. Seht, da kam unser Fräulein und lief mit dem Korbe davon, als hätte sie ihn, mit Ehren zu melden, gestohlen. Sie trippelte durch den langen dunkeln Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthsel. Ich ging ein paar Stunden nachher auf Kundschaft aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verschlossen; als ich aber das Ohr anlegte, da hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern. Es sprachen männliche und weibliche Stimmen; doch so leise, so leise, daß ich kein Wort verstand.“ —

„Das sind Hirngespinste!“ rief der ehrwürdige Nestor, der Kammerdiener, der dem Koch während der Erzählung mit merklichem Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das ist wahr,“ fuhr er fort und schlug mit der Hand auf den Tisch, „das bleibt ewig wahr: daß Horchen und Klatschen ein Paar häßliche Untugenden sind, die besonders einen Mann sehr übel kleiden.“ —

Hiermit stand er auf und ging mit hastigen Schritten fort.

„Hätt' ich doch geschwiegen!“ sagte der Koch etwas kleinlaut. „Der Alte ist, wie es scheint, von dem Geheimniß

unterrichtet, und wird nicht ermangeln, hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe.“

„Das glaub' ich nicht!“ tröstete die Kammerjungfer. „Ueberhaupt kommt das Geheimniß wohl bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen.“

2.

Fräulein Claudine hatte den Wecker in der Uhr auf die vierte Stunde gestellt, und von ihm ermuntert, zog sie die Klingel. Aber die Zofe nahm sich Zeit, ehe sie finster und gähnend erschien. „Reibe dir nicht so grämlich den Schlaf aus den Augen, Lisette!“ sagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und fünfzig Jahren ward mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutschem Schrot und Korn. Die Geburtstage solcher Männer muß man mit dem heitersten Gesichte feiern; denn dieser edle Schlag von Menschen wird immer seltner auf Erden.“ —

So fuhr sie während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preisen, und betrieb dann mit freudiger Thätigkeit die Anstalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Festes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivree anziehen und den Hunden die sammtenen, mit dem Geschlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um sechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufstand, lauschte sie an der Thür seines Schlafzimmers, und er regte sich kaum, so begrüßten ihn auf ein von ihr gegebenes Zeichen im Schloßhofe zwei Böller, die wirklich nur bellten, nicht

donnerten, als sie der Verwalter, ein vormaliger Artillerist, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblasen, und das Fräulein erschien mit Glückwunsch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Indessen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entschuldigte Claudine die schwache Stimme der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Zwergkanonen. „Laß gut seyn!“ sagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine größern Geschütze, oder wir hätten wenigstens in unserm Vaterlande ihren Donner nie gehört!“ —

Er sprach dann mit Rührung von vergangenen Zeiten, gedachte seiner verstorbenen Gattin und seines in auswärtigen Kriegsdiensten stehenden Sohnes, den er seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, weil sein Bruder, der bei derselben Armee General war, seinen Neffen als einen fünfzehnjährigen Knaben zur Fahne seines Monarchen warb, und seitdem eine Kette von Kriegen dem jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu besuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß sie zur Feier seines Festes eine kleine Gesellschaft eingeladen habe. „Nun wir wollen vergnügt seyn!“ sprach er. „Laß aber auch unser Dorf eines frohen Tages genießen! Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden.“ — Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwillig war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter seine Aufwartung. Er hatte sich deßhalb einige Meilen weit herbegeben und hielt eine hochtrabende Rede, die eben so breit und steif war, als sein Bräutigamskleid, das er seit dreißig Jahren bei solchen Feierlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte

ihm für seine stattlichen Wünsche und empfahl ihm bei dieser Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen: denn der Gratulant war ein eiserner Rechtsgelehrter und mit der leidigen Sportelsucht ein wenig behaftet.

Er stutzte über die Ermahnung und versicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte seinen stracken Lauf lasse. „Das größte Recht ist oft das größte Unrecht;" erwiederte sein Principal. „Ich will aber durchaus nicht, daß die heilige Justitia meine Unterthanen zu Bettlern mache."

„Gott segne und erhalte Sie für diese Gesinnung!" sagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunsches zu entrichten, und es mit kurzen, herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für seine strenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwei Laien gegen sich hatte und er sich das festliche Mahl, wozu er geladen war, durch Aufwallung des Blutes nicht verbittern wollte. So trat er denn mit heuchlerischer Ergebung ab, verfügte sich in die Gerichtsstube und begegnete den vorgeladenen Parteien mit ungewöhnlicher Katzenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die sich um die Rechtspflege des Dorfes fleißig bekümmerte, solches erfahre und dafür seinen Reisewagen, wie sie bisweilen that, mit Gastgeschenken belade.

3.

Gegen Mittag fand sich der Adel aus der Nachbarschaft ein, und man ging zur Tafel, wo trefflich gegessen und getrunken, aber wenig Erhebliches gesprochen ward.

Ein alter, seit zwanzig Jahren auf dem Lande vegeti-

render Kammerherr, dem aber noch der geringste Vorgang in seinem ehemaligen Geschäftskreise höchst wichtig war, unterhielt die Gesellschaft mit den neuesten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Assembleen und so weiter; doch sie waren ächt, indem er darüber mit einem Hof-Fourier in posttäglichem Briefwechsel stand und dafür seinem Annalisten einen ansehnlichen Jahrgehalt gab.

Ein anderer, von seiner Hufe nie weggekommener Landjunker sprach von den Ereignissen des letztern Viehmarkts und von den guten und bösen Launen seines Reitkleppers.

Ein Oberforstmeister — der in seinem Aeußern der Farbe des Waldes so treu war, daß sogar die zahlreichen Ringe an seinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelsteinen bestanden — klagte über die augenscheinliche Abnahme der hohen Jagd und bemerkte dabei mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, dessen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten, grundlosen Beschwerden über Wildschaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Gespräche dieser Herren, waren die lustigen Schnurren, die ein Oberstwachtmeister erzählte. Er war, ohne selbst zu wissen warum, den Geistlichen nicht gewogen und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichste Weise, in seinen Geschichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greises, hätte ihn billig bewegen sollen, sich dieser Unart wenigstens jetzt zu enthalten; doch er that sich keinen Zwang an. „Herr Pastor," sprach er unter andern, „Sie haben meinen verstorbenen Seelenhirten, den Magister Gabel, gekannt; wissen Sie aber auch die Anekdote von der besondern Höflichkeit, die er einsmals dem nun auch heimgegangenen Superintendenten, dem Doktor Siegmar, erzeigte?"

Der Pfarrer verneinte die Frage und erinnerte sanft an den Spruch: Lasset die Todten ruhn!

„Allen Respekt vor den Todten!“ versetzte der Major. „Doch der unschuldige Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht stören. Magister Gabel bewirthete einsmals, bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation, den Superintendenten und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magister gesagt hatte, daß der Doktor für sein Leben gern Lichter putze. Kurz, er pflanzte vor seinem Herrn Ephorus ein halbes Dutzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, sie zu schnäuzen. Das that der Doktor denn auch und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranstaltung des Pfarrers, bei diesem Geschäfte niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doktor, der bei mir übernachtete, die Treppe hinab. Magister Gabel stieg vor uns her: in der linken Hand zwei Lichter und in der rechten einen porcellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Als wir nun an der Hausthür von ihm Abschied genommen und er sich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, präsentirte er dem Superintendenten die Lichtputze und sagte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Ist's Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?“ —

„O heilige Einfalt!“ rief der Oberforstmeister ins allgemeine Gelächter, von welchem sich selbst der greise Pfarrer nicht ausschloß. Einige fragten, was der Superintendent entgegnet habe.

„Er sah den Magister starr an,“ — antwortete der Major — „er bat um Erklärung des seltsamen Anerbietens; und als er nun erfuhr, daß er im Rufe eines leidenschaftlichen Lichtputzers stehe, sagte er sanft: Das hat

Ihnen ein Schalk weiß gemacht! und wir gingen lachend von dannen.“ —

Mehr dergleichen Possen erzählte das lebendige Vademecum, und die Tafelzeit verstrich um so geschwinder dabei, da Fräulein Claudine mit einer sonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäste bemerkten, die Folge der Speisen rasch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinflaschen zu leeren.

4.

Nach der Tafel ward der Schulmeister gemeldet und vorgelassen. Er wand und krümmte sich mit der Anrede herein:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner, ich erscheine
Bei deinem Wiegenfest als Sprachrohr der Gemeine.

So ging der Salm, der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und schloß mit den Worten:

Auch wünscht das ganze Dorf, erhabener Patron,
Daß bald dein edler Sproß, der tapfre Martissohn,
Mit Ehr' und Ruhm gekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Lust hier wohne.

„Ein guter Wunsch, dem ich aus vollem Herzen beistimme!“ sprach Herr von Tannhof und füllte die Gläser. Des Abwesenden Gesundheit ward getrunken. Die Böller im Hofe ließen sich dabei hören. Der poetische Redner sträubte sich entsetzlich gegen das erste Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmal gebrochen war, trank er so weidlich, daß einem ungenügsamen Schmarotzer, der nur noch eine einzige Flasche auf dem Tische sah, ganz bange dabei ward. Er warnte den Herrn von

Tannhof, dem Schulmanne nicht so viel einzuschenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „O seht den Menschenfreund!“ rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber selbst, damit es andern nicht schade.“

Indem dieser Einfall belacht wurde, stahl sich der Schulmeister hinweg, und ein Diener vom Hause überreichte seinem Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt stand:

Mit gnädiger Bewilligung

wird von einer

ambulanten Schauspielergesellschaft

sogleich aufgeführt:

Die heimliche Heirath,

ein rührendes Drama in 5 Akten.

Personen:

Baron Grottau.
Ferdinand, sein Sohn.
Seraphine, dessen Gattin.
Zange, ein Advokat.
Krebs, ein Wucherer.
Eleazar, ein Jude.
Greif, ein Kerkermeister.
Bedienten, Wache u. s. w.

„Welche sonderbare Erscheinung!“ rief Herr von Tannhof. „Wo ist denn das Theater?“

„Hier, im blauen Saale des Schlosses,“ antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich staunte, daß sich eine Bande Comödianten — wie sich der unfeine Landjunker ausdrückte — in diese Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof sah sich nach seiner Schwester um; er wollte sie über diesen unerwarteten Vorfall befragen; sie war aber nicht zugegen. Man erklärte sich nun ihre Unruhe bei der Tafel und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufstand von derselben zu bewirken. Auch der Dienerschaft entwickelte sich jetzt das Geheimniß, worüber sie sich Tages vorher die Köpfe zerbrach. „Also für Comödianten hab' ich gesotten und gebraten,“ sagte der Koch. „Schade, daß ich das nicht früher wußte! Die Vagabunden hätten mit schlechtern Speisen, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müssen.“

Herr von Tannhof forderte die Gesellschaft auf, sich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm seinen Hut, um nach Hause zu gehen. Man fragte ihn, warum er sich entfernen wolle. Er antwortete: Es vertrage sich nicht mit seinem Stande, daß er einem Schauspiele beiwohne. Herr von Tannhof stellte ihm vor, daß er sich das in einem Privathause wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achseln und ging mit in den blauen Saal.

5.

Eine jämmerliche Musik, die der Schulmeister mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfing die eintretenden Zuschauer. Die

Hälfte des Saals durchschnitt quer über ein Vorhang, der aus seidenen Fenstergardinen zusammengesetzt war. Das Orchester mußte seine schreienden Fiedeln lange bearbeiten, weil die Schauspieler noch nicht zum Auftreten fertig seyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs stellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem sich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Tannhof erschrack über diesen Mann: denn es war ihm, als säh' er sich doppelt. Auch die übrigen Zuschauer verwunderten sich des Anblicks. Der Theater-Baron, der Anfangs stumm und wie in Gedanken vertieft in einem Armsessel saß, trug nicht nur Tannhofs gewöhnliche Hauskleidung, sondern drehte auch eine von dessen Tabaksdosen durch die Finger und schnupfte daraus mit derselben Manier, die Jenem eigen war. Seine Sprache steigerte die Verwunderung auf's höchste; sie glich der Stimme des Herrn von Tannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbstgespräche, worin er äußerte, daß er sein Gemüth von einer besondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieses Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief mit der Meldung: es habe ihn ein reitender Bote abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!“ sagte der Baron, nachdem er die Aufschrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß sich Dein wackerer Sohn zum Rittmeister aufgeschwungen und den Verdienstorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er sich im letzten Feldzuge ganz besonders auszeichnete, erwarb ihm diese Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der un-

serer Familie so viel Ehre macht und vergib ihm in dieser Rücksicht eine Uebereilung, die uns, beim rechten Lichte besehen, keine Schande bringt.“ —

Der Baron stutzte, las heimlich weiter, fuhr bestürzt zusammen und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat sich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geschlossen!“

Er warf den Brief zornig auf den Tisch, sprang empor, ging mit heftigen Schritten auf und nieder und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er sich, griff wieder nach dem Briefe und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines edeln Mädchens, das den Namen Seraphine mit Recht führt: denn es ist ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waise, deren Vater, ein ehrlicher Landprediger, in der bittersten Armuth starb. Ferdinand entdeckte mir, daß er sie unaussprechlich liebe und ihr ewige Treue geschworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, sprach ich, ist ein vernünftiger Mann, wie es wenige gibt; aber den Stammbaum unsers alten Geschlechts hält er in so hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann seyn; versetzte ich: und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die dein Vater nimmer genehmigen würde. — Dadurch erschreckt, aber dessen ungeachtet beharrlich entschlossen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bei uns keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hindernisse, und ich erfuhr die stille Trauung nicht eher, bis sie mir der junge Ehemann selbst bekannt machte. Da vertraten denn freilich Anfangs un-

freundliche Worte die Stelle der Glückwünsche; doch was war bei der nun einmal geschehenen Sache zu thun? Ich ließ mir, als sich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorstellen. Sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir selbst bekennen, daß sie werth sey, mit Verehrung und Liebe in unsere Familie aufgenommen zu werden. — So steht die Sache, lieber Bruder, und sie wird nicht anders, wenn du auch darüber aus der Haut fahren wolltest. Doch du bist ja kein Don Ranudo de Colibrados, dem sein Stammbaum das höchste Gut ist, und der ihn, bei leerem Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirst, als ein verständiger Mann, deinem Sohne verzeihen. Er bittet fußfällig darum — er kommt — er ist schon da!“ —

Und indem der Baron diese Worte las, stürzte Ferdinand, ein schöner, mit einer prächtigen Husaren-Uniform bekleideter Jüngling ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und sagte mit einer sehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die seiner Lage gemäß waren.

Der Baron donnerte Verwünschungen auf ihn nieder und erklärte mit den härtesten Ausdrücken, daß die heimlich geschlossene Ehe wieder getrennt werden müsse.

„Lieber trenn' ich mich vom Leben!“ sagte der Sohn; und nachdem er den Werth seiner Gattin mit feuriger Beredtsamkeit geschildert hatte, bat er seinen Vater um die einzige Huld, sie ihm vorstellen zu dürfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmlische Anmuth den Sieg über ungünstige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Sirene nicht sehn!“ schnaubte der Vater. Doch Ferdinand eilte fort und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren seltene Schönheit die gesammten Zuschauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenstolzen Baron machte sie keinen so

glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er sich die unwillkommene Schwiegertochter nicht so nahe gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und setzte gegen sie alle schuldige Höflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!“ schrie er wie rasend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus und wollte sich entfernen. Doch Ferdinand ließ sie nicht aus seinen Armen und machte mit beweglichen Worten einen neuen Versuch, das steinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, sondern läutete heftig mit einer Tischglocke und befahl dem herbei eilenden Bedienten, das ganze Hausgesinde zusammenzurufen. „Wozu dieser Befehl?“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb stumm, bis sich das Zimmer mit Domestiken anfüllte. „Ergreift dieses Weib und führt sie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit schäumender Wuth. Ein naseweiser Lakai wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß seinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloh die sämmtliche Dienerschaft. Hierauf wandte er sich zu seinem Vater und sagte: „Wer mein Weib verstößt, verstößt auch mich! Leben Sie wohl!“ — Mit diesen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So schloß sich der erste Akt, und der Vorhang fiel.

6.

Herr von Tannhof hatte diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet, um mit seiner Schwester über den ihm so wunderähnlichen Schauspieler zu sprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indessen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen hervor und nahte sich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein höfliches Gegencompliment, und da kam es ihm sehr befremdlich vor, daß der Baron darüber laut auflachte. Er besah sich

den dreisten Mann näher und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!“ rief er aus. „Was hast du mich und uns alle geäfft! — Wie kamst du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehen?“

„Es war ein Nothschritt;“ antwortete sie. „Der Director der Gesellschaft wollte den Baron Grottau spielen; er ward aber diesen Morgen krank, und es war kein anderer Schauspieler vorhanden, der an seine Stelle treten konnte. Geschwind übernahm ich daher die verlassene Rolle; sonst wäre die ganze Vorstellung rückgängig geworden.“

Ausdrücke des Erstaunens und Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel erschallten von allen Seiten.

„Nein!“ sagte Herr von Tannhof: „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle spielen könntest! — Was wird denn am Ende aus den jungen Leuten?“

„Ich sage mich von meinem Sohne ganz los;“ erwiederte sie. „Er und seine schöne Gemahlin versinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an! Da findest du verschiedene widrige Personen, die nichts Gutes weissagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!“

„Und alle diese herzangreifenden Scenen sollen wir mit ansehn?“ sagte der Bruder. „Ich gestehe frei, daß mir ein solches Schauspiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine sind ein recht liebenswürdiges Paar. Es ist Jammer und Schade, daß so feine Leute das Handwerk herumziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schicksal, das uns hier auf der Bühne vorgestellt wird, nur Dichtung ist, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein.“ —

„Herr Bruder! Herr Bruder!“ sprach Claudine. „Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdest nicht gelinder mit ihm verfahren.“ —

„O! wie kannst du das glauben?“ rief er aus.

7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieses Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, ging auf den Herrn von Tannhof zu und seufzte mit einem rührenden, von Wehmuth fast erstickten Tone: „Mein Vater!“ —

„Soll denn das Schauspiel hier fortgesetzt werden?“ fragte Herr von Tannhof seine Schwester.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, so irren Sie sich in der Person;“ sprach er zu Ferdinand. „Dort steht Ihr Vater!“

„Nein, er ist bei dem rechten Manne!“ — rief Claudine. „Kennst du deinen Ferdinand nicht mehr?“ —

Erschüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte jetzt den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegerischer Bart fremd gemacht hatten. Er schloß ihn, mit einem lebhaften Ausruf der Freude, in seine Arme.

Die umstehende Gesellschaft nahm an dieser Scene fröhlichen Antheil und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht gerades Weges zu ihm gekommen sey, sondern sich ihm erst auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand einen Brief, den der Vater sogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht, ihn zu lesen!“ sagte Claudine. „Er ist von unserm Bruder, und mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, von Wort zu Wort gleichlautend.“

„Ist's möglich?“ — sprach Herr von Tannhof bestürzt, und steckte den Brief in die Tasche.

Der unbescheidene Theil der Gesellschaft machte große Augen und drängte sich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf

und Händen, und ruhte nicht eher, bis sie ihm aus dem Saale hinweg in ein anderes Zimmer folgten.

8.

„Euer Schauspiel sollte die Falle heißen!“ sprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich schlau gefangen!“

„Verzeih!“ sagte Claudine. „Unser Bruder, der General, gab mir diese Kriegslist unter den Fuß. Er schickte mir das junge Paar bei Nacht und Nebel zu, sandte mir zugleich eine Abschrift seines Briefes und den Plan zum ersten Akte des heutigen Schauspiels, dessen weitere Ausführung dir überlassen bleibt.“ —

„Du hast gut reden!“ versetzte er, und rieb sich die Furchen der gekränkten Ahnenliebe von der Stirn. — „Du kennst mich und weißt die Entwickelung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hättest mir mehr Vertrauen beweisen sollen! Doch es sey dir vergeben, und nun geh' und rufe deine Frau!“ —

Ferdinand flog hinter den Vorhang und führte Seraphinen hervor. „Willkommen, liebe Tochter!“ rief ihr Herr von Tannhof entgegen und überhob sie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

Das war Claudinens Triumph! Denn nicht der General, sondern sie hatte für ihren Bruder, dessen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt war, das dramatische Netz gestrickt und darüber seit mehrern Monaten einen geheimen Briefwechsel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bei der Abendtafel die Gesundheit aus: „Die guten und klugen Tanten sollen leben!“

3.

4.

5.

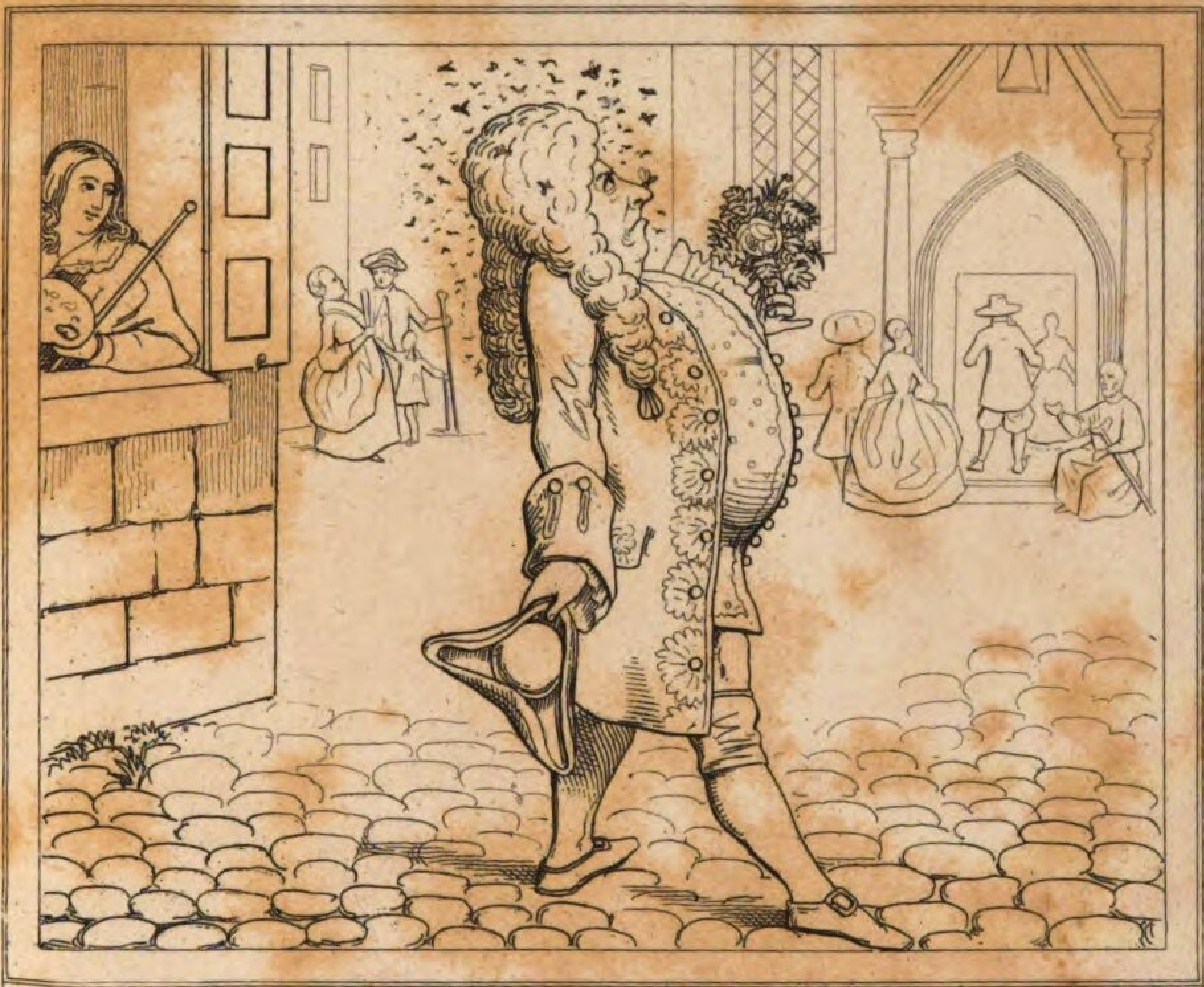
6.

VI

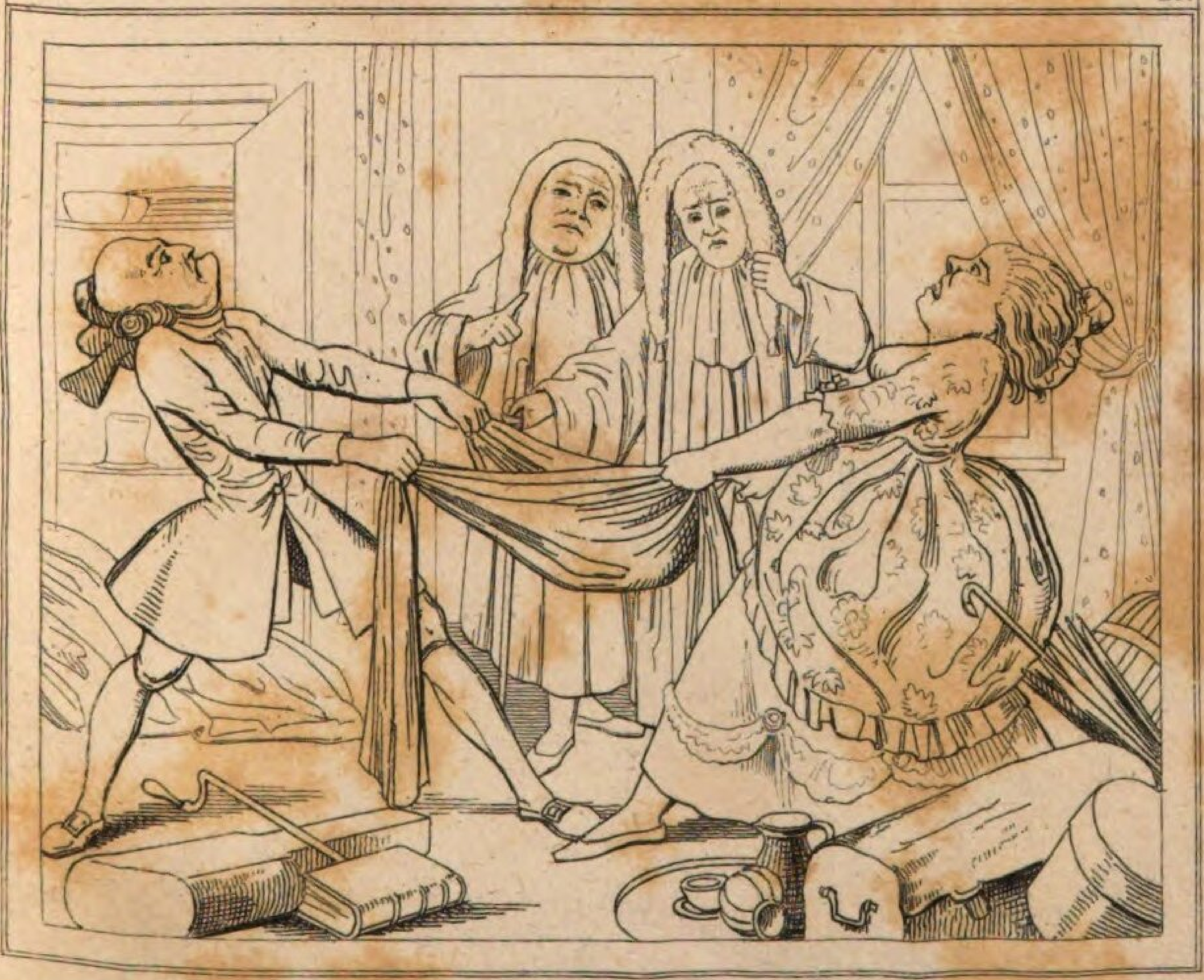
7.

8.

9.



10.



VI.

11.

12.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften

Bd.: 6

Stuttgart 1841

P.o.germ. 792 x-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113475-8